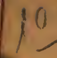

Eine
Deutsche Heldin
Von
Ludwig Detter





Eine deutsche Heldin

Eine deutsche Heldin

Erlebnisse einer Roten-Kreuz-Schwester.

Nach Aufzeichnungen von
Hertha Immensee.

Roman

von

Ludwig Detter

1.—5. Tausend.



Leipzig
Verlag von Paul List.

Druck von
Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.

Anklingen.

Eine große Zeit ist immer die Reifeprüfung für ein ganzes Volk.

Das Heldentum erwacht.

Wie unter der wärmebringenden Kraft des Frühlings das Leben aus der Erde drängt in tausend Formen und Gestalten — klein und groß, winzig, gewaltig, herrlich, bescheiden — lieblich — und voll blumender Leidenschaft . . ., so steht unter dem Sturmhauch der großen Zeit die Kraft eines Volkes auf — und der günstige Augenblick — genialer Menschenwitz — und gottweiter Wille gebären Helden und Heldinnen — und die großen Taten.

Sie bilden Fest- und Gedenktage im Leben der Nachkommen — und Andacht und Dank dürfen nie ersterben in den Erben.

Die großen Heldentaten ragen auf — als Wegweiser eines Volkes

Aber es gibt auch ein anderes Heldentum — kleiner — und doch so ehrenwert wie das große.

Nicht jeder Diamant kann ein Kohinor sein!

Dieses kleinere Heldentum —, das sein Menschenleben auf den Opferaltar des Vaterlandes wirft — als seine Gabe, dieses kleinere Heldentum — mit seiner nimmermüden Menschenliebe und seinem unsterb-

lichen Glauben an den Wert des Guten — dieses kleinere Heldentum mit seiner aufopfernden Anhänglichkeit an die Heimatscholle, an Haus und Hof und Herd, dieses kleinere Heldentum mit seiner diamantenen Treue im Herzen und seiner stählernen Pflicht im Hirn — ist das Herz des Vaterlandes. Wie liebe ich dieses kleinere Heldentum! —

Von kleineren Helden und Heldinnen will ich erzählen.



1.

Im unteren Maintale — Frankfurt zu, liegt die bayerische Stadt Aschaffenburg. Das rote, massige Schloß überragt die weitgedehnten Straßen- und Gassenzüge. Herrliche Anlagen drängen sich zwischen seine Landhaus-Siedelungen. Von den Nordhöhen klingt der Sang der Spessartwälder in das geschäftige Getriebe der rührigen Stadt. Im Spätherbst aber, wenn die Buchenhalden des Spessart zu goldenen Wolken erstarren und in der Abendsonne talwärts glasten . . ., dann fühlt man noch mehr als sonst — wie reich bedacht an Licht und Farben und Leben bist du, du schöne Stadt!

Die Ecke der Wermbach- und Sandstraße bildet der Gasthof „Deutschland", ein Mittelpunkt der Bürgergeselligkeit.

Sonst!

Heute war es anders!

Es war der siebente August 1914 —, der fünfte Tag nach der Mobilmachung Deutschlands zum Völkerkriege. Am 3. August — am zweiten Mobilmachungstage war das Stammbataillon der 2er Jäger ins Feld fortgezogen. Morgen — am 6. Mobilmachungstage — am 8. August sollte das Reserve-Bataillon der 2er Jäger dem Rufe des Vaterlandes folgen.

Die Gasthäuser standen leer.

Das ganze Leben der Stadt war auf die Straße gedrängt und flutete auf der einen Seite von der Kaserne der 2er Jäger hinweg, um auf der anderen Seite wieder in ihr zu münden.

Die Soldaten machten noch nötige Einkäufe. Man verabschiedete sich durch Händedruck und in mutigen Worten von Freunden, Bekannten, Verwandten — von Vater, Bruder, Schwester — von Muttern — und von Braut und Liebchen, von Weib und Kind! Und ein Gedanke ging durch die Stadt, — von Straße zu Straße, von Gasse zu Gasse, von Haus zu Haus, von Türe zu Türe, von Seele zu Seele . . . ein Gedanke stolz, groß, als wäre er wie ein lichtes Gotteswort in Herz und Hirn dieser Menschen gesunken — und zur Seele dieser Stadt geworden — der Gedanke: Vaterland — Vaterland — Vaterland!

Im Wohnzimmer des Gasthofes „Deutschland" saß Frau Heerwagen, die Frau des Hauses — und sah tränenden Auges in den blauenden Augusttag hinaus. Ihr Kind, ihr Sohn, ihr einziger Sohn, ihr liebstes auf dieser Welt — mußte fort in den Krieg — morgen schon; — morgen um diese Zeit war er schon aus dem Hause . . . ., um vielleicht nie wieder zu kommen — nie wieder! . . .

Für ihn hatte sie nun drei Jahrzehnte gearbeitet, gedacht, geplant, gesorgt, gespart, errafft und gesammelt, für ihn hatte sie gelebt, damit er einmal in angenehme Verhältnisse hineinkommen könne und dankbar seiner Eltern gedenken möge! . .

Und nun —?

Sie fühlte wie die Lebensfreude in ihr abblätterte, wie alle Helle, wie alles Frohe und Freudige, alles Hoffende und Glaubende, alles Lichte in ihr erlosch. Da beugte sich eine schwarze Schattengestalt über sie

— der Schmerz — drückte ihr Haupt in ihre Hände und auf den Tisch, — nun ließ sie den Tränen freien Lauf.

Sie hörte es nicht, als ein junger Mann im Alter von 28 Jahren in der feldgrauen Uniform der 2er Jäger ins Zimmer getreten war. Einige Herzschläge lang war es, als würde auch ihn der Schmerz übermannen. Aber sein Wille war stark. Leisen Trittes ging er zur Mutter, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte mit liebender Stimme: „Mutter, nicht so! — Mutter! Es muß ja sein! Es muß sein! Wo das Vaterland auf dem Spiele steht, muß das eigene kleine Interesse beiseite stehen!"

Da drängte Frau Heerwagen den Schmerz zurück und sagte tiefaufseufzend: „Ja, ja — es muß sein! Aber ein Mutterherz will es nicht glauben!"

Dann entstand eine Pause.

„Hast du den Vater gesprochen?" fragte der Sohn.

„Ja, ich habe mit ihm gesprochen!" erwiderte die Mutter.

„Und?"

„Sein Starrkopf ist unbeugsam!"

„Unbeugsam! Auch jetzt noch, nachdem er weiß, daß ich morgen ins Feld ziehe?"

„Er wird nie und nimmer zugeben" sagte er, „daß du die Tochter des Mannes heiratest, der sein schärfster politischer Gegner ist."

„Ich meine in diesen Tagen, in dieser großen Zeit hat jede Parteipolitik aufgehört —; und es gibt nur eine Politik und eine Partei — und die heißt: „Vaterland."

Sage es ihm! Rede selbst mit ihm! Du kannst ihm mit besseren Worten erwidern!

Du weißt: ich habe es getan und tue es nicht wieder! Kann es nicht mehr tun. Ich habe damals

zu Vater gesagt: ich werde nie wieder mit ihm ein Wort in dieser Angelegenheit reden. Ich halte mein Manneswort!"

„Du hast eben seinen Brausekopf und Starrsinn!" — „Aber" und die Mutter seufzte tief auf.

„Aber?"

„Du weißt, Erwin — wie sehr ich an dir hänge, und wie du mein alles bist. —" Der Mutter Stimme zitterte bedenklich. „Du weißt wohl, wie ich nur auf eines bedacht bin, dich glücklich zu sehen. Dein Glück ist mein Glück! — Du weißt: ich habe ja auch immer gedacht: Die Frau, die einmal in dieses Haus als meine Schwiegertochter einziehen soll, möchte anders beschaffen sein — als das Mädchen, das du liebst —, möchte vor allem ein Mädchen sein, das groß geworden ist in der Hausarbeit, mit dem Hauswesen verwachsen ist — möchte eine Hausfrau sein. — Ich bin nur eine einfache Frau und habe keine weitere Schule als die Volksschule besucht; aber ich habe nun seit nahezu dreißig Jahren in der Schule des Lebens gearbeitet, die im Grunde genommen die wichtigste Schule ist, und habe in dieser Schule gute Erfolge erzielt; denn dein Vater und ich haben in den dreißig Jahren dieses Haus aus kleinen Anfängen zum ersten Gasthaus der Stadt gemacht und zu einem der einträglichsten Geschäftshäuser. Also habe ich auch eine höhere Prüfung — eigentlich die höchste Prüfung, die Prüfung des Lebens bestanden — und habe somit ein Recht zu reden. Und so sage ich: Ich habe die Welt immer geschaut, wie sie wirklich ist — und muß mir deshalb sagen: Alle Wissenschaft und alle gute Kunst in Ehren! Aber das Hauswesen ist eben auch eine Wissenschaft, auch so eine Kunst — so wichtig und so schwierig wie jede andere und so notwendig wie jede andere Kunst und

Wissenschaft — und muß auch erlernt, erstudiert, erprobiert und erworben sein. Und wer hierin gut bestehen will —, der braucht reichlich Zeit dazu; im Handumdrehen wird kein Mensch hier tüchtiges leisten können — so wenig wie auf einem anderen Gebiete! . . Das ist meine Weisheit — meine Lebensweisheit — Erwin!"

„Deine treffliche Lebensweisheit weiß ich zu schätzen, Mutter."

„So, du weißt sie zu schätzen? — und das Mädchen, das du liebst, ist eine Lehrerin!"

„Und ein hervorragend gut geeigenschafteter Mensch," ergänzte der Sohn mit Nachdruck.

„Ein hervorragend gut geeigenschafteter Mensch," wiederholte die Mutter. „Ich weiß: Sie hat ihr Volksschullehrerinnen-Examen als eine der Besten bestanden, sie hat die Prüfung als Sprachenlehrerin für Mittelschulen mit ganz tüchtigen Erfolgen abgeleistet —, sie ist also geistig hoch begabt, ist körperlich gesund und von stattlicher Gestalt, so wie ich mir immer das Mädchen dachte, das einmal deine Frau werden sollte! — und sie ist ein schönes Mädchen —, das muß ihr der Neid zugestehen, — aber sie ist keine Hausfrau, und wird nie eine werden; denn sie ist in einem anderen Können groß geworden!"

„Das ist engherzig gedacht, Mutter; das Vorurteil trübt deinen Blick. Wer als Lehrerin oder sei es in irgend einer anderen Kunst, etwas Tüchtiges geleistet hat, der hat arbeiten gelernt. Und Arbeiten ist doch der Kern bei allem Können — also auch beim Hauswesen. Und als Beweis hierfür will ich dir nun sagen, was ich dir bislang verschwiegen habe: Hertha Immensee ist seit einem Jahre als Lehrerin der höheren Mädchenschule beurlaubt. Sie hat dieses Jahr benützt, um sich in der Haushaltungsschule in Miesbach für das

praktische Hauswesen zu ertüchtigen. Sie hat Mägdedienst getan, um sie zu kennen und hat in Küche und im Hauswesen mit ernstem Streben gearbeitet; denn ihr Zeugnis gesteht ihr die Eigenschaft „vorzüglich“ zu.

„So“ — sagte die Mutter sehr überrascht —, das ist allerdings etwas anderes. Obwohl solche Schnellpressen manchesmal ein Ansehen geben, das nicht von Dauer ist. Aber ich ändere mein Urteil! — So — das hat sie getan? — Nun ja — das lobe ich ja! — Ich weiß: Sie läßt nicht von dir und du läßt nicht von ihr! — In Gottesnamen denn! — Dein Glück ist mein Glück — Erwin! Ich stehe Euch nicht im Wege. Sage auch nichts weiter davon, daß sie vermögenslos ist . . . aber der Vater! — Ich habe in den letzten Wochen — Tage und Nächte über Euch beide nachgedacht — über dich und über Hertha Immensee. Und nun sage ich dir auch etwas, Erwin, damit du einsiehst, wie sehr mein Leben an deines gebunden ist: „Es geschehen in diesen Tagen soviele außergewöhnliche Dinge, daß ein einzelner Fall in der Öffentlichkeit rasch wieder versinkt — und so dachte ich mir: Ihr könntet Euch beide morgen vor dem Ausmarsche nottrauen lassen. Bei einer Nottrauung fallen, soviel ich erfahren habe, viele Dinge hinweg, die sonst als Hemmnis gelten würden — so die Einwilligung der Eltern, in Euerem Falle die Einwilligung des Vaters —, denn meine Einwilligung habt Ihr ja nun . .“

Einige Herzschläge lang stand der Sohn wie starr.., so überraschend kamen die Worte der Mutter an ihn — daran hatte er nicht gedacht.

Aber nun erkannte er wie noch nie, wie grenzenlos sorgend, hütend und gebend die Mutterliebe um ihn stand.

„Das sagst du Mutter? — du Mutter sagst mir das? — So liebst du mich? — Mutter! —"

Er eilte auf sie zu, schloß sie in seine Arme und küßte ihr Stirne und Wange und Mund.

„Der Vater wird zürnen," sagte die Mutter nach einiger Zeit; „aber wenn Hertha Immensee so ist, wie du sie schaust, dann wird ihr kluger Sinn von ihr zu Vaters Herzen wohl mählich eine Brücke bauen. Und ehrt sie mich und ehrt sie ihre Arbeit, dann soll sie in mir eine Freundin finden, deren Treue nie wankt, eine Mutter, die ihr mit Liebe lohnt."

2.

Es war am späten Nachmittag desselben Tages. — Auf der Höhe des Bügelberges, wo die strotzenden Buchenwälder des Spessarts von Osten herandrängen, bis sie die schöne Stadt im Tale des Main eräugen, stand Erwin Heerwagen und wartete auf Hertha Immensee.

Erwin Heerwagen war ein Aschaffenburger Kind und sein ganzes bisheriges Leben war mit diesem Fleckchen Erde verwachsen. Die sinkende Sonne verschärfte Licht und Schatten und zeichnete das Bild der giebelreichen Stadt, des roten, hochragenden und massigen Schlosses, des zierlichen Pompejanums und des weitgeflachten Maintals mit seltener Klarheit vor seine Sinne. Welch ein buntes, reichgestaltiges und frohes Bild! Das Echo wurde wach in seiner Seele und sagte unaufhörlich und leise wie ein klingender Bronnen: „Wie liebe ich dich, Vaterstadt! Heimstätte meiner Jugend — Pflanzstätte meiner Hoffnungen!"

Er setzte sich auf den Stamm einer gefällten Weiß-

buche, lockte „Biene", der Wolfshündin, seinem steten Begleiter, und sagte zu ihr: „Kusch dich, Biene!"

Die Hündin legte sich neben ihren Herrn an die Erde, Schnauze und Lichter dem Walde zugewandt. Nur von dieser Seite her konnte ihrem Herrn eine **Gefahr** kommen! Erwin Heerwagen merkte es, klopfte ihr beifällig auf den breiten Schädel und sagte: „Du bist ein kluges Tier und dein Zweck ist dir Pflicht."

Dann lauschte er mit Behagen auf die hundertstimmigen Laute, die das Leben der Stadt zu ihm emporwarf.

Jeder Laut war ihm bekannt.

Da sah er die Ebereschen-Allee des Büchelberges eine Schar Knaben heraufziehen, mit Holzsäbeln und Stecken als Gewehr — ausgerüstet, mit Papierhelmen bewehrt und von einem wilden, kriegerischen Geist beseelt. Eine Fahne in deutschen und eine Fahne in bayerischen Farben flatterte in Sturmbewegungen voraus. Ein Handwägelchen wurde als Sanitäterwagen hinten nachgezogen. Der Kampfgeist machte die jugendlichen Stimmen hart und kreischend, als sie das Fluglied vom Kameraden sangen, das damals in jenen Augusttagen noch neu war in seiner wörtlichen und sanglichen Abänderung:

Ich hatt' einen Kameraden
Einen besser'n find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite:
Gloria, Gloria — Viktoria!
Mit Herz und Hand fürs Vaterland.
Die Vöglein im Walde
Sie sangen so wunder-wunderschön:
In der Heimat, in der Heimat
Da gibt's ein Wiederseh'n!

Die Schlußworte: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n" wurden von begeisterten Knabenstimmen so überschrien, daß jede Stimme in einer anderen Tonart ausklang.

Wie ein Steinwurf, der einen ruhenden Wasserspiegel zerschlägt, so daß minutenlang Welle auf Welle über ihn hinrollt —, so waren die Worte: „In der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n" in Erwin Heerwagens Seele geflogen, schlugen die Träumerwonne in ihm zu Scherben und ließ an ihrer Stelle einen Gedanken in ihm aufspringen und mit rasender Wucht groß und mächtig werden in ihm, so daß alles Denken und Fühlen in seinem Banne lag, der Gedanke: „In der Heimat, da gibts kein Wiedersehen!" — Heimat, du schöne Vaterstadt, du Zaubergarten meiner Jugend, du anmutreiches Tal des Maines — ich werde Euch nicht wiedersehen!"

In diesem Augenblicke fühlte er, wie sich eine weiche Hand auf seine Schulter legte, und eine Mädchenstimme sprach leis und lieb: „Träumer! — Hat dich deine Vaterstadt so in ihren Bann gezogen, daß du mein Nahen nicht hörtest, obwohl „Biene" aufsprang und mir entgegeneilte?"

Da wandte er sich um und sah Hertha Immensee vor sich stehen. Ein weißes Leinenkleid ließ ihre stattliche Gestalt noch höher erscheinen. Das Schöne weiß mit einfachen Mitteln zu wirken. Es machte ihr Freude, diese Regel an ihr selbst zu verkörpern.

Über den Arm hatte sie den weitkrämpigen, weißen Sommerhut am Bande hängen. Ihr üppiges Haar, das sie in einer Fülle von dünnen Zöpfen in kunstvoller Form wie einen Turban ums Haupt geflochten hatte — war schwarz wie ein Rabenflügel. Im Wechsel des Lichtes schimmerte es manchesmal bläulich auf.

So sah er Hertha Immensee vor sich stehen, und der trübe Gedanke war in ihm wie ein kalter Schatten verflogen.

Er freute sich ihrer jugendfrischen Schönheit.

Sie schob ihren Arm in seinen und sagte mit heißer Stimme:

„Komm! —

Die Stunden werden vergehen — rascher als die Wellen im Winde gehen."

Und sie schritten waldeinwärts.

Der Steig war eng und zwang sie, sich aneinander zu schmiegen.

Ein grünlicher Schimmer füllte die Buchenhalden.

Über den Häuptern der beiden flüsterten unaufhörlich Buchenblatt und Sonnenglut. —

Tiefer im Buchenwalde war an einer verborgenen Stelle eine gerundete Lichtung. Wie eine leuchtende Erscheinung stand in deren Mitte eine Birke von seltener Größe. Ihr silberner Stamm sprang massig aus der Erde und tastete — in eine Fülle mächtiger Äste sich teilend — weit und hoch umher — Licht und Luft und Leben suchend. In strotzenden Sturzwellen überrieselte die Blätterpracht sein Gewirr von Ästen und Zweigen und Zweiglein, von denen manche in langen, schwanken Strähnen mit den kleinen, spitzen Blättern fast bis zur mosigen Erde tropften.

Die beiden Menschenkinder blieben stehen und lauschten dem waldgeborgenen Märchen. Da fiel die Abendsonne in die Rotunde.

„Wie schön!" sagte Hertha Immensee. „Unsere Freundin brennt vor Lust! Siehst du es, sie winkt uns mit ihren silbernen Armen und Händen! Hörst du nicht die tausend und abertausend Stimmchen

der Blätter klingen? Sie wollen wieder Menschenglück und Menschenliebe schauen!"

Da durchwallte Erwin Heerwagens Blut heißes Verlangen. Mit raschem Arm zog er Hertha Immensee an sich und küßte ihr Mund und Wange mit Leidenschaft.

Dann setzten sie sich unter die Birke an den gewohnten Platz.

Und Erwin Heerwagen sprach:

„Ich habe heute morgen mit der Mutter gesprochen. Sie war nur gegen dich, weil sie sich sagte: Du seist wohl für Unterricht und Schule, für Wissenschaft und Kunst — aber nicht für das Hauswesen gebildet und ertüchtigt. Und was man nicht kann, faßt man nicht an. Und was man nicht versteht, macht einem keine Freude. Eine Hausfrau, die kein Hausfrauen-Können hat, wird am Hausfrauensein keine Freude haben — und dann besser keine Hausfrau. Denn nur die Lust und Liebe, die aus unserem Können wächst — segnet unsere Arbeit."

„Deine Mutter denkt so klug, wie sie gesund fühlt," warf Hertha Immensee mit ruhiger Stimme ein.

Erwin Heerwagen aber fuhr fort: „Als ich ihr dann sagte, daß du in dieser Hinsicht wohl gleichen Sinnes mit ihr bist und wie ernst du diese Angelegenheit nimmst, und was du getan, um Hausfrauendienst praktisch zu erlernen —, von diesen Augenblicken an war sie für dich!"

„Sie war für mich?" wiederholte Hertha Immensee leise und mit Bedacht.

„Und in welchem Grade sie nun für dich ist" sprach Erwin Heerwagen weiter, „magst du daraus ermessen, daß sie mir, daß sie uns den Rat gab, den nur herzechte Mutterliebe zu geben vermag . . ."

„Welchen Rat?" frug Hertha Immensee Stimmegespannt.

„Seit einigen Tagen ist eine neue Zeit erstanden, eine große Zeit —, die es mit sich bringt, daß manches Außergewöhnliche sich ereignet —, und was sonst Muhme und Base und Vetternschaft und die althergebrachte, erstarrte Gewohnheit der Gesellschaft in Aufregung gebracht hätte — kann geschehen —, und „man" wundert sich nicht besonders, man tadelt nicht, man gesteht ihm sogar ein Recht zu . . ."

„Das muß allerdings etwas Absonderliches sein, was einer so umständlichen Begründung bedarf," warf Hertha Immensee ein.

Das Absonderliche heißt: „Morgen früh eine Stunde vor Abmarsch des Ersatzbataillons der 2er Jäger — werden wir uns nottrauen lassen. —"

„Wir werden uns nottrauen lassen?" — in Hertha Immensees Ton und Gebärde lag die höchste Überraschung.

Erwin Heerwagen ließ sie nicht zu Worte kommen und sprach weiter — die Worte der Mutter wiederholend, die sie vormittags zu ihm gesprochen hatte: „Der Vater steht dann vor einer vollendeten Tatsache und wird mit ihr rechnen müssen. Und wenn er dich erst einmal kennen gelernt hat, näher kennen gelernt — dessen bin ich sicher: Es wird dein kluger Sinn sich mählich einen Weg zu bahnen wissen — zu seinem Herzen!"

Da erwiederte sie: „Mein „kluger Sinn" wird solche Wege nie sich bahnen wollen, weil mein „kluger Sinn" mir sagt: Ich will mir nicht durch List erwerben, was mir nur als völlig freies Willensgeschenk deiner Eltern zugestanden werden kann — das Recht auf deinen Besitz. Ich werde mich nie in das Haus deiner Eltern einschleichen, um ihren kostbarsten Besitz — ihren Sohn — mir heimlich anzueignen. Ich werde in dein Vater-

haus nur eintreten auf dem öffentlichen, jedermann sichtbaren Weg . . . und nie als Bettlerin, sondern nur von deinen Eltern gewünscht und begrüßt.

Und können das deine Eltern nicht, kann ich ihnen nicht wünschenswert erscheinen, dann muß ich erwidern: Mein Ehrgefühl und die Selbstachtung in mir befehlen mir, ihnen dann zu sagen: Dann kann ich nie und will nie Eure Tochter werden!

Ich werde mich nie der Gnade oder Ungnade deines Vaters ausliefern! — Der Gnade nicht, weil es kein Verbrechen ist, daß wir uns lieben — und der Ungnade nicht, weil ich ihr nicht das leiseste Recht zugestehe! —

Eine Nottrauung würde unter den gegebenen Verhältnissen, wie sie für uns liegen — von vielen, wohl von den meisten, als eine Überrumplung deines Willens ausgelegt werden —, und alle Schuld würde mir als der Zurückbleibenden zugeschoben. Das mußt du dir bei ruhiger Überlegung doch auch sagen, Erwin! — Du ziehst in den Krieg, in einen Krieg, der ungeheure Opfer an Menschenleben erfordern wird. Wer kann Bürge sein, daß nicht auch dein teures Leben auf dem Opferaltar des Vaterlandes enden wird? — Es zu denken ist ja entsetzlich!"

Sie ergriff seine Hand und preßte sie an ihre wogende Brust.

„Und dann," fuhr sie fort, „dann stehe ich da als deine Frau, — dein Name haftet mir an und gibt mir Rechte, — und deine Eltern würden ängstlich zuwarten, welche Ansprüche ich auf Grund dieser Rechte machen würde! Dein Tod hätte uns nicht näher gebracht, im Gegenteil — mit deinem Nichtsein wäre die Kluft zwischen deinen Eltern und mir nur noch weiter geworden! Und die allezeit bereite „Nächstenliebe" der Menschen würde kommen und zu mir sagen:

Verlangen Sie! Fordern Sie! Sie sind die nächste Verwandte! — — um von mir hinweg zu deinen Eltern zu eilen und ihnen ins Ohr zu flüstern: Gebt nichts! Verweigert alles! Sie hat sich ihre Rechte nur erschlichen! —

Du mutest mir nicht zu, so etwas an Unwürde zu ertragen — was dein stolzer Mannessinn entsetzt von sich weisen würde. So bäumt sich in Herz und Hirn mein Stolz auf!

Ich habe als Mittelschullehrerin, als Lehrerin einer höheren Mädchenschule, eine Stellung, die mir ein reichliches Auskommen und eine sorgenfreie, angenehme Lebensführung ermöglicht.

Wenn ich einen sicheren und schönen Besitz aufgebe, so kann mich dazu nur etwas veranlassen, was mir höher und weibechter, weibberechtigter erscheint — die Liebe! — Unsere Liebe! — Ihr allein diene ich! — Ihr allein opfere ich mich! —"

„Ich habe dir von dem Plane, den meine Mutter ausgeheckt hat," erwiderte Erwin Heerwagen — „nur gesagt, weil ich dir damit zeigen wollte, wie sehr sie nun an deiner Seite steht. Ich selbst habe an eine Nottrauung nicht gedacht, weil ich mir im vorhinein sagte: Du würdest dazu nie deine Einwilligung geben, und weil ich all das, was du soeben als Gegengründe angeführt hast, im Kerne auch gefühlt und gedacht habe, und weil ich mir vor allem sagte: Ich gehe in den Krieg; und wenn ich nicht wiederkomme, dann sollst du frei sein — Hertha — völlig frei! Und auch nicht ein Schatten der Vergangenheit soll hemmend dir im Wege liegen!

Und unsere Liebe, die auch mir das Höchste war in meinem Leben, sie soll dir dann ein Lichtpunkt bleiben in deinem Gedenken, eine Erinnerung — wie sie ein

sommerschöner Tag gibt, mehr nicht — ! — mir jedoch, wenn es das unerbittliche Schicksal so verfügt, daß ich auf dem Schlachtfelde zu Tode getroffen — falle, mir soll dann unsere Liebe — ein ewiges Licht im Grabe sein! —"

Da schlang sie ihren Arm um seinen Hals und küßte ihn mit Andacht auf die Lippen. — Dann schmiegte sie sich enger und enger an ihn und sagte mit leiser, bebender Stimme: „Nicht so, Erwin! Laß uns nicht vom Tode reden, wo das Leben um uns steht in schöner Fülle."

Ihre Mädchenstimme durchlohte eine liebe Lust, als sie dann kosend zu ihm sprach: „Laß uns die Stunde genießen, die unser ist für alle Ewigkeit! — Das Leben allein nur hat ein Recht!"

Als sich die Beiden erhoben, stand ein grünes Dämmern im Walde.

Sie sahen die Rehe vom Äsen lagerwärts ziehen. Und manchesmal langte ein rascher Schatten über sie hin. Uhu und Eule, die nach dem Stoppelfelde zogen auf die Mäusejagd.

Am Rande des Waldes blieben beide stehen und sahen nach der Stadt im Tale des Main — und sahen wie die bunden Bilder in den Schatten der Nacht versanken —. Sie sahen wortlos diesem Sterben zu.

Da fühlten sie wie in ihnen der gleiche Gedanke erstanden und groß geworden war und in wenigen Sekunden ihr Denken und Fühlen beherrschte.

Hertha Immensee lehnte ihr Haupt an ihres Liebsten Schulter und sagte mit wehmuttrüber Stimme: „Wenn du nicht mehr wiederkämst — Erwin — wenn du nicht mehr wiederkämst? . . . Erwin! . . ."

„Wenn ich nicht mehr wiederkomme, Herzallerliebste mein . . ." wiederholte auch er, als spräche er im Traume.

In diesem Augenblicke ging an den beiden Menschen etwas vorüber — wie ein eisiger Hauch und schwärzer als jede Nacht, weil es die ewige Nacht in sich trägt — der Schatten des Todes . . . Die Leiber der beiden schauerten zusammen.

Hertha Immensee krampfte ihre Hände zu Fäusten, preßte sie an ihre Schläfen und sprach ihr Ahnen in die sternende Nacht hinein: „Wenn du nicht wiederkommst! — niemals wiederkommst, Erwin —? niemals wiederkommst — — —?"

Da zog er sie an sich mit fester Hand und sagte mit erzwungener Ruhe: „Denke das nicht, Hertha! jetzt darfst du das nicht denken! — Nur ein Gedanke darf in diesen Stunden in uns stehen: Vaterland, dir will ich dienen mit Gut und Blut und allem was mein Eigen ist! Und dieser Gedanke muß unser Wegweiser sein, der uns allimmer zuraunt: Sieg, Sieg, Sieg und Ruhm dem deutschen Vaterlande!"

Mit lauter Stimme, als müßte sein Ton über alle deutsche Gauen hinlangen, hatte er diese Worte gesprochen, und Kraft und Mut ließen seine Mannesgestalt höher wachsen. Da war auch sie stark. Sie riß sich von ihm los und sah mit leuchtenden Augen nach dem Geliebten und sah ihn vor sich stehn voll Stärke und Stolz und Glauben! So schön und reich hätte sie ihn noch nie geschaut — ein Bild des deutschen Mannes!

Sie sagte mit willensfester Stimme und ihr graublaues Auge stand voll Glanz und Glauben: „Ich will stark sein wie Du! — Ja, es gibt Höheres als das eigene Ich — Das Vaterland!"

Dann schritten sie langsam, Arm in Arm und innig aneinander gelehnt — talwärts, blieben oft stehen und tranken die Lust ihres Leibes von ihren Lippen . . .

Immer sternenreicher wurde die laue Nacht.

Es duftete nach Thymian und Lawendel.

Die Wasser des Maines schimmerten wie ein riesiges Silberband im Mondenlichte.

3.

Am andern Tage neun Uhr morgens zog das Reserve-Bataillon in der Kriegsstärke von 1200 Mann von der Kaserne nach dem Bahnhof. Die gesamte Einwohnerschaft der Stadt war auf den Beinen und reihte sich die Straßen entlang — zu Menschenmauern, um den ausziehenden Kriegern „Lebewohl" zu sagen. Die Balkone und Fenster der anliegenden Häuser waren dicht besetzt. War schon beim Auszug des Stamm-Bataillons die Begeisterung und Anteilnahme der Bevölkerung eine tiefgehende gewesen, so erfuhr die Erregung und Anteilnahme heute noch eine wesentliche Vertiefung und Erweiterung. Waren doch die Krieger, die mit dem Ersatz-Bataillon die Heimat verließen, zum guten Teil verheiratete Männer, die Geschäft und Amt, das sie sich in schwerem Lebenskampfe bereits errungen hatten, die Frau und Kind — verließen — um den heiligen Dienst für das Vaterland zu tun.

Darunter waren viele Ortsansäßige.

Diesesmal zog ein gut Stück Herz der Stadt mit fort — und dem todbrohenden Schlachtfelde entgegen.

Da hörte man von der Kaserne her den Marschgesang des ausziehenden Bataillons.

„Sie kommen!" gellte es von Mund zu Mund die unabsehbar gedehnten Menschenmauern entlang.

Das Vaterlandslied der Vaterlandslieder, der Hochgesang deutschen Mutes und deutscher Treue:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall. . ."

von 1200 Männerstimmen gesungen brandete in gellenden Sturzwellen von Straße zu Straße, von Gasse zu Gasse — von Ohr zu Ohr, von Herz und Herz — alles in seinen Bann zwingend.

„und aller Augen blitzen hell.
Der Deutsche — bieder, fromm und stark —
Beschützt die heil'ge Landesmark."

Brausende Hochrufe schallten der Kriegerschar entgegen und weckten ein donnerndes: Hurra! Hurra!

Da bog der Zug in die Wermbachstraße.

An dem Erkerfenster ihrer bescheidenen Wohnung stand in hoher Gestalt — Hertha Immensee.

Brennenden Auges suchte sie die wogende Masse der Krieger ab. Da hatte sie Erwin Heerwagen erschaut, der den Arm grüßend gegen sie hoch hob. Ein Kränzlein von herbduftendem Birkenlaub — von schwarzweißroten und blauweißen Bändchen durchwunden — flog ihm entgegen. Er fing es auf, preßte es an die Lippen und legte es rasch um seine Helmspitze. Er hatte verstanden, was das Kränzlein besagen sollte: Erinnerung und Gruß!

Dann war der Zug vorüber; nochmals, nochmals und wieder sah sie ihn zurückschauen und zurückwinken, bis der Zug um die scharfe Ecke in die Heerstallstraße eingebogen und ihren Blicken entschwunden war. Das tosende Hochrufen der Menschenmassen und das hallende

„Hurra!" der Truppen klang noch oft und dann immer ferner und schwächer in ihre einsame Stube. Sie trat vom Fenster zurück, lehnte sich in einen Stuhl und sah träumenden und tränenden Auges in den blauen Tag hinaus.

Trübe Gedanken überkamen sie. Um sie abzuwehren eilte sie hinaus aus der engen Stube in den blauleuchtenden Tag, die Höhe des Büchelberges hinan, in die Sommerpracht der Buchenhalden bis an die „Birke der Liebe".

Dort lehnte sie sich an den Stamm, gedachte der Stunden unsagbarer Wonnen und weinte leise.

Da wurde ihr der Glaube wieder.

Vom Bahnhof her klang der Sang der abfahrenden Krieger:

„Deutschland, Deutschland über alles!"
über alles in der Welt. . .

Da trat sie vor an den Rand des Buchenwaldes in die weithinwallende Augustsonne, — sah den Militärzug langsam den Bahnhof verlassen und ungezählte Arme und Hände „Lebewohl winken". Schon wurde der Zug kleiner und kleiner, noch immer hörte man fernher klingen, als sprächen Wind und Erde mit:

„Deutschland, Deutschland über alles".

Und unaufhörlich raunte das Echo auch in ihr:

„Deutschland, Deutschland über alles".

Da war sie stark.

Sie reckte die Arme hoch, wie zum Schwure und sagte leise aber mit der ganzen Kraft ihrer Seele in den blauen Tag hinein:

„Wie klein bin ich, wie groß bist du, mein Vaterland du; ich diene dir! —

Und raschen, frohen Schrittes ging sie die Höhe hinab und von Stein und Blume, von Acker und

Main, von Stadtbild und Maingeströme langte die Erinnerung nach ihr.

4.

Zwei Tage darauf klingelte es vor der Wohnung der Lehrerin Hertha Immensee. Als diese öffnete, stand sie der Frau Heerwagen gegenüber.

„Sie sind überrascht, daß ich zu Ihnen komme" sagte Frau Heerwagen. — Aber ich muß mit Ihnen reden!"

Als sich die beiden im Wohnzimmer gegenüber saßen, — begann Frau Heerwagen: „Sie wissen, Ihr Herr Vater — und mein Mann, Erwins Vater waren politische Gegner. Die Politik, dieser Krieg im Frieden, kann die Männer zu Todfeinden machen. Ich habe mich um solche Dinge nie gekümmert. Erst als Erwins Werben um Sie offenkundig wurde, da merkte ich, wie tief der politische Haß meinen Mann befangen hatte. Darin lag die Hauptursache, daß mein Mann gegen Sie war. Seit Erwin fortgezogen ist in den Krieg, ist mein Mann aber wie umgewandelt. Bittere Reue erfüllt ihn, den Lieblingswunsch seines einzigen Sohnes nicht erfüllt zu haben. — Er ist nicht mehr Ihr Gegner! — Und ich will ganz aufrichtig sein: Auch ich war gegen Sie! Ich wußte, daß Sie Lehrerin sind. Ein so großes, vielgestaltiges Hauswesen, aber wie es der Gasthof „Deutschland" in sich schließt, verlangt eine wohl erprobte Hausfrau. — Ich kenne meinen Sohn Erwin; ich weiß, daß er eine ernste, gründliche Natur ist, kein seichter Mensch. Ich wußte, daß ein Mädchen, dem er so mit ganzer Seele zugetan war, ein gutes Mädchen sein mußte. Ich kannte also durch Erwin eine Reihe Ihrer vortrefflichen Eigenschaften, Fräulein Hertha."

„Aber ich mußte mir bei ruhiger, nüchterner Überlegung immer wieder sagen: Wenn es ihr nun bei allen ihren Eigenschaften nicht gelingen sollte, sich in das Hauswesen einzuleben, wenn das, was mein Mann und ich in jahrzehntelanger Arbeit und unter unsäglicher Mühe als unser Lebenswerk geschaffen haben, wieder abbröckelte ..., wenn der Gasthof „Deutschland" wieder langsam niederginge, wie er unter uns langsam gewachsen ist, — das hieße mein und meines Mannes Lebensglück in Scherben schlagen. Sie begreifen also!"

„Ich weiß das alles zu würdigen, Frau Heerwagen."

„Nun weiß ich aber durch Erwin", fuhr Frau Heerwagen fort — „daß Sie das ganze vergangene Jahr benützten, um sich im Hauswesen zu schulen; ich erkenne Ihren ernsten Willen. Von dieser Stunde an, war ich nicht mehr gegen Sie; ich hatte nur den einen Wunsch, Sie persönlich kennen zu lernen. — Und was meinen Mann betrifft ..."

„Darf ich nun um das Wort bitten?" Frau Heerwagen.

Hertha Immensee sprach:

„Sie wissen, ich komme aus einer Beamtenfamilie, die vier Kinder zählt. Ich habe noch drei jüngere Schwestern. Meine Eltern waren treu besorgt um uns Kinder und sahen klugen, klaren Blickes in die Verhältnisse der Zeit und erkannten: Wir können unseren Töchtern kein auch nur nennenswertes Geld-Vermögen geben. Ein Mädchen aber ohne Geld, das unter den gegebenen Zeitverhältnissen auf einen Mann warten wollte, der ihm als Gatte eine Lebensstellung bieten kann, würde ebenso töricht handeln, wie jemand, der auf das große Los einer Lotterie setzt, wieder setzt, immer wieder setzt — bis sein ganzes Vermögen versetzt ist — und das große Los wurde ihm nicht gezogen! —

Wenn dann einem Mädchen, das so töricht rechnen, warten und hoffen wollte, — der Erlöser nicht kommt? wenn kein Mann kommt, der sagt: ich nehme dich auch ohne Vermögen, ich nehme dich deiner guten körperlichen und geistigen Eigenschaften halber —? Gibt es solche Männer? Wo sind solche Männer —? Der Edelmann, der wahre Edelmann war und ist zu allen Zeiten etwas Seltenes! —

Wenn also einem Mädchen, das so töricht warten wollte, der Edelmann nicht erscheint? Wenn es diesem großen Los — Kraft und Zeit und Lust und Lebensfreude geopfert hat, wenn die Zeit der Blüte verträumt, verhofft, versäumt — unwiederbringlich vergangen ist —?

Was dann? Was ist dann aus diesem Mädchen geworden?

Ein alterndes, griesgrämiges Fräulein, das sich mit jedem Tage aufs neue sagt: Hätte ich etwas gelernt, hätte man die Kräfte in mir rege gemacht, um mir eine Lebensstellung zu verschaffen, die mir Brot und Achtung und Ansehen gibt, dann stünde ich jetzt nicht da — einsam, verlassen, ärmlich, im Schatten anderer lebend, voll Haß gegen das Leben, das ich so grenzenlos und glühend geliebt habe!

Fluch meinen Eltern, die unfähig waren, die heiligste Elternpflicht zu vertatsächlichen, ihrem Kinde einen Lebenswert zu geben!

Ich danke meinen Eltern solange ich lebe, daß sie mir zu einer Lebensstellung verholfen haben! Ach, wie freudig und stolz und stark macht dieses Bewußtsein, ein selbständiger Mensch zu sein, nicht mehr willenlos der Gnade eines Mannes, einem Zufall ausgeliefert zu sein —, sondern sich Selbstzweck sein zu können! — Habe ich nicht recht, Frau Heerwagen? —

Bildung ist auch Arbeit, — und arbeiten wollen und arbeiten können ist das Wesen einer tüchtigen Hausfrau.

Also sind die Gegensätze nicht so unüberbrückbar, wie es für den ersten Augenblick den Anschein hat.

Es wird überall auf die Person ankommen. —

Ich liebe Erwin — Ihren Sohn; ich liebe ihn mit der reinen Leidenschaft, wie ich noch nie einen Menschen geliebt habe! Ich weiß, was er mir bietet: Seine Freiheit und einen Wirkungskreis in einem Haus, das als ein Ehrenfamilien- und Geschäftshaus in der ganzen Stadt und weit darüber hinaus in Ansehen steht. — Das ist viel! Er opfert mir vieles!

Aber ich biete ebensoviel: ich opfere ebensoviel!

Auch ich biete ihm meine Freiheit und opfere — wenn es jemals sein sollte, daß wir zwei ein Paar würden — meine Stellung —, jetzt nachdem ich sie mir in jahrelanger, mühseliger Arbeit kaum errungen habe, eine pensionsberechtigte Stellung, die mir ein sicheres, angenehmes Erdenwallen ermöglicht.

Ich habe mich nie viel um die Männer gekümmert.

Da trat Erwin an mich heran.

Von diesem Augenblicke an wußte ich, dieser Mann bedeutet mein Schicksal; so tief war der Eindruck, der mit seinem Wesen in meines überging. Ein aufrechter Mann, voll gesunden Stolzes, voll Manneschöne und Kraft, an der das Auge des Weibes seine Freude hat, klaren, scharfen Sinnes und doch voll Güte, was dem Sicheinander-Verstehen einen Quellboden bietet; gerade, ehrlich und offen in Wort und Tun, der Freundschaft Unterpfand —, so lernte ich ihn in kurzer Zeit durchschauen, erkennen und schätzen —, sah, wie er in mir das Gute suchte, fand und ehrte, — sah, wie es ihm Freude machte, mir Freude sein zu können, und sah

die Liebe in ihm stehen — reinen Auges und in ungeheuchelter Treue; da sagte auch ich ihm, was Herz und Hirn mich sagen hießen: Ja, ich will dein sein, mit Leib und Seele dir gehören; deine Freude soll meine Freude sein, deine Sorge meine Sorge, dein Leid mein Leid heißen, dein Glück soll meines Glückes Unterpfand sein — alle Tage des Lebens, bis die Schatten des Todes das Licht löschen, das uns Leben und Liebe war."

Da stand Frau Heerwagen auf, trat zu Hertha, ergriff des jungen Mädchens Hände, zog es an sich, küßte ihm die Stirne, streichelte ihm die Wange und sagte bebenden Mundes und tränenden Auges: „Der Mutter Segen ist mit Euch! Gebe Gott, daß Erwin wiederkehrt, damit Ihr glücklich werdet! Diese Stunde hat uns für immer aneinander gebunden! Sage „du" zu mir, zu seiner Mutter, zu deiner Mutter! Nun gehe mit in mein Haus, das dein Haus sein soll. Des Vaters Trotz ist längst gebrochen. Eine rauhe Schale, ein guter Kern, das ist seine Art."

Da gestand Hertha Immensee:

„Ich habe mich als „Rote-Kreuz-Schwester" für die Front, für das Feldlazarett gemeldet. Da ich wiederholt Verbandkurse mitgemacht habe und mich darüber ausweisen konnte, wurde meinem Gesuche stattgegeben. Ich habe mir ausgebeten, dem ersten bayerischen Armeekorps, bei dem Erwin steht, zugeteilt zu werden. Meine Bitte wurde erfüllt. Hier mein militärischer Ausweis."

Sie wies Frau Heerwagen ihre Militärpapiere vor.

„In wenigen Stunden geht mein Zug."

„Eine Bitte habe ich noch. Gestattet mir, daß ich Erwins Lieblingshund „Biene" mitnehme. Er ist auch mir treu ergeben. Ich werde ihn in Straßburg-Kehl,

wo wir längeren Aufenthalt haben, für die Suche nach Verwundeten ausbilden lassen. Die Hündin ist ein außerordentlich kluges Tier. Sie soll meine Gehilfin sein in dem schwierigen Dienst einer Roten-Kreuz-Schwester hinter der Front und mich da ergänzen, wo meine Sinne und meine Kräfte nicht mehr ausreichen. „Ja, nimm „Biene" mit, wenn du glaubst, daß sie sich nützlich erweisen kann. Sie ist gescheidt, fast wie ein Mensch — und würde Erwins Spur unter hundert anderen herausfinden und ihr folgen können. Und bringe ihn mir wieder, meinen Buben, und bringe dich wieder, daß ihr glücklich werdet!"

Frau Heerwagen lehnte sich an Herthas Schulter und weinte leise. — Dann ging sie. —

Kurze Zeit darauf stand Hertha Immensee in feldmäßiger Ausrüstung einer Roten-Kreuz-Schwester auf ihrem Zimmer, versiegelte ihr Testament, indem sie ihr bißchen Habe an Einrichtungsgegenständen, Wäsche, Kleidern und Büchern bei ihrem möglichen Tode ihren Schwestern vermachte. Erwins Photographie steckte sie ein. In die linke Innenseite ihres Kleides hatte sie sich ein dem Auge kaum wahrnehmbares Täschchen gemacht. In dieses barg sie in einem Lederfutterale einen Dolch. Sie hatte dabei ihre eigenen Gedanken: Das Schicksal einer Roten-Kreuz-Schwester hinter der Front — wer möchte es ausdenken? — Es kann programmäßig verlaufen, es kann ein Abenteuer werden.

Die Hündin „Biene" lag neben ihr. Ihre braunen Augen, die klug sahen wie ein Menschenauge — verfolgten jede Bewegung der Herrin.

„Wir werden deinem Herrn bis zum letzten Atemzuge dienen." Sie streichelte der Hündin schönen Kopf,

die sich an sie schmiegte, als wollte sie sagen: „Bis zum letzten Atemzuge!“

„Und nun leb wohl! Du kleine, liebe traute — hart errungene Stätte des Friedens! —“

Nochmals weilte ihr Blick auf einem größeren Bilde Erwins, das den Mittelpunkt ihres Hausaltares bildete. Da war es ihr, als hätte sie seine Stimme vernommen.

Manchesmal klingen die fernen Seelen aneinander. — Wenige Minuten später rollte der Zug aus dem Bahnhofe Aschaffenburg, dem lieblichen Hessenland entlang dem Rheine und Straßburg entgegen.

5.

Der langgestreckte und weitabgeplattete Höhenzug, auf dem die rauchenden Ruinen des Gutshofes „La paix“ standen, ist halben Weges zwischen Luneville und Nancy gelegen. Hier hatten die 2er Jäger am 25. August 1914 bei Drouville schwere, aber siegreiche Kämpfe zu bestehen gehabt. Das Kampffeld war buchstäblich wie besäht von getöteten Franzosen. Überall sah man bündelweise und vereinzelt Lebelgewehre und Tornister liegen, die von den Flüchtenden weggeworfen worden waren, um ungehinderter fliehen zu können. Nun galt es noch die umliegenden Wälder, in denen der Kampf nicht minder heftig getobt hatte, nach dem zersprengten Feinde abzusuchen, um einesteils den Sanitätern eine ungestörte Arbeit und andernteils den nachfolgenden deutschen Truppen einen unbelästigten Vormarsch zu ermöglichen.

Es hieß: Freiwillige vor!

Der Oberjäger Erwin Heerwagen trat vor die Front. Ihm wurden vier Mann zugeteilt.

Mit diesen unternahm er die Streife in den rechts gelegenen Wald.

Hier hatten sich die Franzosen tags vorher eine fast uneinnehmbar scheinende Stellung geschaffen. Der Wald war von dichtem Unterholz durchzogen, so daß die vorstürmenden Deutschen sich oft schrittweise mit dem Säbel den Weg bahnen mußten. Zudem hatten hier die Franzosen im dichtesten Unterholz Schützengräben ausgehoben, Bäume gefällt und zu Barrikaden aufeinandergeschoben, und Schießstände gebaut. Die von dichtbelaubten Zweigen und Ästen sorglich verdeckt — bequeme Unterstände abgaben. Von hier aus konnten sie ungesehen auf die eindringenden Deutschen feuern. Dieser Wald hatte deshalb auch die größten Opfer gefordert und war von den Soldaten als Wald des Schreckens und des Todes bezeichnet worden.

Und dennoch war es dem heldenmütigen Vorgehen der Deutschen gelungen, den Feind in der Hauptmacht aus diesem Walde zu vertreiben, nachdem schwere Artillerie ihn unter Feuer genommen hatte.

Erwin Heerwagen schritt an der Spitze des kleinen Zuges vorwärts.

In gemessenem Abstand hinter ihm die vier Jäger in seitlichem Abstand. Zeitweises und möglichst unauffälliges Anrufen sollte ein Abirren des Einzelnen in den weitgestreckten Waldungen verhindern.

Röcheln, Stöhnen, Rufe wie: „Hilfe!" „Sanitäter!" — und Schmerzlaute aller Art unterbrachen da und dort die Stille des Waldes, in den die Augustsonne ihre goldenen Lichter senkte.

Manchen Schwerverwundeten konnte ein Notverband angelegt werden, manchen Verwundeten verlieh die Kunde, daß sachkundliche Hilfe unmittelbar folge — neuen Mut und neue Kraft. Verwundete Franzosen sahen

fast immer mit todbangen Augen nach den bayerischen Jägern, hoben bittend die Hände, und konnten es gar nicht glauben, daß ihnen die gleiche Hilfe und Fürsorge zuteil werden sollte, wie den deutschen Soldaten. Nach allen, was man ihnen von den Deutschen vorher erzählt hatte, waren sie festen Glaubens, daß die deutschen Soldaten jeden verwundeten Feind töten würden.

Manches „Vive l'Allemagne!" und manches „Nous ne voulons pas la guerre!" folgte den fünf Jägern.

Es war schon später Nachmittag. Der Wald schien endlos. Nirgends war eine Lichtung zu erschauen.

Dann kam die Nacht.

Die Nacht machte ein Weitergehen unmöglich. Es wurde Halt gemacht und Stärkung genommen. —

Die Posten waren ausgestellt mit zweistündigem Wechsel. Die andern versuchten zu ruhen.

Licht durfte keines angebrannt werden; es hätte Feinde anziehen können.

So finster war die Nacht, daß selbst die nachbarlich Sitzenden ihre Gestalten nicht unterscheiden konnten.

Jede Gestalt und Form war erloschen.

Jeder Laut war erstorben.

Durch die Lücken im Blätterdach sah man da und dort die weißen Sterne blinken.

Der Wald schlief. Nur manchesmal war es, als würde er sich in schwerem Atem heben und senken.

Träumte er?

Wovon träumte er?

Vom Licht der Sonne, die ihm das Leben gab?... Vom weiten Marsche müde, von der Aufregung abgespannt — war Erwin Heerwagen entschlummert mit dem Haupte an eine Buche gelehnt.

Was seinem Herzen die Sonne bedeutete, war lebendig.

Er dachte an Hertha Immensee.

Seine Seele ergötzte sich an den lieblichen Bildern, in denen er sie schaute.

Da wurde er von der Wache geweckt.

Es mochte gegen vier Uhr morgens sein.

Es dämmerte der Tag.

Ein schleieriger Nebel stand regungslos im Walde.

Die ersten Vögel begrüßten das Licht.

Aus weiter Ferne klang ein immerrollendes Donnern — wie von einem fernher anziehenden schweren Gewitter: — Geschützdonner. „Aber das ist es nicht," sagte der Jäger, der Erwin Heerwagen geweckt hatte. „Horchen Sie selbst!" —

Der Nebel dichtete sich immer mehr. Man konnte keine 20 Meter weit mit Bestimmtheit schauen.

Erwin Heerwagen horchte gespannt in den träge ziehenden Nebel. Sein Zeißglas suchte ihn vergeblich zu durchdringen.

Aber der Jäger hatte recht: Es war ein massiges Geräusch vernehmbar, das waldfremd war.

Er hob die beiden Hände hohl vor die Ohrmuscheln.

Das Geräusch wurde deutlicher.

Bald war es wie der schleifende Tritt vieler Menschen vernehmbar, bald kam es wie das gedämpfte, murmelnde Sprechen einer Menschenreihe an das Ohr.

Da mit einemmale: man hörte den Boden hallen vom Sprunge schwerer Körper, das Unterholz brach knackend zusammen.

Mit einem Satze war jeder Jäger hinter einen Baumstamm getreten, das Gewehr schußbereit im Anschlag.

Aber das Bild, das im nächsten Augenblicke an ihnen vorüber jagte, war ein Bild des Friedens: — ein mächtiger Hirsch, mit reichgezacktem Geweih rannte in knapper Entfernung an ihnen vorüber. Sein warmer

Atem stieß brauend in den Nebel. Ein Rudel Schmaltiere folgten ihm, die schwarzen Lichter verängstigt.

Wenige Sekunden später deckte der Nebel das schöne Bild der scheu hinjagenden Tiere.

So rennt nur aufgescheuchtes Wild, wenn es große Gefahr wittert?

„Was hat die Tiere aufgescheucht?"

„Wer war der Feind?"

Wieder drang das waldfremde Geräusch an der Auflauschenden Ohr.

Es war keine Täuschung mehr.

„Ich will klar sehen!" sagte Erwin zu den Kameraden. „Ich will mich anschleichen und schauen, was hier im Werke ist. Ihr bleibt indes regungslos hier. Ist es ein Feind und sollte mir etwas Soldatisches passieren, — dann überlaßt mich meinem Schicksal. Es wäre töricht, wenn Ihr vier Euch ebenfalls opfern wolltet. Den Ruf der Amsel kennt ihr, wenn ich mich im Nebel verirren sollte. Kehre ich innerhalb einer Stunde nicht zurück, — dann sucht ihr in entgegengesetzter Richtung von mir — den Wald loszubringen und freies Land und Orientierung zu gewinnen. — Wir haben uns in diesem endlosen Wald verirrt."

Er nahm das Gewehr schußbereit in die Rechte, das Zeißglas in die Linke und schlich, jeden Tritt vorsichtig setzend nach der Gegend zu, aus der das Geräusch kam, von Baum zu Baum Deckung suchend. Es galt ein gefährliches Wild anschleichen, vielleicht das gefährlichste — den Feind, den menschlichen Feind.

Er war schon einige hundert Meter vorwärts gekommen. Das Geräusch wurde bestimmter. Vereinzelt vermochte er ganz deutlich Stimmen zu unterscheiden, — gedämpfte Männerstimmen und glaubte im knackenden Unterholz den Marschschritt vieler zu hören.

Aber der Nebel war undringlich. Also vorwärts — mit pochendem Herzen, wieder zehn Schritte, nochmals einige Baumabstände, wieder eine kleine Strecke; da wurde der Nebel lichter, durch den milchigen Schleier sah er mit Hilfe seines Zeißglases Gestalten schreiten, Soldaten, Mann hinter Mann — eine Kette, eine nicht endende Reihe.

Feinde?

Der Atem versagte ihm fast.

Wieder schlich er sich eine Strecke vor, in das Gestrüpp geduckt, hinter jedem Baumstamm Deckung suchend — lautlos wie eine Katze — — dem Tode entgegen.

Seine Sinne waren aufs Äußerste gespannt.

War es der Feind? — Jeden Augenblick konnte ihn die Kugel eines Vorposten treffen, der sich ebenso vorsichtig anschlich wie er.

Wieder hörte er Sprechlaute herüberklingen. Wieder hob er die hohlen Hände vor seine Ohrmuscheln, um dem Laute einen kräftigern Fang zu geben. Was war das? Er traute seinen Ohren nicht? Es waren deutsche Laute, die er hörte, — deutsche Worte —! die Freude macht den Mut und der Mut drängte ihn vorwärts.

Da erkannte er deutsche Soldaten, die in einer unabsehbaren Kette den Wald durchschritten. — Infanterie. Nun rief er die deutschen Truppen an.

Man hatte ihn erschaut.

Ein Dutzend Gewehrläufe starrten ihm todbrohend entgegen.

Da lief er mit hochgehobenen Armen auf sie zu.

Es war ein preußisches Reserve-Infanterie-Bataillon, das einen Befehl ausführend, in dem Walde sich verirrt hatte — und nun dem Waldende zustrebte, um wieder Orientierungsmöglichkeit zu finden.

Der Oberjäger Erwin Heerwagen war zum Kommandeur geführt, dem er Bericht erstattete.

Kurze Zeit darauf waren die bayrischen Jäger dem preußischen Bataillon eingereiht.

Endlich lichtete sich der Wald.

Zur Rechten lag vor dem austretenden Bataillon ein weites Wiesen- und Ackerland; zur Linken ein Höhenzug, der von dem Walde durch eine seichte Talung getrennt war. Der obere Teil des Höhenzuges war mit Wald bestanden, der untere zeigte fruchtreife Felder. Die Höhe herab schlängelte sich eine Straße, bog in der Ebene angelangt in ein weites, welliges Wiesental und durchquerte dieses in schnurgerader Linie. Es war gegen sieben Uhr morgens.

Der Nebel hob sich dem Blau des Himmels entgegen und zerstäubte im blendenden Lichte.

Nun sah man die Landstraße entlang in einer Entfernung von vielleicht $^3/_4$ Stunden im Morgensonnenglanz das Kreuz einer Kirche aufblitzen und im verziehenden Nebel mählich Turm und Dorf.

Das war ein Ziel.

Die Vorposten gaben keine Meldung zurück, also war das Gelände vom Feinde frei.

Das Bataillon stellte sich marschmäßig auf und dann ging es Gewehr geschultert die gerade Straße durch das wellige Wiesental dem Dorfe zu.

Es war ein wunderbarer Hochsommermorgen.

Die Lerchen sangen im aufsteigenden Nebel. Man sah sie nicht; aber ihre Freude klang hernieder wie ein frohes Grüßen.

Manchesmal lockte im hochstehenden Weizen die Wachtel, und schäckernd liefen die Rebhühner die taunassen Feldraine entlang.

Aus dem eben verlassenen Walde klang des öftern

der Ruf des Kuckucks und das Lärmen der Häher und Spechte.

Von der Erde grüßte das Leben in würzigen Düften und vom Himmel sanken Licht und Wärme.

Eine wortlose Wonne.

Erde und Himmel küßten sich.

Es war halben Weges zwischen dem Dorfe und dem Walde, da auf einmal hörte man von den Vorposten her scharfe Schüsse und schon im nächsten Augenblick sauste ein Hagel von Geschossen über das Bataillon hin — und mancher kurze Schmerzenslaut sagte nur zu deutlich, daß die feindliche Kugel ihr Ziel erreicht hatte. „Nieder! Nieder!" flog der Befehl von Reihe zu Reihe.

Schon lag das Bataillon im Straßengraben.

„Deckung suchen!"

Auf dem Bauche kriechend strebte die Mannschaft einer aufsteigenden Hügelwelle zu, die gute Deckung bot.

Die fruchtbestandenen Felder am unteren Hange des Höhenzuges zur Linken, waren dicht von feindlicher Infanterie besetzt.

Unaufhörlich knatterten die Maschinengewehre und die Gewehrsalven flogen singend und surrend über das Bataillon hinweg.

Das Bataillon war in eine Falle des Feindes geraten. Jede unvorsichtige Bewegung, jedes sich Höherheben oder Vorwärtsbewegen konnte den Tod nach sich ziehen.

Der in den höher gelegenen Rüben und Getreidefeldern meisterlich eingegrabene Feind bestrich mit seinen Maschinengewehren das ganze Tal nach vorne und hinten, nach links und rechts.

„Ein Anstürmen hieße, sich in Masse abschlachten lassen."

„Ein Entweichen ist undenkbar."

Der Major fluchte auf die Kundschafter, die ihre Aufgabe oberflächlich ausgeführt hatten.

Das ganze Bataillon lag im Graben hinter den Hügelwellungen ins Gras geduckt.

„Mit aller Vorsicht eingraben, so gut es geht."

Der Befehl ging von Zug zu Zug.

Mancher, der im Eifer den Feinde ein Ziel bot — sank verwundet oder tot zurück.

Da erhielt der Feind einen unerwarteten Bundesgenossen: Die Augustsonne.

Immer heißer und verzehrender sanken ihre Strahlen hernieder. Mancher stöhnte auf unter den furchtbaren Qualen der brauenden Sonne. Mancher Soldat sank ohnmächtig vom Hitzschlag getroffen seitlich ab.

Zu den Qualen der kochenden Hitze gesellte sich die Qual eines brennenden Durstes.

Als die Sonne endlich am Westhimmel tiefer sank und die entsonnten Lüfte Kühlung brachten, da atmete alles auf — als wäre ein schwerer Alp von ihnen gewichen.

Mut und Hoffnung, die bei manchem zur Neige gegangen waren, regten sich wieder.

Da trat ganz unerwartet ein Ereignis ein, das jedes Hoffen auf Entrinnen schwinden ließ und den Tod immer näher an das deutsche Bataillon rückte.

Auf der waldbesetzten Höhe war französische Artillerie aufgefahren, ohne Zweifel von der am Hange eingegrabenen Infanterie herbeigerufen, um gründliche Arbeit zu machen.

Bald sausten die ersten klirrenden Granaten über das deutsche Bataillon hinweg und zerplatzten — vorerst noch zu weit gezielt — 200 — 300 Meter hinter der Stellung.

„Aber sie werden näher kommen!"

„Und dann?"

„Das Grablied hat begonnen" sagte der Oberstleutnant zu den umliegenden Offizieren.

„Was tun?"

„Sollen wir uns von den Granaten zu Brei zermalmen lassen, oder ist es lohnender, wenn wir uns bei eventuellem Zurückgehen von den Maschinengewehren niedermähen lassen wie reife Halme? Ich bin kein Freund von einem Heldenmut, der 1200 Menschenleben aufs Spiel setzt, 1200 Menschenleben, von denen $^2/_3$ sicher oder mehr verloren sind, wenn wir zum Beispiel gegen den Wald oder gegen das Dorf durchbrechen wollten!" Und ergeben? — —

„Nein! Nein! Nein!"

„Gewiß! Ich sage ja das Gleiche, meine Herrn."

„Sehen Sie, sehen Sie — sie überleuchten das ganze Tal mit Scheinwerfern —, daß ihnen keine Maus ungesehen entgehen kann."

„Was soll da geschehen?"

„Lassen Sie einmal Ihr Genie Purzelbäume schlagen!"

„Ich sterbe nicht gerne! — Aber ein so dreckiger Tod ärgert mich noch in der zehnten Ewigkeit!"

„Nanu?"

„Auf manche Examensfrage des Lebens schweigt man."

Erwin Heerwagen hatte das Gespräch der Offiziere erlauscht.

Da hellte ein Gedanke in seinem Gehirn auf — und er ließ ihn nimmer. Er beschaut ihn erwägend nach allen Seiten, ob er wert sei ausgesprochen zu werden, und ob er ein Recht habe, vertatsächlicht zu werden. Er mußte ihm beides zugestehen.

Und dann reifte der Entschluß in ihm: „ich tu es! ich tue es!"

Er wandte sich zum Oberstleutnant und sagte:

„Herr Oberstleutnant, ich habe einen Plan."

Der Oberstleutnant wandte sich erstaunt dem Sprecher zu:

„Sie haben einen Plan? Na also! planen Sie mal los!"

Ich will mich im Schutze der Nacht dem diesseitigen Straßengraben entlang die Höhe hinaufschleichen und die Grabliedersänger da oben zum Schweigen bringen.

„Das ist kühn gedacht und kurz gesagt — und in der Hauptsache wohl unmöglich," erwiderte der Major. „Sie sehen ja, die Scheinwerfer beleuchten jeden Grashalm."

Ich halte es für möglich, daß eine Anzahl Mann im Schatten dieser Hügelwelle bis an die Straßenbiegung gelangt. Von da ab ist die Straße hochgelegt und der Straßengraben so tief — wie mir beim Anmarsche auffiel, daß er sicheren Schatten bietet bis zum Walde, der die Höhe bedeckt, auf der die feindliche Artillerie steht.

„Soviel sich beobachten läßt, gehen aber die Schützengräben der feindlichen Infanterie bis nahe an die Straße. Sie müßten also an den Schützengräben vorbei. — Das gelingt Ihnen nicht!", wandte der Oberstleutnant ein.

„Ich habe beim Ausmarsch aus dem Walde beobachtet, erwiderte Erwin, daß die Straße, wo ihre Steigung beginnt, der Höhe zu, eine Unterführung aufweist. Diese Unterführung liegt wohl noch eine gute Strecke unterhalb der feindlichen Schützengräben."

„So? — und dann wollen Sie . . ."

„Gelingt es, diese Unterführung zu erreichen und in den jenseitigen Straßengraben zu gelangen, dann

glaube ich, gewonnenes Spiel zu haben —" erklärte Erwin Heerwagen weiter. Von hier aus kann ich im diesseitigen, tiefen Straßengraben gut gedeckt bis zur Waldgrenze gelangen und dann zur feindlichen Batterie."

„Gut", antwortete der Oberstleutnant, ich sehe, daß Sie scharf beobachteten und mit Überlegung handeln wollen. Ich kann nur wiederholen: Vorsicht! Vorsicht! Vorsicht! Sie machen jeden Schritt zwischen Leben und Tod. — Ich gebe Ihnen zwanzig Mann mit. Das genügt, um die Bedienungsmannschaft der Batterie in kurzer Zeit niederzuschießen, wenn sie so weit gelangen sollten. — Jeder weitere Mann würde die Sache nur erschweren.

Suchen Sie sich die Leute selbst aus.

Erwin Heerwagen kroch von Zug zu Zug und tat seinen Plan kund. Nach kurzer Zeit lagen zwanzig Freiwillige neben ihn, die es wagen wollten.

„Und welche Zeit wollen Sie zur Ausführung wählen?" frug der Oberstleutnant.

„Die Zeit der morglichen Dämmerstunde", erwiderte Heerwagen.

„Warum diese?"

Die Artillerie wird voraussichtlich die ganze Nacht hindurch feuern, um eine Flucht unserseits unmöglich zu machen. Es war bei Lagard und Rèméreville so.

Bis zu den Morgenstunden hat sich die Mannschaft müde geschossen und ist weniger achtsam, so daß ein Überfall am ehesten gelingen kann."

„Gut! Sie haben völlige freie Hand für Ihr Handeln!"

Der Abendhimmel leuchtete in brennenden Farben — bis die Sonne gesunken war. Immer dunkler wurde

die Bläue des Himmels. Die Schatten sanken hernieder, immer dichter, undurchdringlicher.

Mit dem Eintritt der Dunkelheit setzte von der Waldhöhe her ein rasendes Schrappnell- und Granatenfeuer ein. Ein ununterbrochenes Surren, Zischen, Gurgeln, Pfeifen und Heulen ließ die Luft metallisch erklingen. Ganze Garben leuchtende Kugellinien überbrückten das Tal. Manche von den krepierenden Granaten schlug so nahe hinter dem Bataillon ein, daß Grasbüscheln und Erdklumpen an Rücken und Köpfen der Soldaten niederfielen.

Die Scheinwerfer erhellten in raschem Wechsel das ganze Tal.

Es war gegen 2 Uhr morgens, als Erwin Heerwagen mit zwanzig Mann sich vom Bataillon abtrennte.

In kriechender Stellung, durch den Schatten der Hügelwelle gedeckt, ging es die feuchte Wiese entlang, der Straßenbiegung zu.

Eine graue, riesige Schlange, die sich vorsichtig vorwärts bewegte.

So oft der Scheinwerfer über sie hinsank — setzte jede Bewegung aus.

Mit schrillendem Sausen durchflog in feueriger Linie eine Granate die Nacht und grub sich ein tosender Feuerball in die Straße, riß sie metertief auf und schleuderte handgroße Steine in einem Sprühregen um sie. Den dritten Mann hinter Erich trafen die mit unglaublicher Wucht geschleuderten Steine mit solcher Gewalt an den linken Arm, daß sie ihm den Ärmel und das Fleisch bis auf den Knochen vom Arme rissen. Er wurde rasch verbunden.

Schon war wieder Nacht um die kleine Schar.

Vorwärts.

Die Schlange kroch um ein Glied kürzer weiter.

Erwin Heerwagen bog in den Straßengraben ein.
Die anderen folgten.
Die erste Station war erreicht.
Der Straßengraben war so tief, daß man in gebückter Stellung noch ganz in seinem Schatten stand, so oft der Scheinwerfer über ihn hinhellte.
Schon hatte Erwin die Straßenunterführung erreicht. Er spannte sein Gehör aufs Äußerste, ob nicht ein verdächtiges Geräusch wahrnehmbar wurde. Er bohrte seine Augen forschend in das Dunkel, um Gestalt und Form eines Menschen unterscheiden zu können.
Er sah nichts, er hörte nichts!
Die Franzosen hatten an dieser Stelle keinen Posten ausgesetzt.
Er durchkroch den Straßentunnel und sicherte, ob nicht am jenseitigen, am Waldrande der Straße — ein feindlicher Posten stand.
Frei!
Auch diese Stelle war offen.
Nun stand der Weg zur waldigen Höhe offen.
Er atmete erleichtert auf.
Sollte ihm das Glück hold sein?
Rasch hatte er die anderen verständigt.
Schon kroch die massige Schlange im jenseitigen Straßengraben die Höhe hinan.
In 40—50 Meter Entfernung stand in mächtigen Schatten eine schwarze Mauer — der Wald.
Da kam ein ungebetener Genosse über die Wipfelzacken des Waldes heraufgestiegen — der Mond —, Hemmnis und Hilfe zugleich.
In diesem Augenblicke unterschied Erwin Heerwagen am Rande des Waldes eine menschliche Gestalt. Sein Zeißglas ließ ihn einen französischen Infanteristen unterscheiden.

Eine Wache.

Der Franzose saß unter einer am Waldrande stehenden riesigen Samenkiefer. Er lehnte mit dem Rücken an dem Stamm, das Gewehr quer über Leib und Arm gelegt. Sein Auge ergötzte sich an dem Bilde des aufsteigenden Mondes, der in einer großen brandroten Scheibe sich am Sternenhimmel höher hob, die Gebilde der Erde mit einem magischen Lichte überstrahlend.

Erwin Heerwagen gab seinen Begleitern ein Zeichen, lautlos im Dunkel des Straßengrabens liegen zu bleiben.

Dann schlich er vorwärts.

Nun war der Franzose höchstens noch 20 Meter von ihm entfernt.

Ein Schuß war unmöglich. Er hätte trotz des in nicht allzugroßer Ferne unaufhörlich tosenden Granaten- und Schrapnellgetöses — den nahen Feind allarmieren können — und dann war Matthäi am Letzten für ihn und seine 19 Genossen.

Hier mußte stille Arbeit getan werden.

Das Seitengewehr saß fest am Gewehrlaufe.

Nochmals beobachtete er durch sein Zeißglas den Franzosen.

Sorglos ließ dieser sich vom Monde beleuchten.

Ein blutjunger Mensch, achtzehn, höchstens neunzehn Jahre alt.

Er hatte das Käppi am Kopfe zurückgeschoben. Schwarze Ringellocken quellten darunter hervor.

„Welch ein hübsches Kindergesicht, in das der Haß des Lebens noch keine scharfen Linien gerissen hatte!"

Unwillkürlich dachte Erwin Heerwagen an Fréderik Mistrals' „Mirèio" —, das ihm Hertha Immensee, als eines ihrer Lieblingsbücher — vor nicht zu langer Zeit zum Lesen gegeben hatte.

Die dunklen Augen des jungen Franzosen sahen träumend in das wabende Mondenlicht.

Sprach es zu ihm?

Sagte es ihm von den stillen, sonnigen Tälern der Provençe? von dem kleinen Weinberg, der schwer betraubt, das schmale Vaterhaus umrahmte? Von der herben Luft, die aus den ernsten Liedern duftete wie schwerer Edelwein? Seine braune Knabenwange rundete sich und seine wulstigen Lippen schwellten vor Wonne: Hatte er eine Mädchenstimme erlauscht, klar wie der Amselschlag — und lachend wie das Licht der Sonne: Mirèio? —

Eine lautere Seligkeit verklärte das Antlitz des Jünglings . . . die Liebe —

Blitzschnell durchhellten diese Beobachtungen und Gedanken Erwin Heerwagens Gehirn und langten nach seinem Herzen.

Aber da stand die Pflicht in ihm auf, eine schauerliche Pflicht, die Pflicht des Soldaten, des Kriegers —, der vor dem Feinde steht — Vaterlandspflicht.

Zum erstenmale fühlte er in seinem Leben, wie der Begriff „Vaterland“ in diesem Augenblick höher ragte als der Oberbegriff „Mensch.“

War das recht?

Ist das Kultur?

Ist das Menschheitsziel?

Man hat die Völker aufeinander gehetzt wie Hunde.

Nun gilt es: Wer unterliegt, wer siegt?

Der Einzelne ist ein Tropfen Wasser in einen kochenden Kessel geschleudert.

Ein Sandkorn in einem jagenden Samum.

Und der Einzelne trägt nur soviel Wert in sich als er dem Ganzen zu dienen vermag, dem großen Ganzen.

Das menschliche Gehirn vermag in Sekundenteilchen Unendlichkeiten denken.

Ist das das Ewige in uns? — —

Ich oder du — ist die Losung.

Er oder ich.

Sie, die Feinde, die aus gut geborgenen Schützengräben und von der geschützdröhnenden Höhe den Tod nach uns senden — oder die mehr als tausend deutschen Brüder, die noch gedeckt in der Wiesenmulde liegen und morgen um diese Zeit schon ein blutüberspritzter, zerfetzter, wimmernder und röchelnder Leichenhaufen sind.

Sie oder wir!

Auf zur Tat!

Jedes menschliche Gefühl war in Erwin Heerwagen erloschen.

Eine wilde Gier faßte ihn.

Er kam sich vor wie ein lauerndes Tier, das nach dem warmen Leben eines anderen durstet.

Sein Körper war von einer Kraft durchstanden, als wäre er aus Stein; seine Arme waren wie aus Stahl.

Gehör und Gesicht und Getast bis aufs Äußerste gespannt schlich er vorwärts.

Er mußte den Straßengraben verlassen, um den Franzosen im Rücken fassen zu können.

Die Straße vor ihm lag weit im Monde.

Ein Schattenstreifen hätte ihn verraten.

Er schob sich vorsichtig die linke Straßenböschung empor.

Nun lag er im Lichte des Mondes.

Wenn der Franzose nach dieser Stelle äugte, hätte er ihn unterscheiden können.

Aber der Traum lag wie ein Bann auf dem jungen Menschen. Er blickte gerade vor sich hin in das blauende Mondenlicht.

Erwin schob sich vom Rande des Straßengrabens hinweg in üppige Erikastauden, die im Schatten der blätterzitternden Espen wucherten. Eben wollte er noch sein rechtes Bein in den deckenden Schatten nachziehen, da war am Hang des Straßengrabens ein Stein gelockert und kollerte mit gut vernehmbarem Gepolter in die Tiefe des Grabens und schlug dort hörbar auf andere Steine.

Der junge Franzose sah blitzschnell nach der Richtung des Geräusches, seine Hände griffen das Gewehr schußbereit und auf seinem Knabenantlitz stand der todstarre Schrecken. In seinen schwarzen Augen irrte die Angst.

Aber die Schatten der Nacht verrieten nichts.

Kein Laut war weiter vernehmbar — außer dem ununterbrochenen Donnern der Geschütze und dem krachenden Lärm der krepierenden Granaten und Schrapnells, die das Wiesental zeitweise in einem Feuerschein aufleuchten ließen.

Der Franzose beruhigte sich.

Einigemal noch lauschte er gespannt nach der Stelle des Geräusches, dann überließ er sich wieder seinen Träumen.

Der Tod hatte warnend an sein Ohr gelangt.

Er glaubte ihm nicht.

Der Oberjäger Erwin Heerwagen schleifte sich lautlos wie eine Natter durch die Erikaströppung.

An seine aufgeregten Sinne langte der herbe Duft der Erika. Brombeerstauden rissen ihm die Hände wund und die Wange blutend. Er fühlte es nicht.

Nun war er am Rande des Waldes angelangt.

Er äugte nach dem Franzosen zurück.

Dieser war ganz vom Stamme der Kiefer gedeckt.

Erwin Heerwagen hob sich hoch.

Acht Stämme, dann einige Meter Breite Heidekraut — dann kam die Samenkiefer.

Er trat vorsichtig von Stamm zu Stamm vorwärts, das Gewehr mit stichbereitem Bajonett eisern umklammert.

Nun kamen die 2—3 Meter Heidekraut. Schon sah er den Franzosen sitzen, und überlegte, wie er am zielsichersten den tödlichen Stoß ausführen wollte. Da knackte ein dürrer Zweig unter seinen Füßen —; der junge Franzose sprang auf und im nächsten Augenblicke krachte ein zielloser Schuß durch den Wald. Der Franzose hatte das Gewehr hochgerissen, den Taster erwischt und das Gewehr entlud sich bevor es ein Ziel erkannt hatte. Im gleichen Augenblicke stieß sich das mit voller Wucht geführte Bajonett des deutschen Jägers in und durch die linke Brustseite des Franzosen. Er krampfte die Hände nach der todgebenden Stelle, und ein leiser, vom unsäglichen Schmerz durchtränkter Schrei verflog in Nacht und lauen Winden. Dann fiel ein junger Mannesleib schwer und tot neben der Samenkiefer nieder.

Nun schnell zurück.

In geduckter Stellung, überall Schatten suchend eilte Erwin Heerwagen zurück und gab seinen Genossen das Zeichen zu folgen. Vorsichtig und lautlos ringelte sich die plumpe Schlange herauf und verschwand im Walde.

Schon war die Kammhöhe fast erreicht.

An einer Stelle, an der der gegenüberliegende Wald weit in die Straße schattete, wurde der Übergang bewerkstelligt. Es war gegen vier Uhr morgens. Schon hellte der Tag.

Nun galt es für Erwin Heerwagen möglichst rasch die Stellung der feindlichen Artillerie ausfindig zu machen.

In einer langen Reihe schlichen die 19 durch den

Höhenwald. Erwin und ein Jäger an der Spitze, in Abständen von 10—15 Metern die anderen.

Da hörten sie das Wiehern eines Rosses.

Man ging der Richtung des Lautes nach.

Der Wald ging zu Ende und man sah auf einem weitgestreckten Wiesenplan im ziehenden Nebel die Umrisse einer Scheune und eines einstöckigen Hauses.

Das Zeißglas verriet Erwin Heerwagen noch mehr. Er erkannte in den dunklen, unruhigen Punkten die Bespannungspferde der Artillerie, die an Scheune und Haus angekoppelt waren.

Das neuerdings einsetzende Getöse der feuernden Batterie ließ den Boden unter ihren Füßen erzittern und sagte deutlich genug, wie nahe der Feind war.

Der Weg nach den Geschützen führte ohne Zweifel an den Bespannungspferden vorbei.

Die Wache, die diesen beigegeben war, mußte zuerst beseitigt werden.

Erwin Heerwagen und ein Jäger schlichen sich an. Schon sahen sie die Pferde deutlich vor sich stehen, hörten ihr Schnauben und Scharren; es waren durchwegs schöne Tiere mit ganz neuen Geschirren. Man hatte ihnen etwas Heu vorgelegt.

Aber eine Wache war nicht sichtbar.

Wo war die Wache?

Die beiden duckten sich in das taubenäßte, hochstehende Gras und krochen von diesem halb gedeckt näher und näher gegen Scheune und Haus — mit gespanntesten Sinnen nach jeder Form und jedem Laut lauschend und sichtend.

Ein paar prächtige Rappen, Wallachen wurden aufmerksam und sahen mit ihren menschenklugen Augen beängstigt auf die beiden anschleichenden Gestalten, schüttelten die Mähnen aufgeregt, zerrten an der Kop-

peln und fingen an zu tänzeln. Da kamen aus der Scheune ganz deutlich menschliche Sprachlaute: Die eifrige Stimme eines Mannes und die unwillige Stimme eines Weibes.

Vorsichtig hoben sich die beiden Jäger aus dem Grase hoch, beruhigten die Pferde und schlichen sich dann der Scheune entlang um deren Ecke. Das Scheunentor stand halb offen.

Die Stimme des Mannes und des Weibes klangen in einem eifrigen Wechsel heraus.

Ein Blick durch die Spalte am Scheunentor ließ Erwin Heerwagen im Halbdunkel einen französischen Artilleristen unterscheiden, der sich an einem Weibe zu schaffen machte, das ihm nicht Willens sein wollte.

Heerwagen gab seinem Kameraden ein Zeichen, näher zu kommen, ließ ihn durch die Spalte äugen und gab ihm dann durch Zeichen zu verstehen: Den Artilleristen nehme ich, das Weib überlasse ich dir, trage Sorge dafür, daß sie nicht aufschreit im Schrecken.

Die feuernde Batterie ist so nahe, daß uns ein greller Laut unter Umständen verraten könnte.

Nun das Gewehr festgefaßt.

Im nächsten Augenblick sprangen die beiden Jäger in die Scheune.

Der französische Artillerist war so im Banne seiner Gier, daß er die Anwesenheit der beiden Jäger erst bemerkte, als sich Erwin Heerwagens Bajonett zum Todesstoße auf ihn niedersenkte.

Der Jäger hatte sich auf das Weib gestürzt, das ihn sprachlos anstarrte; er hielt ihm den Mund zu und gab ihm zu verstehen, ihm geschehe nichts, wenn es sich ruhig verhalte.

Den toten Artilleristen ließen sie im Heu liegen,

das Weib wurde an einen Scheunenbalken angebunden und erhielt ein Tuch vor den Mund gebunden.

Es wurde ihm nochmals bedeutet, es geschehe ihm weiter nichts; wenn es aber den Versuch machen sollte Lärm zu schlagen, dann würde es niedergeschossen.

Rasch wurden die übrigen 18 Mann herbeigeholt.

Die feuernde Batterie mußte in unmittelbarer Nähe sein.

Nun galt es die Tat!

Oberjäger Erwin Heerwagen gab mit leisester Stimme seine Anordnungen und Befehle.

Je drei Mann auf ein Geschütz.

„Das vom jetzigen Standpunkte entfernteſt gelegene Geschütz will ich mit 2 Mann auf mich nehmen."

Wir werden zuerst auf die Munitionswagen und Bedienungsmannschaft stoßen. Das sind nur Vereinzelte. Anschleichen bis der Feind ein schußsicheres Ziel ist. Kein Schuß darf fehlgehen.

Dann mit lautem „Hurra! Hurra!" vor gegen die Geschütze. Dieses „Hurra!" muß mit seiner Wiederholung den Anschein erwecken, als wären unser zehnmal soviel als wir in Wahrheit sind. Die Mannschaft überrumpeln und niederknallen. Zuerst die Offiziere! Wir können keine Gefangene machen!

Jeder von uns weiß: Es gilt — entweder wir oder die Feinde! Das Leben steht auf dem Spiel — und das Leben von den tausend Deutschen da unten im Tale. Also eine Tat, bei der jeder das Höchstmaß seines Könnens gibt.

Gelingt sie —, das Vaterland wird stolz sein auf uns! —

Tausend seiner wackeren Söhne danken uns das Leben!

Es muß gelingen!

Deutsche Soldaten sind wir!

Es gilt!

Ist uns die Überrumplung gelungen, ist die Bedienungsmannschaft niedergemacht, dann rasch die Munitionswagen an die Geschütze gekoppelt, dann im Laufschritt hierher, die Bespannungspferde holen, anspannen, aufsitzen und im gestreckten Galopp hier zurück über die Wiese, in die Waldstraße durch den Jungwald dort einbiegen; hinter ihm muß die Hauptstraße liegen und dann links ab; links ab! — bergab, daß die Steine spritzen, an den feindlichen Schützengräben vorbei! Fahrt, was ihr aus den Pferden herausholen könnt! — Jeder ein Franzosenkäppi auf, solange wir in Schußweite der feindlichen Schützengräben sind! Dann aber runter mit der Maske, die Geschütze aufgestellt und gegen die Franzosen gerichtet! Wir wollen dann den Stiel umkehren und den Herren Rothosen eine Morgenandacht vorbeten.

„Auf zur Tat!"

Sie krochen nun, vom hohen Gras gedeckt, in Schützenlinie gegen die feuernden Geschütze vor.

Da stand auf einmal im leichten Nebel eine gelbliche, schwankende Mauer vor ihnen.

Ein Weizenacker!

Das Glück war ihnen hold.

Nun konnten sie, von hochstehenden Weizenähren gedeckt, sich anschleichen!

„Wir wollen gemeinsam handeln!

Erst schießen, wenn mein Pfiff erschallt!"

Der Befehl Erwin Heerwagens wurde leise von Mann zu Mann weitergegeben.

Immer merklicher dröhnte und bebte der Boden von der Wucht der feuernden Geschütze.

Man hörte zeitweise deutlich die französischen Befehle. Da tauchte im Nebel der Schattenriß eines Munitions-

wagens auf, dann ein zweiter, dritter, vierter, fünfter, sechster, siebenter, achter.

Lautlos schoben sich die Gestalten gegen den Rand des Feldes. Schon konnte man durch die schwankenden Halme die französischen Infanteristen unterscheiden, die die Geschosse aus den Munitionswagen hoben und zu den Geschützen trugen.

Mit eiserner Kraft umklammerte jede Faust das Gewehr und zielte nach der Bedienungsmannschaft.

Und gespannt lauschte das Ohr.

Manchem klopfte das Herz hörbar.

Da erscholl ein langgezogener Pfiff.

In diesem Augenblicke krachten 19 Schüsse.

Die Bedienungsmannschaft der Franzosen war außer Dienst gesetzt.

Ein gellendes „Hurra! Hurra!," das sich immer wiederholte, daß es den Anschein hatte, als stürmte eine Schar von hundert an — folgten den Schützen und die deutschen Soldaten stürmten die ebene Wiese vor gegen die Geschütze, die nun deutlich im lichtenden Nebel sichtbar wurden.

Die Überrumplung gelang.

Die Franzosen waren völlig überrascht.

Bevor es den meisten gelang, nach den Karabinern zu greifen und gegen die anstürmenden Deutschen zu feuern, lagen sie tot am Boden.

Als Erwin gegen das letzte Geschütz vorging, sah er einen französischen Hauptmann, der durch die Leichen seiner Artilleristen gedeckt, in geduckter Stellung dalag und gegen die anstürmenden Deutschen Feuer gab.

Zwei bayrische Jäger sanken zu Boden.

Selbst als ihm — schwer getroffen — der Karabiner entsank, hielt er noch ein Handtelefon vor den Mund und rief hinein.

Ohne Zweifel verband ihn das Handtelefon mit der am Bergabhange eingegrabenen französischen Infanterie.

Erwin entriß es dem Sterbenden und rief in korrektem Französisch ins Telefon: —

„Wer dort?"

„Major Dujant."

„Rettet Euch! — Deutsche Infanterie überfällt uns!"

„In welcher Stärke?"

„Das ist nicht abzusehen; — aber es sind bedeutende Kräfte — mehrere Regimenter! Vielleicht eine Division!"

Erwin hörte keine Frage mehr.

Inzwischen waren die Munitionswagen an die Geschütze gekoppelt und ein Teil der Infanteristen kam bereits mit den Bespannungspferden angetrabt. Eingespannt, die Verwundeten auf die Wagen gehoben, aufgesessen und im Galopp über die Wiese vor gegen die Straße.

Das alles umfaßte die Zeit von nur wenigen Minuten. Erwin führte das letzte Geschütz.

Er saß auf dem Leitgaul und trieb die Pferde zur höchsten Eile an.

Der Nebel war mit einemmale wie in die Erde gesunken.

Der ganze Himmel war ein Feuermeer.

Da hörte Erwin von den vorderen Geschützen zurückschreien:

„Feindliche Infanterie!"

Die Arme der Rufenden wiesen nach links. Da kam sein jagendes Gespann an eine Blöße, — die freien Ausblick gewährte.

Man sah gewaltige französische Infanteriemassen das Gelände gegen die Höhe passieren.

Die Vorposten hatten das Gefechtsfeuer ohne Zweifel gehört.

Ein Bataillon kam im Sturmschritt gelaufen.

„Wenn erst die Straße gewonnen ist, dann geht es talwärts und jede Gefahr ist beseitigt," dachte Erwin Heerwagen.

Er hieb auf die Pferde ein.

Eben raste sein Gespann am Haus und an der Scheune vorüber, in der die Pferdewache tot lag.

Schon sah er die vorderen Geschütze den Jungwald verlassen und in die Straße einbiegen.

Da fühlte er einen furchtbaren Schlag im Rücken und eine lähmende Prellung am rechten Arm, der kraftlos den Leitriemen fallen ließ. Unmittelbar darauf krachten zwei Schüsse aus dem Hause vor der Scheune. Im nächsten Augenblicke fühlte er einen heftigen Stoß an der Schläfe, hörte noch einen leisen Knall, dann wurde es dunkel vor seinen Augen. Er fühlte noch, wie die Kraft aus Armen und Händen sank; . . . dann wußte er nichts mehr von sich.

Er war vom Leitpferde gestürzt; im Fallen streifte ihn das Wagenrad, riß ihm den Schuh von den Füßen und zwei Zehen ab und schleuderte ihn seitlich in die Wiese.

Die gepeitschten Pferde rannten in gestrecktem Galopp hinter den andern nach, den Jungwald durch; der Straße zu.

Niemand hatte in der rasenden Hast den Fall des Oberjägers bemerkt.

Inzwischen jagten die deutschen Infanteristen mit den eroberten Geschützen die Bergstraße talwärts. Als sie sich in der Nähe der feindlichen Schützengräben wußten, setzten einige die Käppis der erschossenen französischen Artilleristen auf, um die feindliche Infanterie wenigstens für kurze Zeit zu täuschen und so außer Schußweite zu gelangen.

Aber die List war nicht mehr nötig.

Der französischen Infanterie, die am Abhange des Berges eingegraben war, war der Gefechtslärm auf der Höhe nicht entgangen.

Als die Geschütze schwiegen, als in letzter Minute „der französische Artillerie-Hauptmann" durch das Telefon den Überfall durch „bedeutende" deutsche Infanterie meldete, zogen sich die Franzosen in Eile gegen das seitlich gelegene Dorf zurück.

Diese ungeahnte Wirkung der Heldentat Erwin Heerwagens brachte Leben in das im Tale festliegende deutsche Infanterie-Bataillon.

Im Sturme ging es dem abziehenden Feinde nach, von dem ein großer Teil, trotz tapferer Abwehrkämpfe, gefangen genommen wurde.

Jubelnd wurden die Eroberer der französischen Geschütze als Befreier aus toddrohender Lage begrüßt.

„Wo ist Euer Führer?"

„Wo ist Erwin Heerwagen?"

Der Oberstleutnant eilte herbei, um ihm im Namen des ganzen Bataillons das wärmste Lob und herzlichsten Dank zu sagen.

Nun erst bemerkte man die Abwesenheit Erwins. Der Held und Retter fehlte.

Niemand konnte Aufklärung geben.

Sofort machten sich hundert Mann auf die Suche — von Kundigen geführt.

Als sie suchend auf dem Bergrücken über die Wiesen an Haus und Scheune vorüberstreiften, erhielten sie bereits heftiges Feuer der Vorposten gewaltiger französischer Infanteriemassen.

Eiliger Rückzug war geboten.

Erwin Heerwagen blieb verschollen.

Das Bataillon zog sich mit den eroberten Geschützen vor der Übermacht zurück.

Als Erwin Heerwagen schwer verletzt vom Wagen gesunken war, blieb er bewußtlos liegen.

Nach einiger Zeit kehrte das Bewußtsein wieder. Er sah sich im hohen Grase liegen und erkannte, was geschehen war.

Die Morgensonne umleuchtete ihn.

Nun fühlte er den Schmerz, den seine Wunden verursachten.

Er sah, daß ihm zwei Zehen des linken Fußes abgerissen waren. Die linke Wade war zweimal durchschossen; doch fühlte er, daß das Bein nicht zerschossen war, sonst hätte er es nicht aufstellen können.

Eine Kugel war von hinten unter dem Schulterblatt eingedrungen und zeigte an der Brust ihren Ausgangskanal. Das Blut tropfte in roten Perlen herab. Aber er fühlte wunderbarerweise keine Beschwerde im Atmen Ein Prellschuß verursachte am Hinterkopfe eine starke Blutung.

Er hatte zum Glück sein Verbandzeug bei sich und begann Notverbände an seine Wunden zu legen.

Die Sonne war höher gestiegen.

Er gedachte der furchtbaren Qualen, die er am vergangenen Tage in der prallen Augustsonne in bewegungsloser Stelle hatte erdulden müssen, und beschloß im Schatten des Jungwaldes Schutz zu suchen.

In diesem Augenblicke kam ihm wieder ins Gedächtnis, daß er wenige Sekunden vor seiner Verwundung und seinem Sturz vom Pferde, gesehen hatte, wie feindliche Infanteriemassen sich der Höhe zu bewegten.

Nun galt es rasch ein Versteck ausfindig zu machen,

wenn er nicht in französische Gefangenschaft geraten sollte.

Er hob sich im Grase hoch, sah mit suchenden Blicken um sich.

Von seinen Kameraden war nichts mehr zu sehen.

Haus und Scheune, die er aus dem Grase herausragen sah, — waren wie ausgestorben.

Er kroch auf allen Vieren im taunassen Grase dem Jungwalde zu. Er fühlte wie das Blut da und dort warm aus den Wunden sickerte.

Der Schweiß tropfte ihm von der Stirne.

Endlich hatte er den Jungwald erreicht. Er kroch tief in dessen Schatten. Eine Wucherung junger Buchen hatte sich zu einer Höhle gruppiert, die vorzügliche Deckung bot.

Er kroch hinein.

Mehrmals stieß er den Ruf der Amsel aus — als Erkennungszeichen.

Deine Leute werden dich suchen und finden. Mit diesem Gedanken schwanden ihm neuerdings die Sinne.

Der erhebliche Blutverlust bewirkte eine tiefe Ohnmacht — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die kleinen zuckenden Sterne standen am Himmel, der sich wie eine wunderbar blauende Kuppel über ihm wölbte.

Da sah er aus nachtender Ferne her eine leuchtende Gestalt sich bewegen. Aus ihren weißen wallenden Kleidern strömte Licht. An ihrem linken Arm brannte das Zeichen des Roten Kreuzes.

Sie trat an den Weizenacker, bog mit suchenden Armen die Halme auseinander, kam hastenden Schrittes die Wiese entlang mit suchender Geste, und wo sie hintrat stand Halm und Blume und Kraut im taghellen

Erkennen. Da hob sie die Hände hohl vor den Mund und rief mit einer Stimme, lieb wie der Wind in Maienblüte — einen Namen: Erwin.

Da erkannte er die Gestalt, deren Gesicht er bis jetzt nicht erschauen konnte.

Nur eine Menschenstimme gab es, die soviel Wonne in sich trug für ihn: Hertha Immensees Stimme. In diesem Augenblicke sah er wie eine Schar Turkos mit weißen Bluderhosen und blitzenden Bajonetten aus dem Walde gegen Hertha vorstürmten. Er sah das tierische Grinsen in den Gesichtern — und schaute in diesem Momente Herthas Antlitz —, ihre leuchtenden, graublauen Augen sahen hilfeflehend nach ihm — nach Erwin Heerwagen. Nicht achtend der eigenen schweren Wunden sprang er auf, den Revolver mit eisernem Griff in den Händen, und mit gellendem Hurra vor gegen die Feinde .... und erwachte — von einem Traume! —

Da fühlte er Hände an sich gelegt; er schlug die Augen auf. Es war ein sonnengreller Sommertag. Über sich gebeugt erkannte er französische Sanitätssoldaten, von denen einer in gebrochenem Deutsch auf ihn einsprach — Ruhe zu bewahren!

Seine Wundverbände wurden rasch erneuert. Er wurde auf eine Trage gehoben und in ein Feldlazarett verbracht — in französische Gefangenschaft.

6.

Es war der Roten-Kreuz-Schwester Hertha Immensee gelungen, einem Feldlazarette zugeteilt zu werden, was sie von vornherein angestrebt hatte.

Ohne die warme Empfehlung des leitenden Arztes,

der sie während der Ausbildung in Straßburg kennen gelernt hatte, wäre ihr das wohl kaum bewilligt worden. Er hatte ihre Proben an Tüchtigkeit und Ruhe wiederholt belobt.

Ihr lauterer Charakter war ihm Gewähr für ihre Persönlichkeit.

Ihre Kenntnisse in der französischen Sprache, die sie fast fließend beherrschte, war wohl mit einer der vordringlichsten Gründe, daß ihr auch der Dienst hinter der Front zugestanden wurde; konnte sie doch bei Behandlung französischer Verwundeter dem übrigen meistens der französischen Sprache unkundigen Pflege- und Rettungspersonal gute Dienste leisten. Sonst war ja im allgemeinen dem weiblichen Pflegepersonal der Sanitätsdienst direkt hinter der Front aus wohl erwogenen Gründen versagt.

Um so mehr freute es sie, daß es ihr gelungen war, sich eine Ausnahmsstelle zu schaffen.

Ihr sehnlichster Wunsch war damit erfüllt.

Dieser Wunsch war aber nicht das Ergebnis einer weichlichen, weiblichen Träumerei; er war vielmehr der Erkenntnis entsprungen, daß sie hier wie nirgends sonst — ihre Menschenliebe, ihre sittliche Stärke, ihre Kenntnisse und Leistungsfähigkeit in harter, krafterfordernder und kraftverzehrender, leidnüchterner, blutiger Arbeit erproben könne.

Und es reizte sie in den Wettkampf mit Männerkraft und Männerwillen und Männerkönnen zu treten.

So trat sie den Dienst an — hohen Mutes.

Nach der Schlacht im Wasgenwalde hatte die siegreiche Armee des Kronprinzen Rupprecht von Bayern und des Generaloberſten von Heeringen in Verfolgung der französischen Armeekorps bereits die Grenze über-

schritten, französischen Boden betreten und ging nun in stürmendem Drängen auf der Linie Lunéville-Nancy vor.

Die der Maas vorgelagerten Höhen waren großenteils unter heftigen und beiderlei verlustreichen Gefechten erstürmt worden.

Das von den Franzosen in Brand geschossene Lunéville war von Deutschen besetzt.

Der weiten Kampffront folgte in unermüdlicher Tätigkeit das musterhaft organisierte und von einer beispiellosen Hingabe beseelte Rote-Kreuz der Deutschen.

Es waren Augusttage von wunderbarer Klarheit — aber sengender Hitze.

Das Rote-Kreuz war am Fuße einer langgestreckten von dichten Laubwäldern bestandenen Maashöhe angelangt.

Hier hatte der Kampf in einer besonders heftigen Weise gewütet.

Der untere Teil der Höhe war mit Wiesen und Feldern bestanden.

Hier hatte der Tod eine furchtbare Ernte gehalten. Reihenweise lagen Feind und Freund nebeneinander gestreckt.

Beim Eintritt in das Kampfgebiet sah Hertha von den Hängen her Arme und Tücher winken: Verwundete, die ihre Anwesenheit bekundeten und Hilfe herbeisehnten.

„Schwere Arbeit steht uns bevor und sie muß rasch geschehen," sagte Hertha zu ihrer Begleitmannschaft. „Unter der sengenden Sonne haben die Verwundeten furchtbar zu leiden. Versorgt Euch reichlich mit Getränken aller Art. Ein kühlender Trunk wird vielfach die erste Hilfe sein, die wir geben können. Und nun ans Werk!"

Die Hündin „Biene“ ging hart an ihrer Seite.

Bald begann die blutige Ernte ihres Amtes.

Und bald trug und fuhr man sie vorbei und zurück dem Feldlazarette entgegen auf Tragbahren und Wägelchen — die totstillen Gestalten, mit blutleeren Gesichtern, mit schmerzbangen Augen; kaum daß nur hin und wieder ein wehdurchzittertes Wimmern, ein leises Stöhnen und ein flüchtiger Schmerzensschrei hörbar wurde. Bei vielen tropfte das Blut von der Bahre ab.

Ein Gefühl tiefster Hochachtung und Bewunderung überkam Hertha Immensee vor solchem lautlosen Heldentum.

Kein Schimpfen und Fluchen, kein Murren und Anklagen wurde laut in diesen stillen Zügen. Über allen und auf allen lags wie eine Feiertagsstimmung, wie eine Kraft heiliger Weihe, — das Bewußtsein — dem Vaterland gedient zu haben, den höchsten Dienst geleistet zu haben, den das Vaterland von uns verlangen kann.

Und dieses Erkennen höchster Bürgerpflicht, dieser Glaube an das Vaterland, diese lautere Liebe zum Vaterlande schritt neben jeder blutbesprengten Bahre, mit jedem wimmernden Menschenbündel wie eine lichte Gestalt — und beugte sich über die Opfer des Vaterlandes, wenn Mut und Kraft versickern wollten und flüsterte ihnen zu: Siegen! — Das Vaterland wird siegen! muß siegen!

Und du hast mitgearbeitet, mitgewirkt am großen Werk des Vaterlandes — hast geblutet für das Vaterland —, geblutet für seinen Sieg! — —

O daß Ihr alle, die ihr zu Hause seid in den kriegsfernen Gauen des Vaterlandes, deutsche Männer, deutsche Frauen, deutsche Jugend — o daß ihr alle mit leiblichen Augen schauen könntet auf diese Triumphzüge laut-

loser, prunkloser — menschenechtester Größe! Dann würdet ihr erkennen, wie schlicht und schmerzbelehnt wahres Heldentum ist! Dann würdet ihr erschauen, mit Staunen, mit Bewunderung, mit Freudestolz erschauen, wie jeder der Unseren ein Held zu sein versteht, selbst noch in qualreichem Schmerz ein Held ist; dann würdet ihr mit andächtigem Schauern erkennen — wie Heldenmut zur deutschen Tugend geworden ist!

O daß ich diese Bilder lauterer Größe hinleuchten lassen könnte — über alle Lande germanischer Art und Sitte, hinleuchten lassen könnte wie einen neues Leben erweckenden Frühling, — wie einen neuen erlösenden Glauben, den Glauben an die Größe germanischer Eigenart, der das neue Evangelium der Deutschen sein soll!

Ein Evangelium, das euch mit jedem Glaubenssatze zuruft:

Euere Dankbarkeit darf keine Grenzen kennen! Euere Dankbarkeit darf gar keine Mühe verrechnen, und euere Dankesschuld kann nie verjähren, nie erlöschen!

Denn alles was ihr tut, tun könnt, gebt und zu geben vermögt — ist wenig, bescheiden, kleinwinzig im Vergleich zu dem, was diese taten, die ihr Herzblut verspritzten für euere Ruhe und Sicherheit, für euer Hab und Gut, für euer Wohlergehen und euere Friedensarbeit, — für Deutschlands Sein und Deutschlands Größe! Euere Dankbarkeit ist das vornehmste, das edelste Gut, das ihr auf Kinder und Kindes-Kinder vererben könnt!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Da trugen sie einen bayerischen Infanteristen vorbei, einen Oberlandler aus der Gegend von Berchtesgaden. Das Gewehr hielt er mit beiden Händen festum-

klammert und drückte es an die Brust — seinen Schatz, einen teuren, einen treuen Schatz.

Er hatte sich nachts gegen die feindlichen Schützengräben angeschlichen einer Eiche zu, die am Rande des Waldes halben Weges zwischen den deutschen und französischen Schützengräben stand. Wiederholt war in die deutschen Schützengräben der Tod geflogen gekommen und man wußte nicht woher.

Man konnte den Feind nicht auskundschaften.

Da hatte das falkenscharfe Auge des Oberlandlers bei einsetzender Dunkelheit in der Wipfelhöhe der Eiche ein blitzschnelles Aufleuchten erschaut.

„Dieses Elmsfeuer prüffst du auf seine Echtheit hin!" sagte er sich.

Nur einen guten Kameraden weihte er in seinen Plan ein, entlieh sich von ihm eine stattliche Zahl Patronen, so daß er mit den seinen über eine förmliche „Belagerungs-Munition" verfügte, ergänzte Brotbeutel und Feldflasche auf ihren Inhalt, griff das Gewehr eisern mit seiner Rechten und sagte zu seinen Kameraden:

„Wenn mich die Rothosen abschießen sollen, dann sag meiner Alten; ich bin auf dem feinsten Anstand g'sess'n, den ein Jägerherz sich wünschen kann. Von da aus kommt man direkt in die auserwählten Jagdgründe des Jenseits! Ich bin also gut aufgehoben: Pfüt di!"

Er hob sich aus dem Schützengraben und schob sich auf allen Vieren kriechend vorwärts.

Er hatte bereits eine gute Strecke zurückgelegt; schon erkannte er im bleichen Schimmer der Sterne das massige Schattenbild der Eiche.

Da trat ihm ein Hindernis in den Weg, mit dem er nicht gerechnet hatte.

Die Stelle, die er nun durchkriechen mußte, war Tage vorher die Lagerstätte der Franzosen gewesen.

Unrat aller Art hatte sich hier angesammelt, einen entsetzlichen Geruch verbreitend. Aber es war sonst kein Ausweg!

Das Gestrüpp, das die Stelle überdeckte, bot allein Deckung. Links und rechts war freies Land, das ihn ohne Zweif.l dem Feinde sichtbar machte, also dem Tode überlieferte. „Kreuzhimmelherrgottsakrament!" diesen kurzen Wilderer-Stoßseufzer gab er wohl ein halb Dutzendmal in größter Andacht wieder."

„Aber, wenn die ganze Hölle vor dir ihre Kostbarkeiten entfaltet, — Martl — durch mußt du!"

Und er kroch hindurch.

Hätte er eine Ahnung gehabt, daß einmal ein italienischer Dichter sein ganzes Leben dazu benutzte, um die höchsten Qualen der Hölle zusammen zu phantasieren, dann hätte er ihm jetzt sagen können: Freunderl, was du erdacht hast — ist alles schön und gut!

Aber all' deine erdachten Extrakt-Martern sind nur wie eine schlechte Schnupftabakprise — im Vergleich zu dem was ich wirklich erduldet! all deine Virtuosen-Qualen sind nicht viel mehr als das Zwidere von einem angebrannten Sauerkraut, wenn ich sie mit der Scheußlichkeit vergleiche, die ich auf allen Vieren kriechend, Brust und Arme und Knie darüberschleifend — durchstöhnen mußte!

Der Schweiß schoß ihm garbenweise von der Stirne, sein Atem keuchte, als ginge es den letzten Schnapper zu.

Endlich war er hindurch.

Da ragte auch schon in massigen Schatten die Eiche vor ihm auf.

Er hielt inne und verschnaufte wie ein fast zu Todgehetzer. So „derlegt" war er noch nie in seinem Leben gewesen, selbst dann nicht, wenn in den Gamsständen des

Watzmann der Forstmeister, der Förster und Jagdgehilfe zugleich hinter ihm herwaren."

Endlich hatte er sich wieder.

Er nahm vorsichtig ein Schluck aus der Feldflasche.

Dann lauschte er mit den Ohren eines Jägers an der Eiche empor.

Seine Augen bohrten sich lange in das gewaltige Blätterdach der Eiche.

Kein verdächtiger Laut war vernehmbar, keine Gestalt oder Form änderte sich.

Da plötzlich züngelte wieder in der Wipfelhöhe der Eiche das Elmsfeuer auf — blitzschnell und im nächsten Augenblicke folgte der kurze, scharfe, trockene Knall, der den Schuß aus einem französischen Infanteriegewehr kennzeichnete.

Der Knall fiel nicht besonders auf, bei dem ständigen Geknatter der Schüsse von Schützengraben zu Schützengraben.

Nun wußte der Oberlandler Martin Bichler: „Da oben in der Wipfelhöhe der Eiche sitzt der Tod, der schon so oft von dort in die deutschen Schützengraben geflogen kam."

„Ich will dem Tod das Leben ausblasen!"

Aber, dem Tod das Leben ausblasen, das ist leichter gedacht und rasch gesagt; — in Wirklichkeit eine Arbeit voll Heimtücken.

„Also Martl jetzt zeig dem Herrn Lehrer, was du gelernt hast! Fünf Meter freies Land bis an die Eiche. Und kein Rübenkraut mehr zwischen dir und dem Baum."

„Die fünf Meter hat dir der Teufel g'legt!"

„Wenn er mich sieht, der rothosige Sakramenter da oben, dann nagelt er mich an den Boden an wie ein Sargbrettl."

Da hilft nur eines: Ich und die Erde, wir zwei müssen Eins werden!"

Er drückte sich so fest als möglich an die Erde, so daß von seiner Gestalt fast nichts mehr zu unterscheiden war und schleifte sich vorwärts auf jede Hebung und Senkung, auf jeden Laut seiner Bewegung lauschend.

Endlich fühlte er die Wurzelknorren der Eiche unter sich und tastete sich am Stamme empor.

Eine mächtige Baumwarze deckte ihn gegen einen Blick von oben.

Er lugte darunter hervor und bohrte seine Augen in das Dunkel, um ihm Gestalt und Form abzuzwingen.

Aber die Schatten der Nacht schienen undurchdringlich. Er schloß die Augen, um sie mehr an das Dunkel zu gewöhnen. Er hatte sie kaum wieder geöffnet, als in der äußersten Wipfelhöhe wieder ein Lichtschein aufflammte — und in kurzer Feuerlinie gegen den deutschen Schützengraben zu erlosch.

Wieder der kurze, scharfe, trockene Knall.

„Zum letzten mal!" sagte sich der Bichler Martl. Wenns wieder knallt — du Sakramenter da droben — dann hörst du's nimmer!"

Er hatte sich die Stelle genau gemerkt, an der der Feuerschein aufblitzte.

Da sah er in dem Ast- und Blattgewirr der Eiche eine Lücke, sah den helleren Nachthimmel durchscheinen und einen Stern flimmern.

In dieser helleren Lücke erkannte er die undeutliche Schattenlinie eines Kopfes, der sich bewegte.

Wieder änderte er seine Stellung etwas.

Nun konnte er auch einen vorgehaltenen Arm in etwas unterscheiden.

Das dunkelste Massiv war der Leib des Franzosen. Das genügte dem Martl.

Vorsichtig hob er sein Gewehr und sagte sich dabei:

„Martl — der da droben ist kein Hirsch, der angeschossen davon lauft; wenn du ihn fehlst, dann sucht er hinter einem Aste Deckung — und dann geht es dir d'ran! —

Also, feine Arbeit liefern!"

Er legte an und zielte, visierte lange, lange; — so ruhig und mit so eiserner Sicherheit war das Gewehr noch nie in seiner Hand gelegen.

Ein Blitzen, dann ein hallender Knall.

Ein leiser, wehtrunkener Schrei stob in die Nacht hinaus und verklang.

Der Atem stockte dem Martl im Munde.

Gesicht und Gehör aufs äußerste gespannt, hielt er das Gewehr zu einem neuen Schuß nach oben.

Einen Herzschlag lang blieb es regungslos im Wipfel der Eiche.

Dann kollerte etwas ab, von Ast zu Ast aufschlagend und fiel klirrend neben Martl ins Moos, — das Gewehr des Franzosen.

Im nächsten Augenblicke schon hörte man einen schweren Körper durch Äste und Zweige brechen, an den dicken Ästen dumpf aufschlagen und erdwärts plumsen. Der Leib des Franzosen fiel mit dumpfem Schlag auf den Boden und blieb in halb sitzender Stellung an einem Wurzelbogen lehnen.

Ein paar Minutenlang horchte Martl gespannt gegen die französischen Schützengraben, ob vielleicht jemand den Vorgang bemerkt habe.

Keine verdächtigen Zeichen waren wahrzunehmen.

Er duckte sich und kroch zu dem Franzosen hin. Der war tot.

Die beiden Arme waren ihm im Sturze gebrochen

und die ganze rechte Wange aufgeschlitzt — wohl von einem abgebrochenen Äste, den sein Gesicht im Sturze anfiel.

Martl beugte sich über den Toten, nahm ihm die Gewehrmunition ab und einen funkelnagelneuen Armeerevolver mit reichlichem Kugelvorrat, kroch zurück, nahm das Gewehr des Franzosen an sich und bestieg die niedrig astende Eiche und mählich den Wipfel.

„Da hat mein Amtsvorgänger gesessen. Das ist ja ein Jagersitz wie ang'schafft!"

Er übersah die ganze Feuerlinie der Deutschen und Franzosen. „Heiliger Wendelin, Du Schutzdeckel und Schirm aller Viecha steh' mir bei."

Dann begann er sein Werk.

Er merkte sich die Stellen in der Feuerlinie der Franzosen, an denen es ihm zunächst aufblitzte.

Einmal krachte sein Schuß; dann hörte er deutlich einen Schrei herauf und einen französischen Lautwirrwarr.

Endlich kam der Tag.

Nun konnte er mit Bestimmtheit sehen und zählen.

Nach jedem Treffer machte er mit dem Fingernagel auf seinem Gewehrkolben ein Zeichen.

Es waren bereits 27 solcher Siegeszeichen oder Jäger-Runen auf dem Gewehrkolben des Martl verbucht.

Da hatten ihn die Franzosen entdeckt.

Im nächsten Augenblick prasselte ein eiserner Regen in den Wipfel der Eiche, daß Zweige und Blätter wie im Wirbelwind davon stoben.

Er fühlte noch, daß es auf ihn einschlug wie mit 10 Messern auf einmal.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf dem Boden neben dem toten Franzosen.

Die deutsche Infanterie hatte inzwischen die feindliche Stellung gestürmt und die Franzosen verjagt.

Martl wollte sich aufrichten; aber der eine Fuß sagte: nein! ganz bestimmt nein!

Da waren auch schon die deutschen Sanitäter.

Als sie ihn aufhoben, merkte er, daß er in einer Blutlache gelegen war.

„Ich schweiß' ja wie ein Zwölfender, den Seine Königliche Hoheit auf 18 Meter Entfernung aus dem Unterstand ang'schossen hat."

„Vierzehn Einschüsse haben sie an meinem heiligen Leib gezählt? so vierzehn! — Wenns in der Ewigkeit einmal nach den Einschüssen geht, die der Leib aufweist, dann krieg ich ein feines Platzl! Glauben Sie's Schwester?" sagte er, als er im Lazarette lag.

„Wissens was mir leid tut: daß ich nicht von jeden der rothosigen Sakramenter, die ich abg'schossn hab' — das Krickerl hab' mitnehmen können. 27 Franzosen-Käppi, das gäb einen Altar voll für meine Stuben. Da überkäm mich auch die Andacht!"

„Bis wann können Sie mich wieder brauchen, Herr Doktor?"

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Ich hab nämlich ein Gelöbnis g'macht. Fünfzig Stück Franzosen, dürfen auch englische Krämerleut d'runter sein — ehe gehe ich nicht heim vom Krieg. Und ein Gelöbnis muß man halten. Das hat der Petrus verbucht. Und wehe, wenn'st da was schuldi bleibst!"

Als ihm der Oberst das eiserne Kreuz an das Lazaretthemd heftete, sagte er: Dank schön, Herr Oberst! Es ist zum erstenmal, daß ich zweng meiner Schießerei belobt werde. Sonst wars immer a höllische Sünd'!

Wenn's a mal ins Berchtesgadener Landl kommen sollten — zwischen Berchtesgaden und dem Königssee

hab' ich am Watzmannabhang a Hütt'n. Fragens nur a'n Wild-Martl nach! Sie krieg'n an Gamsbock samt'n Krickerl, wenn er auch net auf mein Grund g'wachsen ist."

Das alles hatte der Infanterist Martin Vichl erzählt, als er im Lazarettzug in ein blütenweißes Bett geborgen von Chateau-Salin der Heimat zufuhr. Vierzehn Kugeln hatten seinen Leib durchsiebt.

Keine tödlich!

Ja, ja sagte er: Unkraut verdirbt nicht! — Und im übrigen kanns nicht anders sein, sonst könnt ich ja mein Gelübde nicht halten."

Kaum hatte man auf dem Schlachtfelde die Bahre mit dem zerschossenen Oberlandler vorbeigetragen, da folgte eine Trage, die ein erschütterndes Bild bot. Der alte Herr, ein preußischer Landwehrmajor, der neben der Trage schritt, selbst durch einen Granatsplitter schwer an der Schulter verwundet, — mahnte die Träger zur äußersten Vorsicht. Mit Aufwand aller Kraft verbiß er den eigenen Schmerz. Seine Augen sahen mit erzwungenen Lächeln nach einem jungen Manne, der auf der Bahre lag mit tödlichen Brustschuß — ein Kriegsfreiwilliger mit 19 Jahren. Ein Blütenleben, das vom Sturme geknickt, — hoffend bis zum letzten Augenblick.

„Ich werde nicht sterben?" — Das Auge des Jungen suchte die Antwort am Antlitze des Alten abzulesen. Vater und Sohn." —

„Und grüße mir Muttern," kam es leise mit keuchendem Atem aus der Brust und vom zitternden Munde des Jungen.

„Muttern!"

Sprich nicht mehr Harald; es strengt dich zu sehr an!"

Er hielt die Hand des Sohnes fester in seiner zitternden Rechten. Als er aber sah, wie im nächsten Augenblicke, das hellrote Blut wieder aus dem Munde des Sohnes rann, wie das Auge seines Sohnes wieder jener gläserne Schleier überzog, der Farbe und Licht und Leben löscht, da ließ der Schmerz ihn von unten bis oben erbeben.

So stand er noch eine Stunde im Feldlazarette neben dem Sohne, fühlte wie aus den weichen Jünglingshänden die Wärme wich, und hörte wie der keuchende Atem immer matter und müder wurde, und wie die Züge des geliebten Antlitzes fahler und schlaffer wurden.

Nochmals kam Leben in das glasende Auge — nochmals gab der blutende Mund einen Hall der Seele wieder, des Vaters Ohr beugte sich tief zu ihm nieder:

„Wir siegen . . . Vater."

Dann sank er zurück.

Die Kraft des Lebens war vertropft.

Auf den Zügen des Jungen lag es wie ein erstarrter froher Glaube: „Wir siegen!"

Da beugte sich der Vater über die Leiche seines einzigen Kindes, küßte seine Stirne, seine Hände — und weinte ungesehen — einige Minuten bitterlich.

Dann war es vorüber.

Er hört den Ruf des Vaterlandes wieder in tausend Lauten an sein Ohr klingen. — — — — — — —

7.

So zog das stille Heldentum in hundert blutenden Bildern an Hertha Immensee vorüber.

Der Tag ging in schwerer Arbeit zu Ende, ein Tag von wunderbarer Schönheit.

Die Sonne hatte ein hohes Fest gefeiert.

Noch im Scheiden vergoldete sie die Erde und ließ Bilder von erfrischender Klarheit erschauen.

Himmel und Erde schmiegten sich aneinander in brennende Glut — wie ein verliebtes Paar, das sich keine Freude vorenthielt.

In den Falten und Runzeln der Erde aber wälzte sich unsagbares Menschenleid, stöhnte, wimmerte, krampfte sich zusammen, stieß Arme und Beine im Todeskampfe von sich — und mit dem roten Bronnen des Herzens verrieselte Hoffnung, Glaube, Liebe und Leben.

Noch war das Liebeswerk des Roten Kreuzes nicht vollendet.

Von der zum Teil bewaldeten langgestreckten Höhe sah Hertha Immensee — durch ihr Glas schauend — Tücher schwenken und Arme winken.

Und manchesmal war es ihr als klängen Hilferufe an ihr gespanntes Ohr.

Auf dieser Höhe hatte die Nacht hindurch und in den Morgenstunden des Tages ein äußerst blutiger Bajonettkampf stattgefunden.

Die Höhe wurde aber vom Feinde zeitweise noch immer in heftiger Weise mit Granaten beschossen.

Hilfe bringen war hier mit Lebensgefahr verbunden.

„Aber manche der deutschen Brüder liegen schon eine Nacht und einen Tag in sengender Hitze in furchtbaren Qualen da oben. — Sie müssen erlöst werden! Sie haben ihr Leben gewagt, — soll uns geringerer Opfermut zu eigen sein?“ meinte Hertha Immensee. „Ich wage es!“

Rasch war eine Schar Helfer um sie versammelt.

Schon langten die ersten linden Schatten der Nacht

über die Erde als die wackere Schar die Höhe emporstieg.

„Biene" folgte voll Unruhe an der Seite Herthas. Sie waren kaum einige Meter auf der Hochfläche durch Äcker vorwärts gedrungen, da hörten sie das schwirrende Pfeifen einer Granate und sahen in der dunkelnden Luft die schwach leuchtende Geschoßbahn.

Nicht allen gelang es, dem Wirkungskreis der Granaten zu entfliehen.

Die unter betäubendem Krachen zerplatzende Granate riß einem Sanitäter den linken Arm ab und verletzte einen zweiten schwer am Rücken und Hinterkopf.

Den beiden wurden Notverbände angelegt und der Rücktransport angeordnet.

Dann ging es unentwegt weiter dem Kampffelde zu. Bald war sie erreicht, die Stätte unsagbarem Jammers.

Deutliche Rufe: „Sanitäter! — Hilfe!" — wurden vernehmbar. Und dazwischen hinein, als wären diese trüben, schmerzbebenden Laute ein Wesen der Nacht — kam das Seufzen und Wimmern der Schwerverwundeten, das Stöhnen und Röcheln der Sterbenden an Herthas Ohr. Manchesmal war es als klängen diese Stimmen des Schmerzes aus Himmel und Erde zugleich — als stöhnte die bluttrunkene Erde auf — und als atmete die Nacht in endloser Weite — schwer, schwer — wie eine mit dem Tode ringende Menschenbrust.

Die Laternen wurden abgeblendet, um dem Feinde kein Ziel zu geben.

Die Suche begann.

Über Schützengräben hinweg, in denen die Leichen stellenweise bis über den Rand aufgestapelt waren.

Man überschritt diese schwankenden Brücken, von menschlichen Leibern gebildet — mit schaudernden Ent-

setzen. Da trat Schwester Herthas Fuß in etwas Weiches, Wässeriges.

Sie beleuchtete die Stelle und sah sich fast bis zum Knöchel in einer Blutlache stehen.

Ein zerschossenes Artilleriegespann lag vor ihr.

Aus den gespenstisch aufgequollenen Leibern der Pferde sickerte immer noch frisches Blut und einigemale noch ging ein Zittern durch die riesigen Leiber — die letzten Zeichen eines verronnenen Lebens. Die Tiere mußten erst wenige Minuten vorher verendet sein.

Daher stammten wohl die furchtbaren Schreie, die sie tagsüber von der Höhe her wiederholt zu hören geglaubt hatte. Die Tiere hatten in der sengenden Hitze des Tages einen gräßlichen Todeskampf gekämpft.

Die Erde hatte sich müde geschlürft mit Blut. —

Reihen, Bündel, Haufen von toten Menschen lagen da. Da schlug einer die Augen auf, als ihn das Licht der Laterne im Antlitze streifte.

Aber während Schwester Hertha sich über ihn beugte, um ihn durch einen frischen Trunk zu stärken, sank er leblos in sich zusammen.

Bald kamen die Bahren der Träger — alle schwer beladen in langer Reihe vorüber, gingen lautlos talwärts und verschwanden in den Schatten der Nacht.

Es dauerte nahezu eine Stunde bis sie wiederkamen.

Bereits zum fünften Male ging die Trägerkette zurück.

Da kam der Mond am östlichen Himmel herauf.

Was war das?

Ein leises, kaum vernehmbares Wiehern.

Sie ging dem Geräusche nach.

Da sah sie vom Monde beschienen ein Pferd in einer Mulde stehen. Wenige Meter davon am Stamme einer Eberesche lehnte sein Herr — ein sächsischer oder preußischer leichter Reiter.

Als das Pferd Herthas Gestalt auftauchen sah, hob es den Kopf, blähte die Nüstern, spitzte die Ohren, wieherte und wurde unruhig, als wollte es ausreißen. Es fürchtete sich. Hertha lockte.

Da kam es näher.

Hertha griff es beim Zügel und band es an einem Baumstamm fest.

Dann beugte sie sich über den Reiter.

Er lehnte am Stamme und sein knabenjunges Antlitz zeigte einen frohen Frieden, als läge tiefer erquickender Schlaf und Traum auf ihm.

Es war der ewige Schlaf — der Schlaf ohne Träume.

Durch die Brust geschossen, hatte er sich noch hierher geschleppt.

Vom linken Mundwinkel herab über Kinn und Hals zog sich ein roter Streifen — Blut.

Die linke Hand hielt im Tode noch krampfhaft ein Papier fest.

Langsam entzog Hertha der steifen Hand das Papier. Mit kraftlosen, kaum leserlichen Bleistift-Worten stand darauf geschrieben:

„Ich habe einen schweren Brustschuß! — Ich fühle, wie ich verblute! — Mein letzter Gedanke warst du, Enni — und das Vaterland!

Sei Euch Glü . . .“

Das letzte Wort war nicht mehr zu Ende geschrieben.

Das Papier war über und über von Blut befleckt. — Sein Herzblut.

Da sah sie, daß die andere Hand, die sich auf den Boden stützte, eine Photographie überdeckte.

Das Bild stellte eine junge Blondine von kaum 18 oder 19 Jahren vor. Das Lachen, das die kinderüppigen Wangen rundete, kündete sorgenloseste Menschenfreude und Menschenglück. —

Enni — —!

Hertha nahm Brief und Bild an sich — als ein Heiligtum. Sonst war bei dem Toten nichts an Papieren zu finden. Sie löste die Erkennungsmarke von ihm und steckte sie zu sich.

Das Pferd wieherte auf.

Sie ging zu ihm, klatschte ihm Hals und Schulter.

Da erst merkte sie, daß dem Pferde der linke Oberschenkel in einer langen Strecke aufgerissen war. Eine schwere Wunde. Und trotzdem war das Tier nicht von der Seite seines Herrn gewichen.

„Treues Tier!" sagte Hertha zu ihm. „Wie wenig Menschen tragen so starke Treue in sich, wie du!" Sie verband ihm die Wunde, so gut es ihr möglich war. Dann übergab sie das Pferd einem Sanitäter, der es abführte.

Wiederholt blieb es stehen und sah nach der Stelle zurück, an der sein Herr lag — und wieherte laut auf, als wollte es Abschied nehmen. — —

Immer noch schlugen feindliche Granaten ein und eine davon in so unmittelbarer Nähe von Hertha, daß sie über und über von Erde und Gras und Staub besät wurde.

Da hörte sie „Biene" verbellen.

Wenige Minuten später kam die Hündin schon angesprungen, bellte vor Hertha und machte kehrt, zum Zeichen, daß die Herrin folgen möchte.

Sie nahm den Hund am Band und ließ sich von ihm führen. Er lief über eine zerstampfte Wiese hinweg, einen von Birkicht besäumten Hohlweg entlang. Als dieser endete, bot sich Herthas Augen ein überraschendes Bild. Im Lichte des Mondes und der Sterne sah sie über freies Land hinweg in die frucht-

bestandenen Täler der Maas, deren breites Silberband eine Strecke weit in die Nacht aufflimmerte — vom Mondenlicht bestrahlt; — noch weiter gegen Südwesten sah sie die Flammengarben aus dem brennenden Luneville aufzüngeln, niedersinken und wieder emporflackern.

Aber „Biene" erinnerte an dringende Pflicht. Hart an einer Straße, die gegen die höher gelegenen, zerschossenen Gutshöfe führte, blieb der freigelassene Hund stehen und verbellte.

In einem von einer Granate aufgewühltem Trichter lagen deutsche und französische Soldaten übereinander. Eine in der Nähe geplatzte Granate hatte sie mit einer handhohen Erdschicht überdeckt. „Biene" stand davor und verbellte.

Im Lichte des Mondes beschaute Hertha die verstümmelten Leichen. Einige Antlitze sahen nach oben mit schmerzverzerrten Zügen. In den weitaufgerissenen Augen spiegelte sich das Mondenlicht.

Sie fand nichts Lebendes mehr.

Aber „Biene" sprang wieder an und verbellte.

Da hörte Hertha eine schwache menschliche Stimme, die in undeutlichen Lauten unter dem Leichenhaufen hervorklang.

Sie hob einige Leichen beiseite. Da fand sie einen Franzosen, der bis an den Hals von Leichen und Erde überdeckt war. Rasch räumte sie die ihn bedrückende Last hinweg.

Da atmete er auf, kam zur Besinnung, öffnete die Augen und bat mit kaum vernehmbarer Stimme um Wasser.

Wie sah der Ärmste aus!

Gesicht und Haupthaare waren von Feindes- und Freundesblut überronnen, in das Staub und Erde

eingesunken war. In seinen Augen irrte ein schwaches, unstätes Licht wie in dem Auge eines Irren.

Hertha reichte ihm die Flasche mit Rotwein. In einem langen Zuge nahm er die Stärkung zu sich. Sie reinigte ihm das Antlitz und versuchte ihn zu heben und aufzusetzen.

Aber stöhnend wehrte er diese Hilfe ab. Da merkte sie, daß ihm beide Beine abgeschossen waren.

Worte des Dankes kamen über seine Lippen. —

„Deutsche Schwester, Sie sind gut. — In kurzer Zeit werde ich tot sein" sagte er.

„Mut! Mut und Hoffnung, Kamerad —" sprach Hertha auf ihn ein — in Französisch.

Als er französische Laute hörte, heiterte sich sein Antlitz auf.

„Schwester," wiederholte er, „ich muß sterben. Ich weiß es! Aber ich habe Weib und Kinder zu Hause! — Eine Bitte, Schwester! Meine letzten Gedanken gehören ihnen, meinem Weib und meinen Kindern! — Bitte, aufschreiben, Schwester!"

Er wies mit müder Hand nach seiner rechten Brustseite.

Hertha verstand ihn und entnahm der Seitentasche des Rockes ein Notizbuch.

Auf der ersten Seite des Buches stand eingeschrieben: „Möge das Jahr voll Segen sein für uns." Darunter stand der Name: François Ribot. — Zu unterst am Blatte Datum und Heimat: Vichy, Nice, 2. janvier 1914.

Sie las es halblaut ab.

Er nickte und sagte mit schmerzdurchzitterter Stimme: „Bitte in dieses Buch zu schreiben und es dann an meine Familie zu schicken. Ebenso das Beutelchen Geld, das ich auf meiner Brust trage."

Hertha löste Band und Beutel von ihm und zählte: „60 Francs in Gold."

Er stimmte bei.

Sie schrieb in das Buch, was er ihr sagte:

„Die letzten Worte deines Mannes, mein Weib, die letzten Gedanken Eueres Vaters, meine Kinder:

Ich liege seit gestern — 26. August, hier in der Nähe von Luneville auf dem Schlachtfelde. Schrapnellkugeln haben mir beide Beine abgeschossen und todverwundet fiel ich in eine von einer Granate aufgerissene Grube. Der Kampf tobte um mich weiter. Bald fielen tote und sterbende Franzosen und Deutsche auf mich und ihr Herzblut überrann mir Gesicht und Brust. Ihre Schwere benahm mir fast den Atem. Eine krepierende Granate überdeckte mich und sie handhoch mit Erde.

In dieser furchtbaren Lage erwartete ich den Tod. Eine deutsche Sanitäts-Schwester fand mich. Sie ist gut zu mir und stärkt und tröstet mich. Aber ich werde in kurzer Zeit nicht mehr leben! Meine Gedanken sind bei Euch, meine letzten Worte will ich zu Euch sprechen:

Sei stark, Madlaine, mein Weib — sei stark! Nun bist du allein die Stütze unserer vier Kinder, ihr Hort, ihr Halt! — Dank für deine Liebe, die treu war, wie Gold! — Dank noch im Tode!"

„Und dich küsse ich auf die Stirne, Madelaine; du bist mit 15 Jahren die Älteste, der Mutter Hilfe nun! Tröste sie — arbeite und bleibe gut!"

„Nimmermehr wird sie mir ihre langen braunen Zöpfe um meine Hände winden können, wie sie es sonst an Feierabenden so gerne getan."

Tränen rieselten über seine Wangen.

Eine tiefe Ohnmacht befiel den Todwunden.

Wieder kam das Leben in ihn und er sprach leise weiter:

„Und François! — Er ist 9 Jahre alt! Er wollte mit mir in den Krieg! Ein kluger Bub'! Ein tüchtiger

Schüler! Er wird es schon verstehen, wenn er hört, daß ich gefallen bin! Er wird weinen und wird kämpfen wollen für mich. —

Schicke François in das Lycée nach Nice. Er soll ein Amt im Staate sich erarbeiten; das war doch immer unser Plan. Es wird dir sauer werden, die Kosten zu bezahlen, du gute Mutter! Aber er wird dankbar sein! —

Und Claire und Jeanette — 6 und 4 Jahre. Claires Zöpfchen haben die Farbe des reifen Maises und ihre Augen zeigen das Blaue des Himmels! Jeanette hat wieder der Mutter braunes Auge und Haar. Wie oft werden sie meinen Namen nennen und fragend die Mutter bestürmen: Wann kommt der Vater wieder? — Er kommt bald, Mutter? Recht bald? Heute noch? — Mutter, kommt er heute noch? —

Warum weinst du, Mutter? —

Warum weinst du jetzt so oft, Mutter?

Und ihre kleinen Hände werden liebend sie betasten, ihre weichen, runden Kinderwangen an ihre tränennasse Wange sich lehnen und ihre lieben Stimmen in den Tag hinflattern — nimmermüde. —"

Eine tiefe Ohnmacht befiel den Sterbenden.

Schon glaubte Hertha es sei mit ihm zu Ende.

Aber nochmals flackerte das Leben in ihm auf.

Nochmals gab seine hauchleise Stimme die Gedanken seiner Seele wieder:

„Mein Weib," nur noch stockend kamen die Worte — „auch die Mädchen soll sie etwas lernen lassen, daß sie einmal selbständig sind — im Leben.

Und lehre sie Menschenliebe — nicht Rassenhaß, der meinen Tod verschuldet."

Sein Auge sah starr nach der Schwester, seine Hände krampften sich wie hilfesuchend um die Hand Herthas

— sein Mund redete noch, ohne Laute 'geben zu können, sein Antlitz verzerrte sich in letztem Schmerze.

Dann war jede Regung in ihm verstorben.

Der Tod hatte für ewig ein Leben überschattet. —

Hertha löste ihre Hand aus der Hand des Toten. Sie steckte Geldtäschchen und Notizbuch zu sich, mit dem festen Vorsatz beide Dinge sobald als möglich als letzte Grüße an die Familie des Gefallenen gelangen zu lassen.

Sie stand auf und trat einige Schritte zurück. Auf einer kleinen Erhöhung blieb sie stehen.

Die gewaltigen Feuergarben, die in dem fernen Tale der Maas minutenlang aus dem brennenden Luneville mit rauchgetrübten Feuerarmen in die blaue Nacht emporstießen, fesselten ihre Blicke.

Unaufhörlich rollte der Donner der schweren Artilleriegeschütze durch die Nacht.

Die Geschoßbahnen der Granaten und Schrapnells zeichneten sich in langgestreckter, feurig glimmender Linie in die Schatten der Nacht.

Die wunderbare, friedenreiche Pracht der lauen Sommernacht — — zerfetzte Menschenleichen ringsum, Brand und blutiges Würgen und Tod — welche Gegensätze!

Der Mond stand hoch in leuchtender Fülle. Die Silberpappeln warfen weite, blauende Schatten über Äcker und Wiesen. Was rauschten sie in leisem Sagen so wonnig in die Nacht?

Eine tiefe Müdigkeit überkam Hertha Immensee. Hände und Kleidung waren über und über befleckt von Menschenblut.

Sie setzte sich auf einen zerschossenen Munitions-

wagen, um Ruhe, Kraft und Mut zu sammeln nach schwerer Arbeit.

Die Nacht duftete um sie.

Manchesmal lag ein süßlicher Blutgeruch in einer vorüberrinnenden Luftwelle.

In langen, wirren Fäden spann sich der Rauch aus einer nahgelegenen, niedergebrannten Ferme von Acker zu Acker, von Baum zu Baum, fiel in sie hinein, stieg wieder auf und zog weiter — eine wortlose Kunde, daß das Herrenhaus, das über alle gewacht — nicht mehr war.

Immer wieder kamen ihr die Worte des toten Franzosen ins Gedächtnis: „Lehre die Kinder Menschenliebe — nicht Rassenhaß, als dessen Opfer ich hier zerschossen am Schlachtfelde liege!"

Dort lag er.

Sein Antlitz winkte weißlich herüber im Lichte des Mondes.

Eine Schar Rebhühner lief gluckend an Hertha vorüber. Obdachloses Vieh brüllte in den Wäldern ruhelos irrend.

Dann war es wieder stille. — — —

Und es sprach etwas in ihr und aus ihr, als spräche die ganze Welt der Menschen, aller Zonen und Zeiten zu ihr:

Dieses Menschenleichenfeld — diese Schlachtstätte gebildeter, gesitteter Menschen — heißt man Kultur! Das ist Kultur? — Das Ergebnis vieltausendjähriger Bildungsarbeit? Hat die Unkultur jemals Schlimmeres gezeitigt? Der Glaube an die Ideale, an die Götter der Menschen, an den Wert menschlichen Ringens und Strebens, der Glaube an den Zweck des Guten wankte in ihr.

Da war es ihr, als ginge von dem mondbeschienenen Antlitz des toten Franzosen ein Leuchten aus, das rings die Erde hellte, Dörfer und Städte durchlangte, und bis zu den Sternen griff; und in nie gehörten wonnigen Lauten zog das Evangelium des Lebens durch Menschenland und Sternenferne — das Evangelium, das nie sterben darf, nie sterben wird: „Lehre sie Menschenliebe — nicht Rassenhaß!" — — — — — — — — — — — — — —

Wie totmüde fühlte sie sich! — — — — — — —

Da sah sie wie eine Gruppe bayerischer Jäger die nachbarliche Höhe stürmte, mit stoßbereitem Bajonett — jede Gestalt kraftgespannt, anstürmte gegen eine Tod und Verderben speiende feindliche Batterie — sah wie eine Jünglingsgestalt plötzlich im Laufe inne hielt, als hätte sie ein schwerer Schlag getroffen, der jedes weitere Vorwärtsschreiten hemmte, sah, wie die Gestalt wankte, wie das Bajonett den Händen entsank; in diesem Augenblicke konnte sie deutlich das Gesicht des Fallenden sehen, schmerzverzerrt —; aber sie erkannte dennoch die geliebten Züge — „Erwin Heerwagen!" schrie sie auf; sie wollte aufspringen, helfend an seine Seite eilen; aber eine eiserne, unsichtbare Macht hielt sie fest. —

Da fühlte sie wie etwas Kaltes an ihre Hand stieß ...

Sie erwachte — von dem schrecklichen Traume.

War es ein Traum gewesen?

In solchen Gezeiten ungeheurer Anspannung erreicht der menschliche Geist eine Kraft, die ihn fähig macht, die Grenzen von Zeit und Raum zu überlangen — und Ahnungen werden zu Offenbarungen und Herz und Gefühl schauen schärfer als jedes Wissen — und schauen hellsehend in die Zukunft.

Nun wußte sie, sie wußte ganz bestimmt, daß Erwin Heerwagen ein Unglück zugestoßen war.

Erwin Heerwagen hatte vielleicht schwer verwundet

in diesem Augenblicke an sie gedacht, lag vielleicht zu Tode getroffen, verlassen, übersehen, auf blutgetränkter Walstatt, und mit der ganzen Inbrunst einer verlöschenden Menschenseele hatte er an sie gedacht, an Hertha Immensee — an seine Liebe gedacht — und diese in der Höchstspannung des menschlichen Geistes von sich gegebenen Gefühlen und Gedanken waren von ihm abgesprungen wie elektrische Funken von der Aufgabestelle — und hatten über und in der Erde irrend ihr Ziel gesucht, und hatten als Empfangsstation Hertha Immensees leidwundes Herz und Hirn gefunden und zu ihnen gesprochen.

„Das gibt es doch?"

„Jawohl, das gibt es! zweifellos!" sagte sie.

„Wir Menschen wissen so wenig von uns — so vieles weniger Wichtige von anderen Dingen!"

8.

Am Morgen des anderen Tages erblickte Hertha Immensee unter der Begleitmannschaft, die einige Hundert Franzosen abtransportierte, einen bayerischen 2er Jäger.

Sie eilte auf ihn zu.

Nun erfuhr sie von der Heldentat des 2er Jägers Erwin Heerwagen und erfuhr, daß er vermißt wurde.

Das versprengte preußische Bataillon, das Erwin aus seiner verzweifelten Lage befreit hatte, mußte vor französischer Übermacht anfänglich zurückweichen, stürmte aber später — durch sächsische Regimenter verstärkt — nochmals die Höhe, von der Erwin die französische Batterie herabgeholt hatte.

Aber alles Suchen nach ihm war vergebens.

Er blieb vermißt.

Hertha ließ sich die Lage des Kampfplatzes bis ins Einzelnste beschreiben.

Kurze Zeit vorher war nach jener Gegend eine starke Munitionskolonne und ihr folgend eine Sanitäskolonne abgegangen.

Sie enthüllte dem leitenden Arzt ihrer Kolonne ihr quälendes Leid und erhielt nach Abwehr vieler Bedenken die Erlaubnis, sich der abgegangenen Sanitätskolonne anschließen zu dürfen.

Sie setzte sich aufs Rad; Biene folgte ihr zur Seite. Die französische Straße war gut. — In kurzer Zeit mußte sie die Sanitätskolonne erreicht haben.

Eine furchtbare Angst befiel sie.

Was sie da in visionärer Stunde erschaut hatte, war kein Traumbild oder Hirngespinnst, sondern bittere Wirklichkeit: Erwin Heerwagen war ein Unglück zugestoßen.

Die Nachricht von seinem hervorragenden Heldenmut hatte sie erbaut. — Sie kannte ihn ja. Sie hatte nichts anderes von ihm erwartet.

Sie wußte, daß er dem Vaterland mit Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte dienen würde. Die Kunde aber, daß er verwundet war und vermißt wurde, ließ alle die schrecklichen, entsetzlichen Bilder, die sie bei der Suche nach Verwundeten schon geschaut hatte — in lebhaftester Erinnerung wieder vor ihre Sinne treten.

Eine furchtbare Angst befiel sie.

„Möglicherweise hat er sich, um der Gefangennahme durch die nachrückenden Franzosen zu entgehen, in ein sicher bergendes Versteck gebracht und liegt nun dort — vielleicht schwer verwundet — auf Erlösung hoffend, bis langsam Hoffnung und Leben verrinnt.

Aber die höchste Not läßt in starken Menschen den stärksten Willen erstehen.

So erstand in Hertha Immensee ein heiliger Mut, der vor keinem Hemmnis zurückscheut und an kein unüberwindbares Hindernis mehr glaubt.

„Wenn er noch am Leben ist — „Biene" sagte sie zur Hündin, die freudig neben ihr hersprang, — wenn dein Herr noch am Leben ist, jeder Tropfen Blut in uns denkt und handelt für ihn. — Du wirst seine Spur auffinden „Biene", und dann wollen wir weder rasten noch ruhen! . . ."

Reiter sprengten die Straße entlang an ihr vorüber und riefen ihr — erstaunt über die allein fahrende Schwester — freundliche Worte zu.

Von Südwesten her rollte unaufhörlich heftiger Kanonendonner und manchesmal war es ihr, als grollte die Erde unter ihr und bewegte sich. Infanteriekörper, Kavallerie-Abteilungen und unabsehbarer Train zog die Heerstraße entlang.

Nun mußte sie eine Seitenstraße einbiegen, um an ihr Ziel zu gelangen.

Schwarzgeflecktes Vieh weidete auf den weiten Wiesen zu beiden Seiten.

Als die Straße um eine Waldecke bog, erblickte sie die Sanitäts- und Munitionskolonnen, die sich eben eine Bergstraße hinan bewegten.

Zur Linken dehnte sich ein unabsehbares Waldland, zur Rechten, von dem Waldland durch die Straße getrennt, ein an den oberen Hängen bewaldetes Hügelland, das im tiefer gelegenen Teil mit reichbestandenen, aber größtenteils zertretenen Fruchtäckern belegt war. Daran anschließend ein weites Wiesental, das der Quere nach von einer Nebenstraße durchschnitten wurde.

Am Ausgang des Tales war die Kirche eines Dorfes sichtbar.

Das war das Kampffeld, auf dem Erwin Heerwagen seine Heldentat vollbracht hatte.

Hertha hatte keinen Zweifel mehr.

Alle Merkmale der Gegend, wie sie ihr von dem 2er Jäger genannt worden waren, trafen zu.

Die von den krepierten Granaten aufgewühlten trichterförmigen Löcher, Schießbedarf aller Art, Konservenbüchsen, Helme, Käppis, Säbel, Bajonette und unbrauchbar gewordene Gewehre und zerschossene Schützengräben zeigten, daß hier ein heftiger Kampf getobt hatte.

Das Schlachtfeld war aber im Wesentlichen bereits aufgeräumt, nach Verwundeten und Toten abgesucht.

Langgestreckte, frisch aufgeworfene Erdwulste zeigten die ewige Ruhestätte von Freund und Feind — Reihengräber, durch einfach gezimmerte Holzkreuze gekennzeichnet.

Eine unbeschreibliche Wehmut überfiel Hertha Immensee.

Alles, was sie rings umschaute, rief ihr zu: „Zu spät! Zu spät!"

Aber nur sekundenlang; dann fing die Hoffnung in ihr wieder an zu glimmen.

Heilige Schauer durchrieselten sie, als sie spähend das Kampffeld betrat.

„Vielleicht hier, vielleicht dort, wo dein Fuß den Boden berührt, ist sein Herzblut in die Erde gesickert!"

Sie hätte aufschreien mögen vor Schmerz.

Aber dann ermannte sie sich wieder und sagte sich: „Jede Sekunde ist kostbar und birgt vielleicht sein Leben noch in sich — vielleicht! — vielleicht! "

Mit fliegender Hast nach allen Seiten ausspähend, schob sie das Rad die steigende Höhe hinan.

Die Munitions- und Sanitätskolonne hatte bereits die Kammhöhe überschritten und war Herthas Blicken entschwunden.

Nun trat sie seitlich in die Waldung ab, barg das Rad in einem Dickicht und begann die Suche nach Erwin.

„Such deinen Herrn! Biene — deinen Herrn! Dein Herrle! Biene" unterwies sie die Hündin.

Der kluge Blick des Tieres und die freudige Bewegung, die es bekundete, sagten Hertha, daß Biene den Befehl verstanden hatte.

Sie nahm die Hündin fest an der Leine und begann die Suche.

Zeitweise gab Hertha jenen Pfiff von sich, der zwischen Erwin und ihr vereinbart war.

Wie oft hatten die Spessartwälder des Pfiffes klangvolles Echo von sich gegeben!

So oft der Pfiff durch die Stille des Waldes klang, wedelte die Hündin mit dem Schweife und sah mit klugem Blicke rasch zur Herrin auf, als wollte sie sagen: „Ich weiß schon!" —

„Da — war das ein Echo des Pfiffes — oder ein Gegenzeichen?" Herthas Herz klopfte hörbar.

Sie lauschte gespannt, gab den Pfiff wieder und wieder und schärfer von sich, — und wieder wurde der Pfiff wie in weiter Ferne als Antwort hörbar.

Hertha stürmte aus dem Walde auf eine Wiese; von dieser Richtung her war der Pfiff gekommen.

Sie erschaute mitten in der ansteigenden Bergwiese eine Scheune und anschließend einen Einödhof.

Davon hatte der 2er Jäger doch gesprochen?

Hier in der Nähe mußte die feindliche Batterie gestanden haben.

Biene ließ die Nase nicht mehr von der Erde.

Hertha folgte willig und von Hoffnung beseelt dem vorwärtsdrängenden Hunde.

Sie hielt wieder einige Sekunden an und gab mit Aufgebot aller Kraft den Pfiff von sich — und lauschte mit ihrem ganzen Leibe.

Wieder klang ihr der Pfiff entgegen; aber diesesmal war es ohne Zweifel ein Echo, das die Scheune verursachte, die in der Schallinie lag.

Aber was war das?

Sie hörte von der linkshand gelegenen Straße her Kampfeslärm, Gewehrschüsse einzeln und in Salven und schreiende Kommandostimmen!

Das Blut erstarrte ihr fast vor Schrecken in den Adern!

Sollte diese Gegend vom Feinde besetzt sein?

Kaum hatte sie diesen Gedanken gefaßt, da wurde es in der Bergwiese rings um der Scheune und dem Einödhof lebendig.

Eine Schar von Soldaten war aus der Grasdeckung emporgesprungen. Im nächsten Augenblicke erkannte sie, daß es französische Soldaten, an den tellerförmigen Mützen wurde ihr klar, daß es französische Alpenjäger waren.

Sie war in einen Hinterhalt gefallen.

Mit schußbereiten Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten kamen die Alpenjäger auf sie zu.

Ein spitzbärtiger junger Mann trat auf sie zu und erklärte ihr, daß sie gefangen sei.

Sie hielt den Alpenjägern entgegen, daß sie als Rote-Kreuz-Schwester, also als Sanitätsperson, nicht als kriegführende Person zu betrachten sei.

Das fließende Französisch, in dem sie ihre Erklärung vorbrachte, machte auf einige der französischen Soldaten einen günstigen Eindruck.

Als sie aber ihrer Erklärung die Forderung beifügte: Sie beanspruche deshalb für ihre Person freie Bahn — da lachte man sie aus.

Nun griff Hertha Immensee zu ihrem letzten Hilfsmittel: Sie gestand den französischen Alpenjägern, was sie hierher geführt hatte, daß sie auf der Suche nach dem vermißten, jedenfalls verwundeten, vielleicht aber auch schon toten Bräutigam sei. Die Hündin sei auf der Suche nach der Spur ihres Herrn, ihr Gehilfe. Sie setzte die Bitte bei, man möchte ihr die Fortsetzung der Suche gestatten.

Der Anführer der Truppe, der an Herthas offenem Wesen und ihrer schönen Gestalt Gefallen fand, war nicht abgeneigt, ihrem Wunsche Folge zu geben.

Aber die anderen lachten sie aus, höhnten sie sogar.

Diese schamlose Roheit trieb ihr das Blut ins Antlitz und ließ das Gefühl in ihr entstehen, daß hier nur Keckheit wirken könne.

Sie bestand deshalb mit aller Entschiedenheit darauf — unter Berufung auf die heiligsten Gefühle im Menschen — daß man ihr die Fortsetzung der Suche gestatte, und sie nahm Stellung, als wollte sie sich zur Wehr setzen.

Die Hündin „Biene", die aus Wort und Miene ihrer Herrin den Ernst der Lage erkannte, sträubte die Rückenhaare, und wies den Soldaten kampfbereit die Zähne.

Ein Knall und der Hund sank neben Hertha winselnd zu Boden.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr Herthas Mund, als sie ihre treue, kluge Gefährtin zu Tode getroffen

am Boden liegen sah. Sie beugte sich über „Biene", hob deren Kopf hoch und schaute, wie die verglasenden Augen des Tieres unverwandt nach seiner Herrin sahen.

Bevor Hertha Worte der Entrüstung sprechen konnte, fühlte sie, wie ein halbdutzend Männerfäuste sich an ihren Armen festklammerten und sie emporrissen.

Dann wurde ihr der Befehl erteilt, sich ohne jede weitere Einwendung zu fügen, sonst werde kurzes Spiel mit ihr gemacht.

Sie sah, daß es den rohen Gesellen mit ihrer Drohung Ernst war und fügte sich.

Der Weg führte von der Wiese hinweg eine Waldstraße durch Jungholz entlang der Hauptstraße zu. Als sie diese erreicht hatten, bot sich Hertha Immensee ein entsetzlicher Anblick. Ein großer Teil der deutschen Sanitätsmannschaften, Offiziere und Soldaten der deutschen Munitionskolonne lagen in ihrem Blute im Staube der Straße.

Der größte Teil der Munitionskolonne schien entkommen zu sein.

Die Leichtverwundeten wurden als Gefangene abtransportiert, die Schwerverwundeten ließ man liegen.

Nach ungefähr einer Stunde führte der Weg talwärts.

Die Alpenjäger verließen die Hauptstraße und durchschritten auf Seitenwegen ein schmales Tal in der Richtung Südwest.

Wieder stellte sich eine Hügelkette in den Weg.

Als sie die Kammhöhe der Hügel erreicht hatten, breitete sich ein weites, fruchtgesegnetes Tal vor ihren Blicken aus.

Ein kleiner Teil der Ernte war erst eingebracht.

Aus dem Gelb der schnittreifen Ährenfelder, aus dem quellenden Grün der Obstgärten lugten die Häusergiebel eines Dorfes heraus. Der Kirchturm war über dem Glockenstuhl abgeschossen. Man sah die Glocken frei am Stuhle hängen.

Das „Schloß", das sich auf einer seichten Anhöhe linksseitig vom Dorf erhob in breiter Masse, zeigte wenigstens äußerlich keine Wundmale des Krieges.

Die vier Ecktürme, die es flankierten, brachten etwas Leben in das sonst plumpe Gebäude.

Das Dorf war nur mehr von einem Teil seiner Einwohnerschaft besetzt, die gaffend am Wegrande stand, als die Alpenjäger mit ihrer Beute einzogen.

Heftige Verwünschungen und Flüche gegen die Deutschen wurden laut.

Die Gefangenen wurden in die Kirche geschafft.

Als Hertha mit ihren Mitgefangenen das Schiff der kleinen, schmalen Kirche betreten hatte, bot sich ihnen neuerlich ein entsetzlicher Anblick: Die ganze Kirche war mit Verwundeten, Sterbenden und Toten angefüllt. Hier bekam Hertha zum erstenmale einen Einblick in das vollständig ungenügende — oder zum mindesten äußerst mangelhafte Verpflegewesen der Franzosen.

Es fehlte an Pflegepersonal, es mangelte auch an Verbandzeug und sonstigem Pflegematerial. Ein junger Unterarzt, der auch dem Stapelplatz von Verwundeten im nachbarlichen Dorfe zu versehen hatte, kam nur einmal am Tage hierher.

9.

Das eigene Elend, die eigene Abspannung vergessend, machte sich Hertha Immensee sofort ans Werk, zu helfen, zu lindern, zu trösten, soweit es ihr möglich war,

und soweit es die geradezu kläglichen Hilfsmittel ermöglichten.

Um frisches Wasser von einem nachbarlichen Bauernhause zu holen, entfernte sie sich nach einiger Zeit an der Seite des einzigen Pflegers, eines jungen, gutmütigen aber ungenügend geschulten Burschen aus der Kirche.

Die Wache ließ sie passieren.

Es war schon später Nachmittag. Als Hertha mit ihrem Gehilfen wieder aus dem Bauernhause trat, fühlte sie plötzlich, wie sich eine schwere Hand auf ihre Schulter legte.

Eine Männerstimme rief ihr zu:

„Mademoiselle, das Spazierengehen ist den Gefangenen nicht gestattet, es könnte zu weit führen."

Zwei Alpenjäger standen vor ihr, ihr Atem roch stark nach Wein. Ihre geröteten Gesichter verrieten, daß sie zuviel genossen hatten.

„Kommen Sie, mademoiselle!" befahl der eine und griff sie am rechten Arm, während der andere in frecher Weise seinen Arm unter Herthas linken Arm schob. Sie wehrte ihn ab.

Als sie den erhöhten Platz vor der Kirche erreicht hatten, überblickte Hertha die Talung.

Auf der Talwiese zwischen Kirche und Schloß lagerte ein großer Trupp der Alpenjäger am Boden. Eine Menge geleerter Weinflaschen lagen umher, während eben vom Schlosse her wieder einige Körbe Wein herbeigeschleppt wurden. Ein Alpenjäger spielte eine Zugharmonika. In der Mitte des Platzes wurde getanzt. Einige Bauernmädel standen zu willen oder mußten zu willen stehen, die dampfenden Gesichter purpurrot.

Der Tänzer waren es eben zuviele.

Als die Schar Hertha Immensees ansichtig wurde,

erhob sich ein Gebrüll des Beifalls. Das Blut in den Adern erstarrte ihr beinahe vor Schrecken, als sie sich in den nächsten Sekunden von einer Schar Soldaten umringt sah, die alle von übermäßigen Absinth- und Weingenuß berauscht, mit gierigen sinnlichen Blicken nach ihr tasteten.

„Deutsches Mädel" sagte einer in gebrochenem Deutsch — wir erweisen dir die hohe Ehre, daß du mit Alpenjägern, der Elite-Truppe der französischen Grande-Armee — tanzen darfst."

Beifallgeschrei lohnte seine Worte.

Unter Jauchzen und Jubeln drängte man Hertha Immensee gegen den Tanzplatz vor.

Da widersetzte sie sich mit Aufgebot aller körperlichen Kraft und schrie in die trunkene Schar:

„Franzosen, ihr seid Söhne der Nation, die sich die Grande-Nation nennt; ihr werdet Eure Übermacht einem wehrlosen deutschen Mädchen gegenüber nicht mißbrauchen. Ich habe eben in der Kirche einige Eurer verwundeten Kameraden gepflegt; — aber es sind noch viele, und darunter Schwerverwundete, die sehnend meiner Hilfe harren. Kein Arzt, nur ein mangelhaft gebildeter Pfleger steht diesen Ärmsten zur Seite, die ihr Blut für Frankreich verspritzt und ihrem Vaterland gedient haben. Und nun läßt man sie verbluten, wie weidwund geschossenes Wild! Wenn das das französische Volk wüßte, dann würde es aufschreien vor Wut! Ich bin eine Deutsche, aber ich diene mit aller Kraft der Menschenliebe Eueren verwundeten Kameraden! Wo ein so dringendes Amt meiner harret, habe ich keine Zeit, Euerer Lust zu dienen!"

Einige Stimmen des Beifalles wurden laut unter den Alpenjägern.

Ein hochgewachsener stämmiger Soldat, der sich vor

Trunkenheit kaum aufrecht erhalten konnte, trat an Hertha Immensee heran, umfaßte mit jähem Griff ihre Hüften, hob sie hoch und versuchte, die sich Sträubende gegen den Tanzplatz zu schleppen.

Da trat der französische Unterleutnant, der Kommandant der Alpenjägertruppe, in den Kreis der Trunkenen, die aber nur mit wenig Achtung Notiz von ihm nahmen.

Erst nach wiederholtem Befehl ließ der riesige Alpenjäger von Hertha Immensee.

Mit keuchendem Atem erzählte Hertha Immensee dem Unterleutnant, was vorgefallen war und knüpfte am Schlusse auch hier wieder die Bitte an, man möchte ihr gestatten, ihr Werk menschlicher Nächstenliebe fortzusetzen.

Der Unterleutnant hörte sie an; aber es entging Hertha nicht, wie er ihre Gestalt mit frechen Blicken abtastete.

Dann antwortete er:

„Unsere Aufgabe, Fräulein, ist nicht, Verwundete zu pflegen; unsere Aufgabe ist der Kampf. — Die Verwundeten zu pflegen, ist Sache der Sanitäter, die dabei sicher nicht auf die Hilfe einer gefangenen Deutschen angewiesen sind.

Wenn Sie sich aber trotzdem um französische Soldaten bemüht haben, Fräulein, dann sollen Sie erkennen, daß Franzosen auch für einen Dienst dankbar sind, der von Feindeshand erwiesen wird."

Bei diesen Worten war auf seinem Antlitz jenes Schein-Wohlwollen sichtbar, das das Wesen der Heuchelei ist, die nach außen Reinheit gibt, während im Innern des Herzens ein Sumpf von Gemeinheit aufquillt.

Der Unterleutnant gab einem Oberjäger leise einen Auftrag.

Dann wandte er sich wieder zu Hertha und sagte: „Fräulein, Sie sollen es besser haben! — Folgen Sie dem Oberjäger!“

Nochmals stellte Hertha Immensee — Schlimmes ahnend — die Bitte, man möchte ihr die Rückkehr in die Kirche zu den Verwundeten und zu den übrigen deutschen Gefangenen gestatten.

Aber mit zornigem Ton schnitt ihr der Unterleutnant das Wort ab und gab die befehlende Weisung: „Vorwärts! Ab!“

Hertha folgte dem Oberjäger.

Der Unterleutnant schritt in entgegengesetzter Richtung dem Dorfe zu.

Worte der Wut und des Neides zischelten aus dem Soldatenkreise hinter ihm nach, der ihnen eine begehrte Beute entrissen hatte.

Der Sergeant führte Hertha über die Talwiese, dann die seichte Höhe hinan, dem Schlosse zu.

Auf die verschiedenen Einwürfe, die Hertha ihm vorbrachte: „Was man denn mit ihr vorhabe? — Sie gehöre zu den übrigen Gefangenen. Sie wolle es nicht besser haben als jene. Man habe ihnen bis zur Stunde weder Trank noch Nahrung gereicht. Die zahlreichen Verwundeten, die sich zum Teil in einem jämmerlichen Zustande befinden, ohne ärztliche, ohne fachkundliche Hilfe zugrunde gehen müssen, schreien nach ihr, nach der Roten-Kreuz-Schwester! —“

Auf all diese Einwendungen hatte der Sergeant kein Wort der Erwiderung. Er war seinem Herrn unbedingt ergeben. Finster und mürrisch waltete er seines Amtes.

Als sie durch das wappengeschmückte Tor in den Schloßhof eingetreten waren, bot sich Hertha ein überraschendes Bild.

Inmitten des weiten, von einem Säulengang umschlossenen Hofes, stand ein gründunkles Rondell von Zypressen. Aus diesem Tempel von nachtschwarzem Grün leuchtete die marmorweiße Gestalt Napoleon I. Die Gestalt war sitzend dargestellt, von der Wucht der Gefühle ganz in sich zusammengesunken. Der Blick nach innen gekehrt, die Stirne gehoben, als müßte jeden Augenblick ein Strom von Gedanken diesen stählernen Damm durchbrechen. Die auf dem Oberschenkel krampfhaft geballte Hand zeigte die Hochspannung eines grenzenlosen Willens. Der Reitmantel war zerknittert von der stürmenden Hast der Flucht. Der Degen lag beiseite, als wäre er diesem Manne, dessen Wesen er war, kein Bedürfnis mehr. Der Hut lag am Boden, eine unnötige Last für einen vulkanierenden Kopf. Die freie Hand krallte sich mit den fünf Fingern in der Karte der Erdenländer fest, als müßte sie sagen: Ich und die Welt — und ich — ihr Herr und Meister!

Eine sonderbare Art, das Gedenken an diesen Riesen menschlicher Selbstsucht in den Augenblicken Form und Gestalt zu geben, in denen das Werk seines Lebens in Ruinen vor ihm stand: Napoleon nach der Schlacht bei Waterloo.

War das eine Grille?

Oder lag der Absicht ein tiefer, edler Gedanke der Verehrung zugrunde?

Diese und ähnliche Gedanken durchflogen Hertha als sie der Weg ganz nahe an dem Denkmal vorüber nach der Freitreppe des Schlosses führte.

Eine gewaltige Vase von rotem Marmor lag zerschellt auf den Stufen, und die Fettblätter einer riesigen Agave lagen zertreten zwischen Erde und Splittern, ein Anzeichen, daß hier nicht mehr die Sorgfalt des Besitzers, sondern die rohe Willkür des Krieges herrschte.

Und diese Anzeichen mehrten sich.

Auf dem breiten Vorplatz von den Räumen des ersten Stockwerkes sah es wüst aus. Die wohl sonst an die Wand als Zierat befestigten Waffen aller Art lagen kunterbunt am Boden, der hohe Wandspiegel war eingeschlagen, kostbar-gearbeitete Bronzeleuchter mit kristallenem Schmuck sahen nicht mehr ihr Spiegelbild; einige Bilder waren von der Wand gerissen und lagen zwischen Scherben von Vasen am Boden.

Der Alpenjäger führte Hertha Immensee in das zweite Stockwerk, öffnete unmittelbar der Treppe gegenüber eine Flügeltüre, befahl ihr einzutreten und sagte ihr: „Er werde als Wache vor der Türe bleiben; wenn sie einen Versuch machen sollte zu fliehen, werde er sie niederschießen. So sei ihm befohlen."

Die Tür flog lärmend hinter ihr zu.

Sie stand in ihrem neuen Gefängnis.

Es war ohne Zweifel das „Boudoir", das Zimmer der Dame des Hauses gewesen, ein mit allem erdenklichen Luxus einer verwöhnten Frau ausgestatteter Raum.

Sie lauschte auf; jeder Laut ringsum war erstorben.

Da hörte sie mit einemmale wie die Eingangstüre von außen vorsichtig abgesperrt und der Schlüssel abgezogen wurde. Sie sah sich näher in ihrem Gefängnis um: Der Raum war von drei Farben beherrscht: Weiß — Violett — Gold.

Eine seltsame Zusammenstellung von Farben, die aber von einer lieblich-ernsten Wirkung war. Die

Dame des Hauses verfügte über einen fein ausgebildeten Farbensinn. Rings an den Wänden hingen zahlreiche Bilder aus dem Leben Napoleon I.; alle in dunkelvioletten Rahmen, innen mit einem Goldstreifchen versehen.

Über dem Schreibtisch hing ein mäßig großes Aquarell — den Kopf Napoleons darstellend.

Das Bildnis mochte etwas idealisiert sein; aber die pergamentgelbe Haut des Südländers, in die mit Messerschärfe ein ungeheurer Sorgenkampf seine Runen eingezeichnet hatte, das Massiv des vordringenden Schädels mit der wirren Haarsträhne, und darunter die dunklen Augen wie tiefe Wasser — waren in einer so echten, lebenswahren Sinnlichkeit gezeichnet, wie Hertha Immensee ähnliches an einem Bildnis noch nie wahrgenommen hatte.

Noch nie hatte sie an einem menschlichen Kunstwerke gesehen, daß Menschenaugen so zum Sammelpunkt eines meerweiten und meergewaltigen Geistes gemacht worden waren. Aus diesen Augen langte eine hypnotische Kraft wie mit Eisenarmen und zog das Herz und Hirn in ihren Bann! — —

Das war die Stätte, an der die Dame des Hauses Andachten hielt!

Auffälligerweise waren in diesem Napoleonischen Bilderreigen, der jeden bemerkenswerten Vorgang seines Lebens berührte, alle weiblichen Wesen, denen der Ruhmtrunkene in dem Sturm- und Blutdrama seines Lebens eine kleine Rolle zugeteilt hatte — ausgeschaltet.

Dieser Tempel des Gedenkens hatte keinen Platz für sie. Wieder ein Lichtblick mehr in die sonderbare Seele der Herrin des Hauses.

Nur jene polnische Gräfin, die auf dem Todeszuge Napoleons in Warschau in die eherne Welt des Gi-

ganten getreten war, mit der Macht einer hehren Frauenschönheit — war in einem prächtigen Rundrahmen an hervorragender Stelle sichtbar.

Eine Blondine.

Eine Leidenschaft verklärte die mädchenhafte Anmut dieses Frauen-Antlitzes bis zur Grenze der Schönheit — die Vaterlandsliebe — der Glaube an des Polenvolkes hohe Mission. Und diese Leidenschaft ließ aus den dunkelblauen Frauenaugen, in denen die Schatten slavischer Wehmut lagen, Lichter aufhellen, die wie heiße, bittende Worte redeten.

Mit geradezu jünglinghafter Begeisterung hatte Napoleon der blonden Schönheit dieser edlen Frau gehuldigt, deren nichtsachtende Vaterlandsliebe — Interesse und Gier in gleichhohem Maße in ihm erstehen ließen.

Ihre Ehrenhaftigkeit reizt den Stolz des Gewaltigen, ihr Widerstand wühlte sein Blut auf. Er konnte es nicht fassen, daß ein Weib, dem er seine heiße Gunst in so huldigender Fülle zuwendete, Widerstand leisten konnte, — ihm — dem jeder Begriff von Ehre unter der Macht seines Willens zerbrach!

Er legte das Schicksal Polens in diese Frauenhände — ein glänzendes Schicksal — und forderte dafür nichts als — eines Weibes heiße Liebe — und siegte nicht — über die sittenstrenge polnische Gräfin Walewska.

War das der Grund, warum gerade dieses Frauenbildnis in diesem Tempel Napoleonischen Gedenkens — nötig schien?

Auf dem Schreibtisch lagen umgeworfene Photographien — einen Knaben darstellend mit mädchenhaft weichen Zügen, ein Mädchen, das den Ernst und die Straffheit eines Knabenantlitzes zeigte.

Ein angefangener Brief lag daneben:

„Ma chère pétite Madelaine! —

Krieg! Krieg! Es ist Krieg! Das Furchtbare dieser Worte wird deine Kinderseele nicht fassen. Deine Eltern fliehen von . . .!"

Die gefüllte Feder bildete mit einem dicken Klecks — Fortsetzung und Schluß.

Die Flucht mußte also über Hals und Kopf bewerkstelligt worden sein.

Das zeigte besonders der Wirrwar auf dem Toilettentisch, der mehr als jedes Bildnis und Wort in die Seele der Herrin dieses Hauses schauen ließ. Der eine Seitenflügel des Kristallspiegels war aufgeklappt, und zeigte die bunten Farben und prächtigen Formen der zahlreichen Schalen, Schüsselchen und Fläschchen aus Alabaster und die kostbaren Leuchter aus Sévre-Porzellan, violettfarbene Beinkämme, einen vergoldeten Locken- und Haarkräusel-Apparat und ein silbernes Puderkästchen, dessen Inhalt zum Teil verschüttet war und Apparate und Spiegel bestäubt hatte.

Eine Japan-Vase lag zerschellt am Boden. Der üppige Strauß von hellroten La Françe-Rosen war ihr entglitten.

Dieser feinste Duft von Rosen, der etwas Liebliches in sich trägt wie ein lächelndes Kosen — war die Seele dieses Raumes.

Aus allem langte er an Hertha Immensees Sinne; aus dem von raubenden Soldatenhänden aufgesprengten Schrank, aus den Blumenzieraten der seidenen Tapeten und aus den kostbaren Vorhängen, die mit den goldgelben Abendwinden wispelten, aus den Pantöffelchen von violetter Seide, die ein hastender Frauenfuß von sich geschleudert hatte und die schmal und mit winzigem Schlupfloch in ungeordneter Stellung in den vielfach

zusammengesetzten Spiegeln das Bildnis ihrer Zierlichkeit ungezählte Male erschauten.

Diese Pantöffelchen, die kaum für die Größe einer Kinderhand Platz boten, zeigten mehr als vieles andere, wie in diesem Tempel menschlicher Überkultur die vom Weibe gehegte und gepflegte, vom Manne gewollte und bezahlte Schwäche — als Gottheit verehrt wurde, zeigten das Urbild der entarteten Französin, einem Wesenszug des Großstadtweibes — das Charakteristikum der Pariserin. Die raffiniert gezüchtete Schwäche und Sinnlichkeit des Weibes, das dem Manne nichts anderes sein will — als seine kostspieligste Passion!

Das war die glänzende Entartung des Weibes.

„La França!"

Diese und ähnliche Gedanken durchjagten Hertha Immensee.

In diesen Augenblicken war es ihr, als sähe sie wie noch nie in das Wesen des neuzeitlichen französischen Volkes und sah den Keim zu todschwerer Krankheit in diesem Volke sitzen: — Das entkräftete, entartete, arbeitentwöhnte — Weib, das Weib, das zum „Luxus" geworden war, und das Herzblut Frankreichs schlürfte!

Deutsches Vaterland, wie groß und rein und edel und stark schau ich dich in deinen Frauen! Die wirkende Frau, das Weib, das mitschafft am Baue eines Volkes und an den Edelzielen der Menschheit, ist der Gesund- und Kraftbrunnen eines Volkes. Wie stolz bin ich, ein deutsches Weib zu sein! — — — — —

Wieder dieser kosende Duft von La França-Rosen, der an Herthas Sinne langte.

Da erschaute sie im Lesestuhl das Morgenkleid der Dame: — Einen Schwall von Spitzen und Seiden-

bändchen, von hastender Hand in den Stuhl geschleudert. Ein Buch lag darüber. Dieses Buch war aufgeschlagen. Hier hatte die Dame des Hauses eben ihre Morgenandacht gehalten, als der Donner der Kriegsgeschütze die Mauern erbeben und die Fenster erzittern ließ — und der anstürmende Feind zur eiligsten Flucht zwang.

Hertha Immensee sah neugierigen Auges in das Buch.

Der letzte Band von den gesammelten Briefen und nachgelassenen Schriften Napoleon I.

Wieder Napoleon I.!

Auf der rechten Seite des Buches mußte eine Stelle das lebhafte Interesse der Leserin erregt haben. Diese Stelle war mit Bleistift angestrichen.

Hertha las:

„Die wahren Eroberungen, die einzigen, die keinerlei Reue nach sich ziehen, sind diejenigen, die man über die Unwissenheit gewinnt.

Die ehrenwerteste Beschäftigung und zugleich die nützlichste für die Nationen ist diejenige, die auf die Erweiterung des menschlichen Ideenkreises ausgeht."

Am Rande des Buches stand neben diesen Worten von Frauenhand eingeschrieben:

„Unbegreiflich! Macht das Alter schwach und feige?" —

Unbegreiflich — mußten dieser Frau solche Worte Napoleons erscheinen! Und Schwäche und Feigheit schaute sie in ihnen.

Auf Hertha Immensee aber wirkten die Worte jenes Menschen-Riesen, für den sie immer wie für alles Gewaltige und Menschenbeherrschende ein tiefes Interesse gehabt hatte — wie eine Offenbarung.

So redet der Mann, der alles zu seinem Eigentum gemacht hatte, was menschliche Eitelkeit, Ruhmsucht

und Herrschsucht und menschlicher Wahnwitz an Macht und Pracht sich erträumen lassen kann! —

So redet der Mann, dem Menschenliebe „Hohn“ geschienen, dem Menschenleben nur eine Ware bedeutete, und Menschenblut und Menschengehirn nicht höher standen als Öl, das er zum Wagen seines Triumphes benötigte!

So redet der Mann, der Entfacher gewaltiger Kriege, der Lenker und Leiter einer Kette blutigster Menschenschlachten, der Tyrann, der Völkerrechte mit Füßen trat, Königreiche und Fürstentümer vernichtete und Königreiche und Fürstentümer schuf und verschenkte wie Völkerspielzeuge. —

Er — dieser Mensch — dieser Mann — — Napoleon — bekannte am Ende seiner Tage, seines Lebens, seines Wirkens; das Menschenleben in seinen Zwecktiefen erkennend und überschauend: „Die rohe Gewalt ist es nicht — das geistige Höherheben der Menschheit ist ihr Strebeziel.

10.

Ein jäher Schrecken riß Hertha aus dem Banne dieser Gedanken.

Sie hörte Männer vor der Türe reden und deutlich die überlaute, schnarrende Stimme des französischen Unterleutnants. Sie ließ das Buch in den Stuhl gleiten, eilte lautlosen Fußes in die Mitte des Zimmers und blieb dort hochaufgerichtet stehen.

Die Flügeltüre wurde rasch aufgerissen. Der Unterleutnant trat ein, die Türe hinter sich lärmend zustoßend.

Die aufrechtstehende Gestalt der deutschen Sanitätsschwester, die in der wabenden Abendröte, die im Zimmer

stand, einen prächtigen Rahmen gefunden hatte, überraschte ihn — und beeiferte ihn.

„Wie fühlt sich mein Täubchen?“ sagte er. Seine Zunge war schwer von dem Übermaß des genossenen Weines.

„Das ist ein geeigneterer Käfig für Sie, Fräulein“ fügte er fast lallend bei.

Seine brennenden Augen klammerten sich wie mit hundert gierigen Armen an Hertha Immensees jungüppiger Mädchengestalt fest.

„Ich hoffe, daß du meine Sorge um dich dankbar anerkennst“ — sagte er mit einem Tone, der Herrensinn und Gunst in sich tragen sollte.

Die Gemeinheit dieses „du“ fühlte Hertha Immensee als berührte sie eine Natter.

Sie erschauerte bis ins tiefste Herz.

Unwillkürlich trat sie einen Schritt zurück.

Im nächsten Augenblicke aber war der Unterleutnant hart neben sie getreten, und versuchte seinen Arm um ihre Hüften zu legen.

Sein gierheißer, vom Weindunst geschwängerter Atem qualmte ihr wie der Hauch eines widerlichen Tieres ins Antlitz. Der Unmut gab ihrem Leib verdoppelte Kraft; sie riß seine Arme von ihrem Körper los und stieß den schwächlichen Mann von sich, so daß er einige Schritte rückwärts taumelnd an einem Stuhl sich festhalten mußte, um nicht zu Boden zu fallen.

Sein weingerötetes Antlitz wurde rot wie der Kopf eines zornigen Puterhahnes.

Mit jähem Griff riß er den Armee-Revolver aus dem Lederfutteral, hob ihn gegen Hertha Immensee und ließ ihn im nächsten Augenblicke wieder sinken. Er zwang sich zu einem höhnenden Lächeln, um seiner Niederlage den Charakter des gelungenen Spaßes zu leihen und

schrie in unsicher schwankenden Worten eines Halbtrunkenen Hertha entgegen: „Daß du Kraft hast, gefällt mir. Ich liebe das! — — Aber merke dir, deutsche Dirne — der Spaß hat eine Grenze! Du bist vollständig in meiner Gewalt! Was ich mit dir mache, Mädel, ist lediglich meine Sache! — Wenn ich dich niederknalle, — er hob den Revolver mit festem Griff wieder gegen Hertha hoch, — dann kräht kein Hahn darnach, ob eine deutsche Rote-Kreuz-Schwester mehr oder weniger auf der Welt ist. Lächerlich! Einfach lächerlich! Es ist Krieg! — Krieg! — du deutsche Tugendboldin! Es ist Krieg!

Ich werde dich behandeln wie eine Herrin, wenn du willig bist.

Ich werde dich töten, wenn du dich weiter sträubst!"

Vom Hofe her klang heller Trompetenton, das Zeichen zum Abend-Appell für die Alpenjäger. „Ich muß nun noch für wenige Minuten in den Dienst; dann komme ich wieder, und hoffe, daß du bis dahin französische Kultur angenommen hast."

Er stieß mit dem Fuße eine Schranktüre auf; eine Fülle kostbarer Damenkleider, die dort zu einem Ballen aufgehäuft lagen, sank rauschend und rauschelnd und knisternd heraus.

Nimm was dir paßt und was dich kleidet.

Du sollst Herrin sein in diesem Hause!

Er warf eine Handvoll Schmuckgegenstände klirrend auf den Tisch; ein Perlenkollier, goldene Armbänder und einen Damenring, an dem ein kostbarer Brillant seine bläulichen Lichter spielte. —

Schmücke dich!

Ich mag das Zeugs an einem schönen Frauenleibe blinken sehen.

Ich komme wieder — in wenig Minuten komme ich wieder! und dann hoffe ich, daß du inzwischen klug geworden bist!

„Wenn nicht, gut! Dann . . .!"

Er machte mit dem Revolver die Gebärde des Niederknallens.

Die Flügeltüre schloß sich hinter dem trunkenen Unterleutnant.

Hertha Immensee starrte ihm nach wie einem todbrohenden Gespenste. Seine Gestalt war längst hinter der Türe verschwunden, aber immer noch sah sie in der spiegelnden Türe das von Wollustgefühlen verzehrte Antlitz dieses Mannes nach sich grinsen, — das in plötzlichem Wechsel einen todverheißenden Haß annahm; immer wieder tauchte dieses Doppelbildnis vor ihren angstgehetzten Augen auf.

„Dieses Männlein, dieser Knirps, dieser gemeine Mensch, ein Dieb und er soll dein Schicksal sein?" —

Sie hörte noch wie seine schnarrende Stimme dem Posten vor der Türe Befehle gab, deren raschhingleitende Worte ihr nicht verständlich wurden.

Da kam ihr plötzlich ein Gedanke: Wenn sie einen Fluchtversuch machen wollte? Der Unterleutnant war beim Appell, die gesamte Mannschaft im Schloßhofe versammelt; sie schloß das aus dem Lärm und Stimmenwirrwarr der aufmarschierenden Truppen, der deutlich vernehmlich war. „Der Posten vor der Türe wird sich das Schauspiel von der Brustwehr des Säulenganges mit ansehen. Vielleicht gelingt es dir hinter seinem Rücken lautlos zu entwischen und dich in irgendeinem entlegenen Winkel des großen Hauses zu verstecken, bis ein günstiger Augenblick zur Flucht kommt?"

Sie schlich sich lautlos an die Türe, horchte — lauschte; es war nichts zu vernehmen, als der Lärm, der in den Schloßhof einrückenden Alpenjäger.

Mit äußerster Vorsicht drückte sie die Türklinke nieder — und ließ entmutigt die Hand absinken. Die Türe war versperrt.

Sie hatte aber doch nichts gehört, daß nach dem Austritt des Unterleutnants die Türe abgeschlossen worden wäre? — oder überhört? —

Sie lief an das breite Bogenfenster.

Das Abendrot sank mit blutrotem Leuchten herein.

Die glatte Mauer des Hauses fiel steil in eine beträchtliche Tiefe ab. Am Fuße der Mauer führte ein breiter, gepflasterter Gang vorüber dem Parke zu. Ein Abspringen in diese Tiefe war der sichere Tod. Kein Baum, kein Strauch bot rettend seine Arme.

Der Blitzableiter war mit den Händen nicht zu erreichen. Eine Flucht nach dieser Seite war ebenfalls unmöglich.

So sah sie denn, alle Hoffnung in sich gebrochen, in die untergehende Sonne — ein Sinnbild — des untergehenden Lebens, ihres untergehenden Lebens.

„In wenigen Sekunden schon wird die rote glanzlose Scheibe am Horizonte versinken, das Licht wird löschen, dein Licht, dein Leben, und die Nacht wird kommen — die Nacht, deine Nacht, deine ewige Nacht, Hertha Immensee! —“

Nie hatte sie das Leben so geliebt, wie in diesen Augenblicken, da sie Abschied nehmen sollte von ihm.

Und mit heißer Gier und innigem Verlangen lauschte sie den Stimmen des Lebens, die rings um sie noch rege waren. Zwischen die Wiesenwellen geduckt, sprang ein Bach dahin mit der Raschheit und dem Übermut der Jugend.

Auf der höchsten Wipfelspitze einer alles überragenden Pappel mit silbernden Blättern saß eine Amsel und warf ihre klaren, festen Wohllaute in den scheidenden Tag. War es Dank für die Freuden der Sonne, oder galt es als Gruß an die Träumer-Wonne ruhesamer Sternennacht?

Hoch in den gilbenden Lüften flog eine Kette Wildenten zu einem spitzen Winkel geformt — plaudernd und schäkernd den Niederungen zu, so rasch, daß ihre hastenden Flügel die Luft metallisch erklingen ließen.

Die Rosenröte, die zwischen Erde und Sternen brannte sah in diesen Augenblicken auch auf die ferne Heimat auf das weinbestandene Tal des Main auf die grünen Blätterwolken des Spessarts — und auf Aschaffenburgs heimattraute, giebelbesäumte Straßen und Gassen, durch die der Sandmann eben seinen Wagen fährt und die Kinder lärmend ihre Spiele treiben.

Am „Scharfen Eck" vor dem Gasthofe „Deutschland" wird sich die Neugier und Sorge des Volkes drängen, um an der Telegrammtafel das Neueste vom Kriegsschauplatze abzulesen.

Und Mutter „Heerwagen" wird unter dem weiten Tor auf den Postboten warten, der ihr immer schon an der Biegung der Herrstallstraße lachend zuwinkt, wenn er etwas vom „Felde" hat.

Aber der Postbote wird zwar an der Biegung der Herrstallstraße sichtbar, schaut mit raschem Blick nach dem Tor am Gasthofe, steckt den Kopf ein und verschwindet im Nachbarhause.

Mutter „Heerwagen" wartet, wartet am nächsten Tage, wartet am übernächsten Tage, wartet die kommende Woche, wartet die Wochen, Monate — und dann

weiß sie, was ihr kein Mensch gesagt hat — und im Stillen fließen Tränen aus einem hoffnungstoten Herzen.

In diesem Augenblick wurde an der Tür gesperrt. Fast hätte die quälende Angst in Hertha laut aufgeschrien.

„Er kommt — dein Schicksal kommt — es kommt der Tod!"

Mit einigen Sprüngen war sie in die Mitte des Zimmers geeilt und atmete erleichtert auf; denn der Eintretende war nicht der Unterleutnant; seine schnarrende Kommandostimme klang vom Schloßhofe durch die offne Türe zu ihr herauf.

Der Eintretende war die Wache. Der Alpenjäger trug auf einer silbernen Tablette ein dampfendes Omelett, kaltes Huhn und eine Karaffe dunklen Wein und Brot.

Er stellte die Speisen, ohne ein Wort zu sagen, auf den Tisch.

Dann wandte er aber seine Blicke in unverhohlener Neugier prüfend der deutschen Gefangenen zu.

Als er den starren, todblassen Ernst auf dem schönen Mädchenantlitz sah, erstarb das Lächeln auf seinen Zügen, das die Gedanken seiner Seele so offenkundig zur Schau getragen hatte.

Er ging und sperrte wieder ab.

Sein gleichmäßiger Tritt hallte nach wie vor wieder herein.

Der Vorgang stieß jeden Traumgedanken in Hertha nieder.

Mit einem Schlage war sie vollständig ernüchtert. Klaren Auges übersah sie die furchtbare Lage, in der sie sich befand und wußte, es gilt einen Kampf um

Ehre und Leben. Die Gefahr ist für den Starken die Geburtsstätte der Tatkraft; der entscheidende Augenblick gibt seinem Willen eine stählerne Härte. So sammelt der Gedanke: Es gilt deine Ehre und dein Leben — mit fiebernder Hast jeden Funken Kraft in ihr.

Wenige Sekunden hatten genügt, sie völlig umzugestalten.

Jede Wehmut und Traurigkeit, die Angst vor dem, was sie erwartete, die Furcht vor dem Tode waren wie drückende Schatten von ihr gewichen. Wie starke Bronnen rauschte der Wille in ihr auf, der kraftgespannte Wille zur Tat, straffte jede Muskel an ihrem Leibe und leuchtete in blitzender Fülle aus ihren Augen: „Ich nehme den Kampf auf! ich wage ihn! Ich werde mein Leben und meine Weibesehre verteidigen bis zum letzten Atemzug!"

Sie setzte sich an den Tisch. Seit 24 Stunden hatte sie nichts genossen. Der Hunger regte sich. Sie zog Speisen und Wein an sich und aß und trank sich Mut — für den Tod.

Der schwere, altgelagerte, süßliche Burgunder sank wie Eisen in ihr Blut.

Sie lauschte gespannt gegen die Türe.

Kein Laut war vernehmbar, als der Tritt der hin- und hergehenden Wache.

Sie knöpfte das Kleid an ihrer Brustseite auf, griff den Dolch an gut geborgener Stelle locker, hob ihn aus der Lederscheide und betrachtete den dreikantigen, blauenden Stahl mit fast nadelscharfer Spitze. Der Griff saß fest in ihrer Hand, als wäre er in sie hineingewachsen. Sie maß die Stahllänge an ihrer Brustseite ab. Ein mit aller Kraft und sicher geführter Stoß, der den Dolch bis zur Griffkante eintrieb, mußte

die Brusthöhle von der vorderen Rippenwand bis zu den Rückenwirbeln durchbohren.

„Und hier ist das Herz." Sie fühlte das pochende Herz.

Da sah sie in einem gegenüberhängenden Wandspiegel ihr Bild — und prüfte an dem Bilde nochmals die Stelle, wo das Herz lag, der Lebensquell des Menschen.

„Links! links! links!" sagte sie nochmals in sich hinein, als müßte sie dieses Wort in ihr Gehirn hämmern.

„Wenn der Stoß fehl ginge! — Dann bist du wehrlos! Wehe dir dann! Wehe! — Die brutale Gewalt dieses Mannes wird keine Grenzen mehr kennen! — Sammle alle Kraft für diesen Augenblick, für diesen einen Stoß! Er schließt dein Leben in sich!" Sie hob den blanken Dolch vorsichtig in das gut verborgene Versteck. Dann probierte sie wiederholt, ihn mit raschem Griff zu fassen.

Wieder nahm sie einen festen Schluck von dem schweren Süßwein.

Eine unheimliche Ruhe umlauerte sie.

Da hörte sie an der rechtseitigen Wand die seidene Tapete knistern.

Das Bild, das ihr der gegenüberhängende Wandspiegel verriet, ließ ihr Blut in den Adern erstarren. Unter einer geheimen Tapetentür erschaute sie die Gestalt des französischen Alpenjäger-Unterleutnants. Er hatte beobachtet, wie „seine Beute" den schweren Bordeaux in kräftigem Zuge in sich schlürfte, und deutete es zu seinem Gunsten.

Sein gerötetes Gesicht grinste beifällig.

Hertha fühlte, wie seine Blicke sich an ihrem heißen Leib entlangtastete — natternkühl. Sie erschauerte bis ins Mark. Aber ihr Wille war eisern und gab ihr die Kraft, Ruhe zu heucheln, als wenn sie nichts

gesehen hätte und nichts fühlte. Mit fester Hand hob sie das Weinglas und trank es mit raschem Zuge leer.

„Bravo! Bravissimo! — so lieb ich die Art.“ Die schnarrende Stimme des Unterleutnants spritzte ihr wie Unrat entgegen.

Sein wieherndes Lachen griff ihr wie Raubhände ans Herz.

Er war rasch eingetreten, stellte sich mit gespreizten Beinen vor sie hin, stemmte die Arme in die Hüften und sagte:

„Na, also — du scheinst vernünftig geworden zu sein! — Es war höchste Zeit! Ich bin mit dem Vorsatz hierhergegangen, kurzes Spiel mit dir zu machen! —

So eine Kleinigkeit macht man in Kriegszeiten ruhig ab, wie einen Schuß ins Blaue.

Kein Hahn kräht darnach.

Aber lieber ist es mir so! — Und für dich, Schatz, ist es rentabler.“

Er schnallte seinen Säbel ab und warf ihn auf ein Liegesofa. Einige Augenblicke besann er sich, dann legte er auch den Revolver ab und warf ihn auf den Toilettentisch, daß die Alabasterdosen und -döschen klirrend aneinanderfielen. Er fühlte sich vollständig Herr der Lage.

Aber schon in der nächsten Sekunde überkamen ihn wieder Zweifel. Er sah berechnend nach der kraftgehobenen Gestalt des deutschen Mädchens und — mit blitzartig raschem Griff nahm er den Revolver wieder an sich.

„Komm, Mädel, komm!“ sagte er.

Er veranlaßte Hertha Immensee aufzustehen und drängte sie vorwärts der gegenüberliegenden Wand zu, riß die kostbare Draperie zurück, die die Wand ver-

deckte, drückte auf einen Knopf an der Wand; — die Scheinwand bewegte sich und war wie von unsichtbaren Händen zurückgeschoben.

In dem Augenblick, als er auf den Knopf drückte und die Scheinwand sich zurückbewegen ließ — in diesen Sekunden stand das glühende Blut in Hertha still; all ihr Denken, Fühlen und Willen krampfte sich zu einem Gedanken zusammen und dieser Gedanke nahm Form und Gestalt des einen Wortes an: Jetzt! Jetzt! Jetzt! —

Blitzartig rasch streifte ihr Blick das Schlafzimmer der Ehegatten dieses Hauses, das durch die zurückgewichene Wand freigegeben war, einen Raum, der mit allen Zieraten und allem Aufputz des Reichtums ausgestattet war.

Die schwellenden Seidenbetten waren zerwühlt, und aus allen Winkeln und Falten und Rüschen und Spitzen kam der kosende Duft der „La Françe"-Rose geflattert.

Das zu schauen und fühlen erforderte kaum die Zeit einer Zehntelsekunde.

Im nächsten Augenblick stand schwertscharf wieder der Gedanke in ihr: Jetzt!

Tod oder Leben!

Ich oder er!

Ihre Arme waren wie von Stahl, als sie mit raschem Griff den Dolch aus seinem Verstecke riß. — In diesem Augenblicke wandte sich der Unterleutnant mit jäher, angstgegebener Wendung nach ihr zurück, als hätte ihn die Eiskälte des Todes berührt. Herthas Augen aber krallten sich an der Bruststelle des Mannes fest — an jener Stelle — links — links — an der Brust, genau in der Mitte der Brusthöhe, wo hinter Rippen

und Lungenlappen das Herz pocht, die Lebensquelle des Menschen — dieses Menschen, — und wohl in der gleichen Hundertstelsekunde, in der die Augen des Unterleutnants den Tod schauten, im gleichen Augenblicke, in dem seine Hand blitzschnell den Revolver schußbereit in die Höhe riß, in derselben Hundertstelsekunde stieß sich der spitze Stahl eines Dolches durch sein dunkelblaues Uniformtuch, zwischen den Rippen durch, durch die Lunge mitten ins Herz — mit solcher Gewalt, daß selbst der Knauf von der Wucht des Stoßes noch das bunte Tuch durchdrückte.

„Ah . . Teufel!" zischte es von seinen zitternden Lippen.

Dann ein kurzes, stöhnendes Aufseufzen, — ein schreiendes Entsetzen in den sterbenden Blicken, die Hände spreizten ihre Finger weit von sich, — dann sank der Körper des Unterleutnants kraftlos in sich zusammen und schlug im Fallen dumpf am teppichbelegten Boden auf.

Den blutbesudelten Dolch zu neuerlichem Stoße hochgehoben, stand Hertha Immensee gebannt von der furchtbaren Gewalt ihrer Tat, als wäre ihre Gestalt zu Stein geworden. Sekundenlang; dann kam wieder Leben in sie. Sie beugte sich vorsichtig über den Körper des Unterleutnants und lauschte, nahe an seine Lippen gebeugt. Sie lagen regungslos. Kein Atem des Lebens hob sie wieder. Aus der Wunde sickerte dunkelrotes Blut. Das Herz hatte aufgehört sich zu heben und senken.

„Tot! — Tot! — er ist tot!

Nun sichere dich, Hertha Immensee!"

Verdecke deine Tat, so gut als möglich, bis dir die Flucht gelungen!

Sie raffte den schwächlichen Körper des Toten vom Boden hoch.

Das Blut rieselte lebhafter aus der Wunde.

Es schauderte sie.

Mit festen Armen trug sie ihn zu einem Bett, hob ihn hinein und legte die Decke über den Leichnam.

„Und nun fort, fort! — von dieser Stätte des Todes und des Entsetzens!"

Sie lief in das Damenzimmer zurück, versuchte am Wandknopfe die Scheinwand wieder zu schließen.

Es gelang nach einigem Bemühen.

Dann sprang sie an die Tür und lauschte.

Die Tritte der Wache waren nicht mehr vernehmbar. Möglich, daß sie vom Unterleutnant weggeschickt worden war, möglich, daß sie in einem der weiten Bogenfenster des Säulenganges lehnte und auf das lärmende Tun und Treiben der Kameraden lauschte, die bei Wein und Gesang im Schloßhofe lagerten. Für keinen Fall schien es ratsam, den Weg der Flucht durch den Säulengang zu nehmen.

Sie suchte nach der geheimen Türe in der linksseitigen Wand, durch die der Unterleutnant sich eingeschlichen hatte.

So meisterlich und unauffällig war die Türe in das Blumenmuster der Seidentapete eingepaßt, daß es sie Minuten kostete, um den geheimen Zugang ausfindig zu machen.

Ein violettfarbener Knopf, der zugleich die gleichfarbige Knospe eines Blumenbüschels bildete, öffnete sie. Da fiel Hertha Immensees Blick auf den Revolver des Getöteten. Es war ein völlig neuer französischer Armee-Revolver mit reichlich Munition in der Beitasche. Sie gürtete ihn um.

„Er kann dir gegebenen Falles wichtige Dienste tun," sagte sie sich.

Schon im Abgehen erschaute sie noch im Lesestuhl den Säbel des Unterleutnants.

Er wäre zum Verräter geworden!

Rasch steckte sie ihn unter den Diwan, dessen seidene Fransen bis zum Boden reichten und gut deckten.

„Nun ab! Vorwärts! Der Freiheit entgegen! —"

Nochmals lauschte sie einige Herzschläge lang nach dem Gange zu.

. Es war nichts zu vernehmen.

Einen Augenblick war es ihr, als hörte sie die letzten Laute des sterbenden Unterleutnants wieder:

„Ah — Teufel!"

Aber es war nur ein Echo ihrer Seele, in die sich diese letzten Lebenslaute eingebissen hatten.

Eine Schar Rauchschwalben schoß in Pfeilschärfe am offenen Fenster vorüber, und ihr schriller Flugschrei erschreckte Hertha Immensee.

Nur einige Sekunden, dann sagte sie sich:

„Schwäche ist nicht der Genosse des Starken.

Wer siegen will muß stark sein!"

Sie trat durch die Tapetentür ab und schloß sie wieder vorsichtig hinter sich.

11.

Der Dämmerschein ließ Hertha Immensee noch den weiten Raum überschauen, den sie eben betreten hatte. Die wuchtigen Goldrahmen der Bilder, vom Boden bis zur Decke reichende Spiegel, kristallene Leuchter und marmorweiße Büsten drängten selbst im schwachen Dämmerlicht noch ihre Pracht an Herthas Sinne.

Der Raum war das Empfangszimmer des Hauses gewesen. Hier hatte die raubende Hand der Alpenjäger kaum merkliche Spuren hinterlassen.

Eine Büste — war es Marmor oder Alabaster — war vom hohen Säulenständer gestürzt und lag mit abgeschlagener Nase am Boden.

Lautlosen Fußes eilte Hertha über das glasglatte Parkett nach der Tür in der gegenüberliegenden Wand. Sie war nicht versperrt.

Sie öffnete, lauschte, durcheilte den Raum, nur Tür und Tor suchend, und durchging so fliehenden Fußes eine Reihe von Räumen. So gelangte sie in ein Turmgemach, das nur einen Ausgang hatte.

Sie schaute durch das offene Fenster. Unter ihr lag in nachtschwarzen, raunenden Schatten der weitgestreckte Park. Ein weißlicher Weg schimmerte stellenweise zwischen den Schattengestalten der Bäume auf. Er führte wohl ins freie Land hinaus.

Sie beugte sich weit über die Fensterbrüstung. Da erkannte ihr suchendes Auge eine hohe Mauer, die wohl den ganzen Park umschloß.

Nach dieser Seite war eine Fluchtmöglichkeit sehr fraglich. Sie atmete enttäuscht auf.

Das Eingangstor zum Schlosse war von der Wache besetzt. Der Weg dorthin führte nach dem Schloßhof, in dem ein Teil der Alpenjäger lagerte.

Dieser Weg kam also nicht in Frage.

Sie öffnete vorsichtig die Türe des Turmzimmers und prallte erschreckt zurück. Ein greller Feuerschein fiel durch die Bogenfenster der Treppe herein.

Die Alpenjäger hatten im Schloßhofe ein mächtiges Feuer entfacht und hockten schürend und trinkend und singend umher.

Vom Turmzimmer führte eine schmale Treppe abwärts. Wenn die Treppe in den Hof mündet, dann mußt du wieder zurück und einen andern Ausweg suchen, sagte sie sich pochenden Herzens.

Lautlos schlich sie die steinerne Wendeltreppe hinab, die in einen fast nachtdunklen, weiten Gang mündete.

Sie tastete sich die Wände des Ganges entlang, an Türen und Fenstern vorüber und wäre beinahe über einige Steinstufen gestürzt, die abwärts führten.

In nicht zu weiter Ferne langte ein trüber, rötlicher Lichtschimmer in den dunklen Gang — das Lagerfeuer der Alpenjäger. Schon hörte sie wieder den Gesang der Franzosen, der in Begleitung einer Ziehharmonika sich durch die Räume drängte. Nun hieß es mit geschärften Sinnen vorsichtig sein.

Lautlosen Trittes näherte sie sich der Halle.

Da schlug ihr frische Nachtluft entgegen.

Sie kam also ins Freie.

Das Herz schlug ihr hörbar.

Nun konnte sie eine hohe Bogenhalle unterscheiden, die die Räume des Schlosses von den landwirtschaftlichen Gebäuden und den Stallungen trennte und zugleich das Ausfahrttor bildete. Und dieses Tor stand weit offen!

„Glück! Glück! Du hast Glück, Hertha Immensee!"

Gierig trank sie von den frischen Wellen des Windes, die vom freien Lande hereinströmten.

Noch einen flüchtigen Blick nach dem rauchüberschleierten, von rotem Feuerschein belichteten Schloßhof. Die Alpenjäger lagerten träge am Boden, tranken, sangen und rauchten.

Beflügelten Trittes eilte sie dem offenen Tore entgegen.

Noch lag ein silberner Schimmer des Tages zwischen Erde und Himmel. Eine verhängnisvolle Helle — für eine Fliehende.

Sie duckte sich hinter einen Pfeiler der Einfahrt und äugte hinaus.

Hier war keine Wache ausgestellt.

Sie trat ins Freie, mit dem wonnigen Gefühle, als würde sie von Flügeln gehoben — und prallte entsetzt zurück.

Den hellbekiesten Weg herauf kamen zwei Alpenjäger, kaum zwanzig Schritte entfernt.

Die beiden waren in vollständiger Feldausrüstung und hatten ganz Worte und Gedanken, die Köpfe gesenkt, sonst wäre sie ohne Zweifel von ihnen bemerkt worden. Der flüchtige Blick sagte ihr: Der eine der beiden — ein Hüne von Gestalt — war jener Alpenjäger, der sie nachmittags in seine Arme gehoben und als willkommene Beute zum Tanze tragen wollte.

„Schnell durch die Einfahrtshalle in den nachtdunklen Gang zurück!"

Sie tastete die Wand entlang, fand eine Tür, sie öffnete sie; die Treppe, die unmittelbar an der Tür abwärtsführte, mündete in den Keller.

Sie lauschte unter der halboffenen Tür.

Schon kamen die beiden Alpenjäger durch den Torgang herein. Nun erkannte sie auch an der Stimme den brutalen Ton des Hünen.

Die Halle gab jedes Wort verschärft wieder.

Was sie hörte, ließ ihr Leib und Seele erschauern.

Der Hüne sprach zu seinem Kameraden:

„Darum hat er mich mit dir auf Vorposten geschickt, darum! — Verstehst du! Der Hund? — weil er fürchtete, ich könnte ihm seine Beute, „die deutsche Schwester", die er mir abbefohlen hat, wieder entreißen. Der Hund! Der räudige!

Ich weiß schon, wohin er seine Beute gesteckt hat: da oben im zweiten Stockwerk, im Boudoir — hat er sie eingesperrt, ließ sie füttern, und nun ist er bei ihr. — —

Aber es ist noch nicht aller Tage Abend! — und jede Stunde hat eine letzte Minute! Wenn michs anwandelt, dann gehe ich hinauf und spreche zu ihm — mit diesem da."

Er wies auf seinen Revolver.

Das Blut stockte Hertha Immensee in den Adern und eiskalt überschauerte es ihren Leib, als sie in den weiteren Worten des Alpenjägers mit anhören mußte, in welch' schamloser, unflätiger Weise er über ihre Person verfügt hätte, wenn sie in seinen Krallen geblieben wäre. Sie dankte ihrem Geschick — bei aller Furchtbarkeit; denn sie mußte sich sagen: aus den Händen dieses Gewaltmenschen hätte es kein Entrinnen mehr gegeben.

„Aber genug davon," sagte der Alpenjäger endlich; „nun laß uns einen Spaß machen."

Er hob die Hand hohl vor den Mund und ließ seine metallene Stimme über den Schloßhof hin in den Lagerkreis der Alpenjäger dröhnen:

„Urrah! Urrah!"

Wie von der Erde emporgeschleudert sprangen die um den Lichtkreis lagernden Alpenjäger empor, griffen nach ihren Gewehren und standen schußbereit; — und manche, die sich von Deutschen überfallen glaubten, hoben die Arme hoch, als Zeichen, daß sie sich ergeben wollen.

Da hallte ihnen ein gellendes Gelächter entgegen und der Hüne und sein Begleiter traten abwinkend in den Lichtkreis des Schloßhofes.

Diese Minuten waren kostbar für Hertha Immensee.

Beschwingten Fußes schlich sie aus ihrem Versteck, durcheilte die Einfahrtshalle und trat durch das Tor wieder ins Freie.

Mit gespanntesten Sinnen lauschte und äugte sie nach allen Seiten.

Es war nichts wahrzunehmen, was ihr zu einem neuerlichen Hindernis werden konnte.

Die Schatten der Nacht dichteten sich — ein willkommener Schutz.

Einige Sekunden lang überlegte sie, in welcher Richtung sie fliehen sollte.

Die beiden Alpenjäger waren den hellbekießten Weg heraufgeschritten. Sie waren auf Vorposten gewesen — gegen deutsche Truppen.

Also gab ihr der Weg die Richtung an, in der sie fliehen mußte.

Es hatte sich ein leichter Wind gehoben, der noch die Sonnenwärme des Tages in sich trug; sie trank ihn in gierigen Zügen. Aus weiter, weiter Ferne hörte sie bald leiser, bald deutlicher ein ununterbrochenes donnerndes Rollen. Und sekundenlang flammte am fernen Horizont ein brandrotes Leuchten auf.

War es ein werdendes Gewitter, oder war es der Krieg, der seine todgebenden Zeichen durch Nacht und Ruhe trug?

Der hellbekießte Weg konnte ihrer dunklen Gestalt zum Verräter werden.

Sie wich davon ab und lief, die Röcke hochgeschürzt so schnell sie ihre Füße trugen durch die Bergwiese talwärts — der Wegrichtung entlang.

„Frei! frei!" — nach furchtbaren Stunden der Qual, der Freiheit wiedergegeben, dem Leben wiedergeschenkt!"

Sie hob die Arme hoch, um Luft und Duft zu grüßen — und alle Laute des Lebens, das zwischen Erde und Himmel seine Sprache redete.

Da sperrte ihr der Talbach den Weg.

Nicht allzufern war wohl ein Steg darüber.

Aber sie mied die Wege jedermanns.

Sie zog Schuhe und Strümpfe aus und durchwatete die raschen Wasser, die in jungem Übermut an ihren Waden hochsprangen.

Eine Pflanzung von Ebereschen nahm sie auf; die gilbenden, schweren Fruchttrauben drückten Wipfel und Äste erdwärts. Unter dem Blätterdach war es wie in einer geheizten Stube, so lag noch die Sonnenwärme des glühenden Tages hier aufgespeichert.

Sie durchschritt die Pflanzung, kam an frisch gebrochene Sturzäcker, sah in einem nahen Gehöfte Lichter aufblitzen, ging in einem weiten Bogen davon weg, immer höhenwärts.

Das schien ihr die Richtung, die sie nach ihrer Gefangennahme herwärts geführt worden war, die Richtung gegen die Front der Deutschen, dem Elsaß zu. Der Mond war noch nicht sichtbar. Der Himmel zeigte keine Helle, die seinen kommenden Stand verraten hätte.

Die Schatten dichteten sich immer mehr und löschten alle Formen und Gestalten. Das Licht der Sterne war zu fern.

Aber je weniger das Auge zu ihrer Seele sprechen konnte, desto eifriger war das Ohr, das alle die ungewohnten Laute und Stimmen der Nacht an ihre Seele klingen ließ — vom Busch und Baum, vom Halm und Blume und Ährenfeldern, von ungesehen rieselnden Wasser, von Wälderhallen und von den Wohnungen der Menschen, an denen sie scheuen Fußes vorübereilte.

Ein rollender Klang kam aus weiter Ferne durch

die Lüfte getragen — unaufhörlich; und es war ihr, als käme sie diesem Klange näher und näher. Ein Hase sprang aus seinem Sitz.

Sie bebte vor Schrecken.

Eine Fasanenfamilie rannte mit kreischendem Schreien aus einem Gestrüpp, das ihr Fuß gestreift.

Immer häufiger griff eine flammenrote Helle mit raschem Arm in die Nacht als wollte sie bis zu den Sternen langen — und erlosch im nächsten Augenblick. So war sie bereits Stunden weglos durch Talungen und über Höhen gelaufen, an Dörfern vorüber, die mit zackiger Schwärze in den Falten der Erde geduckt lagen.

Ihre Uhr hatte man ihr bei der Gefangennahme gestohlen. Es mußte längst Mitternacht vorüber sein.

Deutlich konnte sie bereits den Donner schwerer Geschütze unterscheiden.

Da kam der Mond am Osthimmel herauf.

Nun merkte sie zu ihrem Entsetzen, daß sie nicht nach Osten — Deutschland zu, sondern nach Westen, immer weiter in französisches Land vorgedrungen war.

Die Enttäuschung lähmte für Minuten ihre müden Glieder.

Sie setzte sich auf einen Baumstumpf und rastete, und ihre entmutige Seele war traurig.

Ihre Karten, die ihr zur Orientierung verholfen hätten, hatten ihr die Alpenjäger ebenfalls abgenommen.

Aber die Schwäche erringt keinen Sieg.

So raffte sie sich wieder auf und den Mond zum Führer, setzte sie nun in entgegengesetzter Richtung ihre Flucht fort und suchte eine Straße zu gewinnen. Die Schwüle der Nacht hatte ein Gewitter am Himmel zusammengezogen. Der Wind sprang auf und brandete in wuchtigen Wellen über Höhen und Täler. Endlich

hatte sie eine Straße gefunden. Das Mondenlicht, das durch die jagenden Wolken flutete, ließ in dem ebenen Gelände zur Linken, zur Rechten schwarze Punkte erkennen — vereinzelt, in Bündeln, in Reihen und Haufen — Menschen- und Tierleichen, Uniformstücke, Wagenteile und Waffen aller Art. — Ein Schlachtfeld.

In den Winden lag manchesmal der süßlich-herbe Geruch von frischem Blut und Fäulnis.

Aus einer dunklen Masse ragte es wie vier steife Arme empor. Die dunkle Masse selbst schien Leben zu haben. Unaufhörlich bewegte sie sich auf und nieder. Als Hertha Immensee näher kam, erkannte sie eine Pferdeleiche, die von Füchsen angefressen wurde, die bei ihrer Annäherung lautlos verschwunden waren, als wären sie in die Erde gesunken.

Der Mond strahlte für einige Augenblicke in voller Helle, und ließ sie ein Bild erschauen, so gräßlich und alles menschliche Fühlen empörend, daß sie wider Willen aufschrie vor Entsetzen: An der Weinbergmauer waren vier menschliche Körper mit abgeschnittenen Köpfen angelehnt. Jeder Leiche war der Kopf zwischen die Füße gestellt. Es waren vier deutsche Soldaten, die anscheinend in französische Gefangenschaft geraten waren; denn man hatte ihnen die Hände auf den Rücken gebunden wie man Schlachtkälbern die Füße zusammenbindet.

An der Brustseite des einen Soldaten steckte ein Holztäfelchen, auf dem geschrieben stand:

„Apachen-Arbeit."

„Solche vertierte Scheusale, so ein entmenschtes Gesindel führt Frankreich in den Kampf gegen ehrliche deutsche Soldaten!" Pfui, pfui! sagte sie sich — „Pfui über die Menschen, die ehrlichen Kampfesmitteln so vertierte Roheiten entgegensetzten."

12.

Schon stand das kochende Gewittergewölk über Hertha Immensee und immer heftiger prasselte der Regen nieder. Um sich vor völligem Durchnässen zu schützen, eilte sie einem Weinberghäuschen zu. Der eine Teil des Daches war abgeschossen; aber in dem noch stehenden Teile bot es immerhin Schutz vor dem strömenden Regen. Als sie die Stufen hinan durch die abgehobene Türe in das Häuschen trat, bot sich ihr ein neuerliches Bild des Schreckens: Drei französische Offiziere lagen getötet am Boden. Dem einen waren beide Beine abgerissen. Der Tisch in der Mitte des Häuschens und eine französische Generalstabskarte die über den Tisch gebreitet war, wiesen ein schüsselgroßes Loch auf, von der einschlagenden Granate gerissen, die erst bei ihrem Aufschlag am Boden explodierte und das furchtbare Blutbad anrichtete.

Der Boden war von gedickten Blutlachen bedeckt. Im Lichte der Blitze schritt Hertha Immensee über die Bilder des Entsetzens hinweg dem schützenden Winkel des Häuschens zu. Die Reste der französischen Generalstabskarte hob sie vom Tische ab, auf den der Regen durch die Dachlücke hereinschlug und steckte sie zu sich. Sie konnte ihr sobald es tagte, richtigen Aufschluß geben über den Ort, wo sie sich befand und über die Richtung nach der sie ihre Flucht zu bewerkstelligen hatte.

In Bündeln schossen die Blitze aus den rasenden Wolken und die zerrissenen Luftmassen schlugen wie brandende Wogen in ununterbrochenem, gellenden Krachen wieder aneinander, daß Himmel und Erde bebten.

Und doch war es Hertha Immensee, als wenn sie durch den Kampf der Elemente — menschliche Tritte hörte, die sich im Sprunge dem Gartenhause näherten.

Sie duckte sich in die finstere Ecke des Häuschens und hob den Revolver schußbereit. Sie war ent-

schlossen, ihr Leben nochmals bis aufs Äußerste zu verteidigen.

Kaum hatte sie diese Vorkehrung getroffen, da sprang eine Mannesgestalt durch die Türe und blieb keuchend stehen. In dem sich immer erneuernden Lichte der Blitze sah sie, daß das Wasser von den Kleidern des Mannes schoß und sah in ein Antlitz bleich wie eine Totenmaske, aus der zwei raubtierwilde Augen lauernd funkelten, und sah wie ein Behagen diese leichenfahlen Züge umgrinste, als des Mannes Augen die toten Offiziere am Boden liegen schaute.

„Tres officiers!"

Die Gestalt beugte sich über eine Leiche, hob die beiden Arme der Leiche hoch und beschaute mit gieriger Hast im Lichte der Blitze die Hände. An den Fingern blitzten Ringe auf und das strahlende Leuchten eines Edelsteines.

Wie die Fänge eines Geiers krallten sich die Hände des Mannes um die Finger der Leiche, um die Ringe als Raub abzustreifen. Aber die Finger widerstanden.

Die von Granatsplittern aufgerissene, blutüberronnene Hand des französischen Offiziers war so angeschwollen, daß ein Abstreifen der Ringe unmöglich war.

Die Hand des Räubers griff in eine rückwärtige Beinkleidtasche, das Aufleuchten einer Messerklinge wurde sichtbar, ein Ruck und Druck, die Arme des Toten fielen hörbar auf den Toten zurück. Die Hände des Räubers hielten die abgeschnittenen Finger mit den Ringen grinsend vor sich hin, die Beute beschauend, die im nächsten Augenblick in einer Tasche verschwand.

Ein Leichenfledderer!

Schon beugte sich diese Hyäne wieder über die Leiche des Offiziers, riß ihm den Waffenrock auf, um nach Geld und sonstigen Wertsachen zu suchen.

Da hob Hertha Immensee den Revolver hoch, und zielte im schwankenden Lichte der Blitze nach der Brust des Räubers.

Ein Knall, der im Donnerhallen kaum vernehmbar wurde, und die Gestalt des Räubers wankte nach rückwärts als wenn sie einen Schlag erhalten hätte. Aber schon in der nächsten Sekunde sprang sie hoch; — aber auch Hertha Immensee war aufgesprungen. Im Lichte der Blitze erschaute der Räuber die Gestalt der deutschen Roten-Kreuz-Schwester, die mit schußbereitem Revolver nach ihm zielte. Ein leiser Fluch, ein Sprung durch die seitliche Türe und der Räuber verschwand in den hallenden Schatten der Nacht.

Noch lange Minuten stand Hertha mit schußbereitem Revolver in der Ecke des Weinberghäuschen und lauschte auf jeden nachtfremden Laut.

Das Gewitter vergrollte. Der Regen vertropfte.

Eine stärkende Luft rann durch das zersplitterte Fenster.

Wunderbare Wolkenbilder schwammen mit silberndem Schimmern zwischen Erdendunkel und Mondesleuchten.

So oft der Mond für einige Zeit durch die ziehenden Wolken schien, versuchte sie in dem spärlichen Lichte an der französischen Generalstabskarte abzulesen, wo sie sich befand, um ihre Flucht hiernach betreiben zu können. Nach dem was sie in dem unzulänglichen Lichte abzulesen vermochte, befand sie sich zwischen den Dörfern Lenoncourt und Haraucourt, die zwischen Nancy und Lunéville, näher an Lunéville gelegen waren. Sie war also in die Schlachtfelder von Remeréville und Trouville geraten. Das silberne Band, das aus den Talfurchen im Mondenschein hin und wieder gleißend aufschimmerte — war die Mosel, nicht die Maas wie sie vermutet hatte. Sie war auf ihrer bisherigen Flucht südwärts nach Frankreich

zu geraten. Sie mußte also von jetzt ab nordöstliche Richtung einschlagen, um die deutsche Kampflinie zu erreichen.

Sie überlegte, um nicht wieder fehl zu gehen.

Schon gleich nach ihrem Eintritte in das Weinberghäuschen hatte sie einen schwachen menschlichen Hilferuf zu vernehmen geglaubt.

Der Zwischenfall mit dem Leichenräuber ließ sie das vergessen.

Während sie sich nun an der Generalstabskarte zu orientieren suchte, kam wieder dieser flehende Laut an ihr Ohr.

Ihr Auge hatte sich mehr an das Dunkel gewöhnt, da sah sie, daß an das Zimmer noch ein Nebenraum anschloß, der ohne Fenster völlig nachtdunkel lag.

Und wieder drang dieser schmerzdurchtränkte, hauchleise flehende Laut eines Menschen an ihr Ohr.

Der Mond schien herein und beleuchtete die Gestalten der drei französischen Offiziere. Sie lagen regungslos am Boden — tot. Sie beugte sich über sie hin.

Tote reden nicht mehr.

Es schauerte sie.

In diesem Augenblicke wurde der Hilferuf wieder vernehmlich und so deutlich, daß sie erkannte, er kam aus dem nachtdunklen Nebenraum.

„Ist ein Hilfsbedürftiger hier! Ich bringe Hilfe!" rief sie in französischer Sprache in den Raum hinein.

„Hilfe! Hilfe!" antwortete eine schwache männliche Stimme auf französisch.

Hertha Immensee ging nun mit den Füßen vorsichtig tastend in den Raum hinein und stieß bald an einen menschlichen Körper.

„Es ist so dunkel, daß ich nichts zu unterscheiden vermag" sagte sie.

„Ich habe vor meine Brust eine elektrische Lampe gebunden; bitte diese zu suchen," sagte eine schmerzdurchzitterte in kurzem Atem keuchende Stimme.

Hertha beugte sich nieder, tastete die Arme des Verwundeten entlang, an die Brust, fühlte die elektrische Lampe und entzündete sie.

Das spärliche Licht beleuchtete ein leichenfahles Mannesantlitz von einem langen keilförmigen Vollbart umrahmt.

Aus der Totenblässe des Gesichtes sahen zwei dunkle Augen mit flackerndem Lebenslichte.

An den Abzeichen erkannte sie, daß der Schwerverwundete ein französischer Infanterie-Hauptmann war.

„Trinken! — bitte — trinken!" flehte seine Stimme.

Sie reichte ihm ihre Feldflasche, die sie vor ihrer Flucht aus dem Boudoir des französischen Schlosses mit Bordeauxwein gefüllt hatte.

Vorsichtig hielt sie ihm die Flasche an die Lippen und träufelte ihm den schweren Wein in kleiner Menge ein und ließ ihn endlich trinken.

Mit gierigem Zuge schlürfte er den kraftbringenden Wein in sich — und schloß dann für einige Minuten ermüdet die Augen.

Als sie sich wieder öffneten, lag mehr Lebensmut in ihrem Glanze und das freudige Bewußtsein, sich gerettet zu wissen, zeichnete brennende Flecken auf seine Wangen, die jedoch nach wenigen Sekunden die Totenblässe zeigten, als seine Augen erkannt hatten, daß eine deutsche Rote-Kreuz-Schwester seine Retterin war.

„Eine deutsche Schwester!" sagte seine schwer nach Atem ringende Stimme — und ein Angstgefühl weitete den schwachen Glanz in seinen Augen.

Seine Arme hoben sich mühselig, seine Hände falteten sich ineinander, und mit Aufwand aller Kraft sagte er mit zitternder Stimme und in ziemlich gewandtem Deutsch:

„Sie sind eine deutsche Schwester! — Ich bin schwerverwundet! kampfunfähig, bin ich kein Gegner mehr, Schwester! Ich habe meinem Vaterland gedient, wie Sie dem ihrigen dienen! bitte, verlassen Sie mich nicht! — Schwester, verlassen Sie mich nicht!"

Seine Hände hatten Hertha's Hand gesucht und krampften sich an ihr fest, als wollten sie sie nimmermehr lassen.

Der Vorgang hatte den Schwerverwundeten wieder sehr ermüdet.

Er schloß die Augen und der kurze, keuchende Atem hob in raschen Bewegungen die Brust.

Ein harter Kampf zwischen menschlicher Nächstenliebe und berechtigter Selbstsucht tobte zwischen Hertha Immensees Herz und Hirn.

„Der Teil des Schlachtfeldes, auf dem du dich befindest, ist das französische Kampfgebiet."

Nachdem, was sie bei ihrer Herwanderung erschaut hatte, war das Schlachtfeld nach Verwundeten und Toten noch nicht abgesucht. „Aber es wird geschehen, kann jede Stunde geschehen. Wenn man dich hier findet, dich die deutsche Rote-Kreuz-Schwester bei dem schwer verwundeten französischen Hauptmann — — der Lohn würde bitter sein! —

„Man wird in dir nichts sehen als die deutsche Rote-Kreuz-Schwester, die deutsche Schwester. Die verhaßte „Deutsche." Man wird dich wieder gefangen nehmen. Und wenn die Kunde käme an diesen Ort, daß ein französischer Alpenjägerleutnant von einer deutschen Roten-Kreuz-Schwester erdolcht worden ist — ein Recht wird man deiner bedrohten Mädchenehre nie und nimmer

zubilligen — wenn diese Kunde in diese Gegend käme, und wenn man endlich in dir jene Rote-Kreuz-Schwester erkennen würde, die solche Tat vollbracht, man würde dich totquälen, wie ein Tier.

„Noch ist die Stunde günstig zur Flucht."

Schon traten die ersten Zeichen des werdenden Tages vor ihre Sinne. Die ersten Vogelstimmen redeten aus Traum und Ruhe noch halb verschlafen dem neuen Leben zu.

Die Schatten der Nacht lichteten sich.

Der Atem des Tages ging himmelhoch und meerweit zwischen Erde und Sternen hin — und sie fühlte den Hauch der Allmacht, den ersten Gruß der Sonne durch Dach und Fenster sinken.

„Auf! Fort! Fort! Fort von hier!

„Jede Minute kann dein Leben in sich tragen!"

Langsam versuchte sie ihre Hand aus den Händen des Schwerverwundeten zu lösen.

Aber als hätte er Hertha's Gedanken und Willen ertastet, umklammerten seine Hände mit Aufwand aller Kraft fester als bisher ihre Hand.

Seine Augen öffneten sich wieder. So tiefen, totwunden Schmerz hatte sie noch nie in Menschenaugen geschaut, wie den, der aus diesen Mannesaugen zweifelnd, fragend, hilfeflehend nach ihr sah.

Die Vermutung, daß die unerwartete Hilfe, die ihm geworden, wieder von ihm weichen möchte, — und das Bewußtsein, daß er dann eine wehrlose Beute des Todes werde, diese Gedanken stauten alle verfügbaren Kräfte in dem Schwerverwundeten auf. Seine leidensschlaffen Züge strafften sich, seine zitternden, fieberheißen Hände streichelten ihre Hand als er sprach:

„Es sind fast zwei Tage, Schwester, daß ich hier liege — dem Tode verschrieben. Als die feindliche Granate

vorgestern, es war nachmittags 5 Uhr in das Häuschen schlug, stand ich zufällig vom Tische entfernt, fast an der Türe dieses Nebenraumes. Die Wucht der krepierenden Granate war so heftig, daß mich der Luftdruck in diesen Nebenraum schleuderte. Ich wollte mich aufrichten, da sah ich mich gelähmt. Es muß mein Rückgrat verletzt sein. — Ich rief die Namen meiner Kameraden. Kein Laut des Lebens kam mir entgegen. So liege ich fast seit zwei Tagen zwischen den toten Kameraden, sah die Tage sonnen, sah die Nächte dunkeln — jede Stunde eine Ewigkeit. Ich schrie um Hilfe, was aus meiner Kehle dringen konnte.

Dann kam eine Gluthitze über meinen Leib, mein Hirn kochte, mein Herz hämmerte, meine Lippen brannten. —

In diesem Augenblick hörte ich Menschentritte, hörte einen Knall, Menschenstimmen — und der glimmende Funke von letzter Hoffnung schrie nochmals dem Leben entgegen — —, da neigten Sie sich über mich und — Sie haben mich dem Leben wiedergegeben! Schwester, Sie dürfen mich nicht wieder dem Tode preisgeben! Was ich in diesen zwei Tagen erduldet, Schwester so viel Leid hat ein Recht auf Liebe, auf Menschenliebe!"

Seine zitternden Hände zogen ihre Hand an seine heißen Lippen und küßten sie. —

„Soviel Leid hat ein Recht auf Menschenliebe."

Die Selbstsucht duckte sich scheu und klein in eine Ecke von Hertha Immensees Seele.

Sie knüpfte das Verbandtäschchen von dem Leibgurt des Hauptmanns, öffnete es und begann seine Wunden zu suchen und zu verbinden. Am Hinterhaupte zeigte sich eine klaffende Wunde. Sie legte einen Verband an.

Er schrie laut auf, als sie ihn seitlich wendete, um die Verwundung am Rücken zu finden. Ein Granat-

splitter war hart am Rückgrat in den Körper gedrungen. Das verletzte Rückgrat zog die Bewegungslosigkeit des Rumpfes nach sich. Hier ließ sich vorläufig nichts Helfendes tun. Während Hertha ihres Samariterdienstes waltete, erzählte sie dem Hauptmann die Geschichte ihrer Gefangennahme. Die Tat, zu der sie ihre Mädchenehre zwang und ihre Flucht aus dem Schlosse — und wie nun der Tod hinter ihr nachjage, wenn es ihr nicht in kürzester Zeit gelinge, die deutsche Front zu erreichen. Aus all dem könne er ersehen, daß es nicht Feigheit und ebensowenig Mangel an Menschlichkeitsgefühlen ist, wenn sie ihn verlassen wolle, verlassen müsse. Aber wenn sie nun von ihm gehe, so gebe sie ihm ihr Ehrenwort als Weib — Sorge zu tragen, daß er in kürzester Zeit aus seiner qualvollen Lage befreit und zur ärztlichen Pflege in ein Feldlazarett verbracht werde. Sie werde bei Fortsetzung ihrer Flucht nicht eher dieses Schlachtfeld verlassen, bis sie einen Menschen gefunden habe, der Hilfe und Rettung vermitteln werde.

Da ließ er ihre Hand los, zog aus seinem Waffenrocke eine Ledertasche, entnahm ihr eine Namenskarte und schrieb darauf mit Bleistift in zittrigen Zügen die Worte: Die deutsche Rote-Kreuz-Schwester hat sich in Ausübung ihres Samariterdienstes hierher verirrt; ihrer aufopfernden Hilfe verdanke ich, daß ich noch am Leben bin, nachdem ich zwei Tage nach schwerer Verwundung dem Tode entgegensah. Die deutsche Rote-Kreuz-Schwester hat einem Franzosen gedient, als wäre er ihr Bruder. Kein Franzose darf sie behelligen auf ihrem Weg an die deutsche Front.

Ihre Edeltat ist ihr Freibrief.

August 1914.

Capitaine Alfred Boussoing,
47. Infanterie-Regiment.

„Nehmen Sie diese Karte; sie wird Ihnen den Weg freigeben zu den Ihrigen und wird Sie, wie ich hoffen will — vor jeder Unbill schützen. Hertha Immensee nahm die Karte, las sie und steckte sie in eine Brusttasche ihres Kleides. Dann reichte sie ihm die beiden Hände und sagte mit bewegter Stimme: „Capitaine, wie gerne hätte ich Ihnen weiter gedient. Aber verlieren Sie den Mut nicht; ich halte mein Wort — und soll es mich auch in Gefahr bringen — ich halte mein Wort; es wird Ihnen Rettung werden!“ Sie reichte ihm beide Hände.

Wieder umklammerte er die Hände des deutschen Mädchens, als könnte er sie nimmermehr lassen, zog sie an sich und preßte sie an seine Lippen. Die Tränen liefen über seine Wangen und vergruben sich im Bart, während seine Augen ihre Augen suchten und streichelnd und kosend ihr Antlitz abtasteten, als müßten sich für immer und unauslöschlich Gesicht und Gestalt des deutschen Mädchens in seine Seele prägen.

Ein wortloser Dank.

Da wurden auch ihre Augen feucht.

In den gleichen Sekunden hörte man lärmende Menschenstimmen dem Weinberghause nahen, französische Laute drangen herein. Hertha Immensee sprang nach der Türe, um auszuschauen, wohin sie fliehen konnte — und prallte entsetzt zurück, als sie zwei französische Bauern mit hochgehobenen, schußbereiten Gewehren die Stufen des Häuschens herauf auf sich zukommen sah. Hinter den beiden bewaffneten Bauern sah sie die Gestalt und das Verbrecher-Antlitz des Leichen-Räubers. Als er Hertha Immensee erblickte, grinste er höhnisch über seine gelungene Rache — und dann spielte er die Rolle des Anklägers. Mit zehn gespreizten Fingern wies er nach

Hertha Immensee und schrie mit greller, kreischender Stimme, sich den Männern und Weibern zuwendend, die das Haus umstanden: „Das ist die deutsche Spionin! Das ist die deutsche Hexe, die mich heute Nacht anschoß."

Er wies nach seinem Armverband.

„Ich war auf das Schlachtfeld gekommen, da der Mond hell schien, um nach meinem Cousin zu suchen, meiner Schwester Sohn, der hier verwundet oder tot liegen soll, damit ich ihm helfe oder ihn begrabe. Hier liegt noch mein Spaten." Er wies auf einen Spaten vor den Stufen zum Weinberghause.

„Da überraschte mich der Gewitterregen. Ich floh hierher. Da saß sie geduckt zwischen den toten französischen Offizieren.

Als ich in das Häuschen sprang, krachte plötzlich ein Schuß, ich fühlte einen Schlag an meinem rechten Arm und im gleichen Augenblicke sah ich im Lichte der Blitze die deutsche Hexe aufspringen und mit hochgehobenem Revolver neuerdings nach mir zielen. Da floh ich! —

Und das geschah hier, wo ringsum unsere französischen Brüder bluteten für's Vaterland — das geschah auf französischem Boden, das geschah mir, als ich Samariterdienst tun wollte und geschah mir von einer deutschen Spionin, von einer deutschen Hexe, von dieser deutschen Teuflin, die jedenfalls dieses französische Kampffeld durchschlichen hat, um französische Soldaten, die noch lebendig aber wehrlos waren — zu töten!"

Ein Wutgeschrei und ein Schwall von Fluch- und Schimpfworten und Drohungen klatschte über Hertha Immensee zusammen.

Im ersten Augenblick, als sie der bewaffneten Bauern, des Leichenfledderers und der drohenden Masse ansichtig

wurde, wollte sie in den Nebenraum zurückweichen, um sich in den Schutz des Kapitains zu stellen. Aber bevor sie noch diesen Gedanken zur Tat werden lassen konnte, fühlte sie sich bereits von den beiden Bauern an den Armen ergriffen und gegen die Stufen des Weinberghauses gezerrt.

Sie hörte noch aus dem Nebenraume die schwache Stimme des Kapitains, der ihr zu Hilfe kommen wollte, aber in dem Geschrei, Geschimpf und Lärm der herandrängenden Menge gingen diese Helferstimmen und ihre aufklärenden Worte ungehört verloren. Und wieder erhob sich die Stimme des Leichenräubers:

„Was würden die deutschen Soldaten tun, wenn sie eine Französin ertappten als Spionin, die zudem in nächtiger Stunde ein deutsches Kampffeld durchschleicht, um heimlich zu morden, wie eine Hyäne?

„Die deutschen Hunde würden sie zerfleischen.

Und was ist unsere Pflicht, die Pflicht der Franzosen?"

„Schlagt sie tot! Stecht sie nieder! — Reißt ihr die Haare aus! Schießt sie tot wie eine Ratte! — Diese Canaille! Dieses deutsche Schwein! Diese Hexe und Teuflin!

„Führt sie zur mairie! Der maire muß sie in Haft nehmen und verhören! Wer weiß, was dann noch zu Tage kommt!"

„Nach dem Gesetze muß jeder Spion, also auch eine Spionin, erschossen werden!" umgrollte es sie.

Nun wurde Hertha Immensee die Stufen des Weinberghauses heruntergerissen.

Ihre Hände wurden ihr mit Stricken am Rücken festgebunden wie einer Verbrecherin.

So oft sie ihre Stimme erhob, um zu den Leuten zu sprechen und Aufklärung zu geben, sprang der Leichen-Räuber vor sie hin, spie ihr ins Angesicht und umlärmte sie mit einem solchen Schwall von Beschimpfungen und schlimmsten Drohungen, daß sie ihren Versuch, sich den Leuten gegenüber zu rechtfertigen, jedesmal aufgeben mußte. Da wurde der Leichenfledderer von einem Burschen beiseite gezogen. Beide verhandelten leise miteinander.

Diese Minuten benutzte Hertha Immensee, um den beiden Bauern, die sie führten und den begleitenden Leuten zu sagen:

„Franzosen! Der Mann, der sich als Euer Anführer gebärdet und als Freund Eueres Vaterlandes — ist ein Leichen-Räuber. Er kam in das Weinberghaus geschlichen, um die dort liegenden toten französischen Offiziere zu berauben. Ich sah mit eigenen Augen, wie er einem der Offiziere einen Finger mit Ringen von der Hand abschnitt; und als er dem Toten den Waffenrock aufriß, um nach sonstiger Habe zu suchen, da schoß ich nach diesem Scheusal! Habe ich Unrechtes getan? Hätte nicht jeder von Euch auch so gehandelt?

Überzeugt Euch, ob ich die Wahrheit spreche! Im Weinberghause könnt Ihr den Offizier finden, dem der Ringfinger abgeschnitten ist."

Durchsucht die Taschen des Leichen-Räubers, dann werdet Ihr die Beweise für meine Behauptung sehen und daß ich ehrlich rede!"

Die Worte machten sichtlichen Eindruck auf die Menge. Blicke voll Mißtrauen wandten sich nach dem Leichenschänder zurück.

Ein junger Mann sprang den Weg zum Weinberghaus zurück und wenige Sekunden später, als der

Leichenräuber eben raschen Schrittes der Masse nacheilte, kam der junge Bauer wieder zurück und rief den Leuten zu: „Es ist so!"

Aller Blicke richteten sich nun auf den Leichen-Räuber.

Der fühlte den Haß und Abscheu, der nach ihm langte — und nichts Gutes ahnend, schrie er: „Was ist so? Hat die deutsche Canaille vielleicht . . ."

Aber ehe er noch zu Ende sprechen konnte, griffen beherzte Männer mit festen Händen in seine Kitteltaschen, und andere hielten dem Räuber die Arme hoch, der sich vergeblich der eisernen Umklammerung entziehen wollte. — Ein Schrei des Entsetzens durchgellte die Luft, als ein Bauer eine Hand voll blutbefleckter Menschenfinger, an denen besteinte und unbesteinte Ringe sichtbar wurden, aus der Kitteltasche des Leichen-Räubers hochhob und mit leisem Aufschrei zur Erde fallen ließ, während ein Bursche aus der anderen Kitteltasche des Räubers Uhren und Ketten zu Tage förderte.

Nun lag die schändliche Schuld des Leichenfledderers allen klar vor Augen.

In diesem Augenblicke aber hatte sich der Lump mit Aufwand aller Kraft von den ihn haltenden Bauernfäusten losgerissen, stürzte sich wie ein wütendes Tier auf Hertha Immensee, in ihr die Enthüllerin seines Raubes erkennend, versetzte ihr mit einer Faust einen Schlag ins Gesicht, daß ihr das Blut von der Nase spritzte, riß in der nächsten Sekunde das im Griffe feststehende Messer aus seiner Hosentasche, um es Hertha in die Brust zu stoßen. Aber ehe er diese Tat vollführen konnte, fiel ein Schaufelstiel krachend auf seine Hand, daß das Messer zu Boden fiel und Bauernfäuste schlugen knirschend an seinen Schädel.

Da duckte er sich mit jähem Ruck und entglitt aalglatt den Fäusten der Rächer.

In weiten Sprüngen setzte er bergab und war bald hinter einer Hügelwelle entschwunden.

Der Umstand, daß die „Deutsche" den Mann, der sich zum Anführer des Dorfes aufgeworfen, als einen Leichen-Räuber enthüllt hatte, diese Tat machte tiefen Eindruck auf die Dörfler.

Haß und Wut gegen die „Deutsche" waren abgeflaut und in manchem erstand wohl das Gefühl der Scham, daß ein Lump ihr Anführer gewesen.

„Man" war milder gestimmt gegen „die Deutsche Schwester". Ihr blutbespritztes Antlitz rief Mitleid hervor. Man gab ihr die Hände frei.

Ein Teil der Leute ging der Arbeit nach, zu der sie von der mairie, vom Bürgermeisteramt geschickt worden waren: Bei Bergung der Verwundeten zu helfen und die gefallenen Soldaten zu begraben.

Der eine von den beiden Bauern, die Hertha Immensee führten, hatte ihr, als er ihr die Hände freigab, den Revolver abgenommen.

Er entnahm ihn dem Futteral, besah ihn und las am Fabrikstempel, daß der Revolver französisches Fabrikat war. Er gab ihn dem andern Bauern mit vielsagendem Blicke nach der Fabrikmarke weisend.

„Wie kam ein französischer Armeerevolver in die Hand der deutschen Schwester?"

Neuerdings verschärfte sich das Mißtrauen der Franzosen gegen die „Deutsche".

Inzwischen waren sie auf dem Kamm der Höhe angelangt. Man sah in einer Talmulde das Dorf eingebettet, das das Ziel der Bauern war. Aus der tiefer

gelegenen Ebene herauf silberten breite rasche Wasser in der Morgensonne.

„Ist das die Mosel oder die Maas — die im Tale fließt?" frug sie die Bauern.

„La Meurthe", antwortete der eine Bauer. — Es ist die Mosel.

In diesem Augenblicke wurde an der vielleicht 100 bis 150 m seitlich gelegenen Straße eine Sanitätstruppe sichtbar mit Heuwagen, auf denen Stroh aufgeschüttet lag, mit Tragbahren und Handkarren.

Ein junger Arzt leitete die Truppe und gab beim Eintritt in das Kampffeld eben seine Anordnungen mit gut vernehmbarer Stimme.

Da wurde die Sanitätstruppe auf den sonderbaren Transport aufmerksam — auf die deutsche Rote-Kreuz-Schwester und die bewaffneten französischen Bauern, die sie begleiteten.

Der Arzt rief herüber: „Wer ist die Gefangene, und was habt Ihr mit ihr vor?"

„Eine deutsche Spionin."

„Wir führen sie auf die mairie."

Hertha Immensee hörte deutlich wie der Arzt zu seinem Personal sagte:

„Das ist doch die Kleidung einer deutschen Roten-Kreuz-Schwester?"

Da hob Hertha Immensee die Hände hohl vor den Mund und rief so laut sie vermochte in französischer Sprache nach der tiefer gelegenen Straße hinüber:

„Herr Doktor, in dem halb zerschossenen Weinberghause", sie wies rasch mit dem einen Arm die Richtung — „liegt ein französischer Hauptmann schwer verwundet seit zwei Tagen. Nur rasche Hilfe kann dem

Mann das Leben erhalten; er ist am Ende seiner Kraft.

„Ich bin keine Spionin. Der Hauptmann Boussoing wird Zeugnis ablegen für mich," fügte sie noch bei.

„Boussoing? — hörte sie den Arzt den Namen fragend wiederholen.

Da drängten die beiden Bauern Hertha Immensee talwärts dem Dorfe zu.

Noch sah sie, als sie sich zurückwandte, wie der Arzt Befehle gab und an der Spitze von Trägern hangab dem Weinberghause zueilte.

Sie atmete erleichtert auf, nachdem es ihr gelungen war, ihr Wort einzulösen.

Beim Eintritt in das Dorf sammelte sich eine Menge Kinder um „die deutsche Spionin," die sie zischelnd bis zur mairie begleiteten.

Hier angelangt, wurde sie in das Amtszimmer geleitet.

Der maire, ein kleiner Mann, so rasch in den Worten wie in den Bewegungen, mit einem Knebelbart am Kinn und aufgedrehter Schnure, Überlieferungen aus der Zeit des letzten Kaiserreiches und eine untertanliche Kopie der Barttracht Napoleon des Dritten, sprang vom Schreibtisch jäh auf.

„Was soll das?" frug er.

„Wir liefern eine deutsche Spionin ab."

„Spionin? — Deutsche Spionin?"

„Sie hielt sich im Weinberghause versteckt und wurde dort verhaftet."

„Ich bin zwar eine Deutsche und wie Sie ersehen können, eine Deutsche Rote-Kreuz-Schwester, aber keine „Spionin!" wandte sich Hertha Immensee aufklärend an den maire. „Ich habe mich bei Absuchung eines Schlacht-

feldes von der deutschen Front zu weit abseits gewagt und hierher verirrt."

„So, so," sprudelte der maire hervor. „Sie wollen keine Spionin sein? — Na, na, das werden wir sehen; das wird die Untersuchung schon erweisen, mademoiselle. Die Militärbehörde ist derzeitig im Orte! Ich aber habe jetzt keine Zeit, mich eingehender mit der Frage zu befassen und Ihre Beweise oder Nichtbeweise zu untersuchen!"

Er wandte sich wieder an die beiden Bauern: „Noch diese Stunde soll im Orte Platz und Lagerraum für zwei- bis dreihundert Verwundete geschaffen werden. Sie kommen aus den Schlachtfeldern zwischen Nancy und Lunéville. So wurde mir eben von der Sanitätsbehörde telefoniert. Es sind Stroh, Heu, Strohsäcke, Betten und Bettwäsche und Verbandzeug beizuschaffen. Unter Androhung strengster Bestrafung bei ungenügender Vorsorge.

Ich kann also Euerem Fang, der deutschen Spionin, vorerst keine justizliche Aufmerksamkeit zuwenden. Sperrt sie in das angrenzende Nebenzimmer einstweilen. Die Fenster sind vergittert, die Türe ist versperrbar!"

13.

Eben wollten die beiden Bauern den Befehl des Ortsoberhauptes zur Ausführung bringen, als vom Vorhause der mairie eine befehlende Stimme schallte:

„Wo ist der maire? Er soll sofort hierherkommen!"

„Auf dem Amtszimmer" antwortete eine demütige Frauenstimme.

Der maire aber duckte sich, als hätte er einen Schlag auf die Schädeldecke bekommen. „Ach" sagte er, als

spräche er zu seinem erschrockenen Gehirn: „Der Kommandeur!"

Klirrende Schritte nahten sich dem Amtszimmer.

Ein kurzes Anklopfen erfolgte; dann wurde die Türe weit aufgerissen: Ein französischer Infanterie-Major und ein Oberleutnant wurden unter der Türe sichtbar.

Das sonderbare Bild: Die beiden mit Gewehren bewaffneten Bauern, die deutsche Rote-Kreuz-Schwester in ihrer Mitte — hemmte ihre Schritte.

Der maire machte eine tiefe Verneigung.

„Was soll der Aufzug bedeuten?" frug der eintretende Major.

„Die beiden Bürger brachten eben dieses Fräulein auf die mairie. Mademoiselle gibt an, eine deutsche Rote-Kreuz-Schwester zu sein."

„Eine Deutsche?" — Des Majors Züge verfinsterten sich.

„Sie wurde als Spionin verhaftet."

„Eine deutsche Spionin in der Kleidung einer deutschen Roten-Kreuz-Schwester?"

Des Kommandeurs Blicke überprüften mit vernichtender Schärfe die Gestalt Hertha Immensees.

Dann wandte er sich an die beiden Bauern:

„Wo habt Ihr die „Deutsche" verhaftet?"

„In dem Weinberghause im Südgelände der Gemeindemarkung."

„Dreiviertel Stunden von hier."

„Wann?"

„Vor etwa anderthalb Stunden."

„War die Frauensperson allein?"

„Allein."

„Wir sahen sonst niemanden."

„Wie kamt Ihr dazu?"

„Wir waren von der mairie beauftragt, am Kampffeld die Toten begraben zu helfen. Da sagte uns der Taglöhner Ferand, wir sollten uns bewaffnen, es seien deutsche Spione auf dem Schlachtfelde verborgen. Er habe nachts nach seinem Cousin gesucht, der auf dem Schlachtfelde tot oder verwundet liegen soll, wurde von einem Gewitter überrascht, suchte Schutz in dem Weinberghause und wurde bei seinem Eintritt von einer Person, die als deutsche Rote-Kreuz-Schwester gekleidet war, angeschossen.

„Hier ist der Revolver, den wir der deutschen Spionin abgenommen haben."

Der Major nahm den Revolver und konstatierte: „Ein Schuß ist abgegeben."

Er wandte sich strengen Blickes zu Hertha Immensee: „Wurde der Schuß von Ihnen abgegeben?"

„Ja."

„Ja?"

„Soll ich vielleicht eine Vernehmungsurkunde anfertigen?" frug diensteifrig der maire.

„Danke!" Papier und Feder sind im Kriege nicht viel wert."

Der Major wandte sich wieder Hertha Immensee zu:

„Wie kommen Sie auf dieses von französischen Truppen belegte Schlachtfeld?"

„Ich habe mich bei Ausübung meines Dienstes und im Eifer, einen mir teueren Menschen, der als verwundet und vermißt gemeldet wurde, aufzufinden — verirrt — und kam so in feindliches Gebiet."

„Was hat sie dann veranlaßt, den Mann — einen Franzosen, beim Eintritt in das Weinberghaus anzuschießen, jedenfalls mit der außer Zweifel stehenden Absicht, ihn zu töten, einen Franzosen zu töten?"

„Ich hatte vor dem heftigen Gewitterregen, der nachts niederging, im Weinberghause Unterstand gesucht. Einige Minuten nach meinem Eintritt, kam ein Mann in das Haus gesprungen. In dem Zimmer des Weinberghauses lagen drei tote französische Offiziere. Der Mann suchte an deren Fingern die Ringe abzustreifen. Die angeschwollenen Finger machten das unmöglich. Da schnitt er mit einem Messer diese ab und steckte sie in seine Kitteltasche. Dann riß er den Waffenrock des Toten auf, um nach weiterer Beute zu suchen. In diesem Augenblicke schoß ich nach ihm; ich fühlte es als meine Pflicht, die Pflicht eines ehrlichen Menschen, einen Leichenräuber und Leichenschänder abzuschießen wie ein Raubtier."

„Wo ist der Mann?" wandte sich der Major an die beiden Bauern.

„Entflohen!"

„Entflohen?"

„Als wir von der „Deutschen" hörten, daß einem der toten Offiziere, die im Weinberghause liegen, den Ringfinger abgeschnitten hat, ging einer von uns der Sache nach, fand sie richtig; dann visitierten wir die Taschen des Mannes und fanden eine handvoll Menschenfinger und Uhren und Ketten."

„Und da ließet Ihr ihn laufen? Ihr Tölpel!"

„Er entwischte uns!"

„Ja, ja, der Schlaue ist schneller als der Dumme."

Der Major beschaute nochmals den von den Bauern ausgehändigten Revolver und erkannte nun die französische Marke.

Er zeigte sie dem Oberleutnant.

„Das ist ein französischer Armee-Revolver," wandte er sich an Hertha Immensee. „Wie kamen Sie in den Besitz eines französischen Armee-Revolvers?"

„Als ich mich verirrt sah, nahm ich einem gefallenen französischen Offizier diesen Revolver ab, um mich gegebenen Falles verteidigen zu können, da ich ohne jegliches Wehrmittel war."

„Sie behaupten nach wie vor, sich nicht zu Spionagezwecken in französisches Kampfgebiet eingeschlichen zu haben?"

„Ich bestreite mit aller Entschiedenheit, daß ich Spionage betrieb oder betreiben wollte. Mein Gewissen ist rein!"

„Diese Reinheiten sind billig anzupreisen, weil man sie nicht schauen kann."

Und mit gesteigertem Unwillen und sich immer heftiger entwickelndem Jähzorn schrie der Major: „Und ich sage Ihnen, mademoiselle, und sage es mit aller Entschiedenheit und mein Auge und Spürsinn schauen klar: Sie sind eine deutsche Spionin! Das Mäntelchen einer Roten-Kreuz-Schwester ist nur ein Deckmantel. Darin seid Ihr Deutsche Meister, durch unschuldvollen Schein zu Eueren verruchten Zielen zu gelangen — oder gelangen zu wollen. Ich kenne Euch, Ihr deutschen Hunde!"

„Entkleiden Sie sich!" befahl er mit kreischender Stimme; „dann werden wir sogleich sehen, wieviel deutsche Unschuld unter Ihrem Mantel einer Roten-Kreuz-Schwester verborgen ist."

Zu den Bauern sagte er: „Ihr könnt abtreten!"

Die beiden Bauern gingen ab.

„Ich setze mein Ehrenwort, als unbescholtenes deutsches Mädchen, daß ich die Kleidung einer Roten-Kreuz-Schwester nicht als Deckmantel trage und versichere nochmals, daß mir jegliche Spionage ferne gelegen war. Ich halte nichts in meiner Kleidung ver-

borgen, als diese Namenskarte, die mir der im Weinberghause schwerverwundet liegende Hauptmann Boussoing aus freiem Antriebe aushändigte, als Dank für die Hilfe, die ich ihm geleistet habe."

Sie gab die Karte dem Major.

„Hauptmann Boussoing, sagen Sie?"

Major und Oberleutnant sahen gleichzeitig in die Namenskarte.

„Alfred Boussoing?"

„Vom 47. Regiment. Der Name kommt mir bekannt vor. Er muß in der letzten Zeit in den Zeitungen gestanden haben. So schwant es mir!" fügte der Oberleutnant bei.

„Ja, ja, vom 47. Regiment."

„Und der liegt schwerverwundet im Weinberghause — sagen Sie?"

„Ich ließ ihm, soweit es mir möglich war, Hilfe angedeihen."

Der Major las die Karte.

Dann sagte er mit zynischem Lächeln: „Und wer steht mir dafür, daß nicht auch dieser Empfehlungsbrief ein glatter „Schwindel, ein deutscher Trick ist?"

„Die Überzeugung: bitte wollen Sie nach dem Weinberghause schicken!" erwiderte Hertha Immensee.

„Ich könnte ja rasch einen Boten hinschicken" fügte der diensteifrige maire ein; „das Weinberghaus liegt in knapp $^3/_4$—1 Stunde Entfernung von hier."

„Allerdings könnte es möglich sein, daß der Hauptmann Boussoing von dort bereits abtransportiert wäre; bei meinem Weggange kam eben eine Sanitätskolonne am Kampffelde an; ich machte meinem Versprechen gemäß den leitenden Arzt auf den bedenklichen Zustand des schwerverwundeten Hauptmanns aufmerksam und bat um sofortige Hilfe."

„Haha," sagte der Major höhnisch — „der Hauptmann Boussoing könnte möglicherweise nicht mehr aufgefunden werden! — Aber das ist für mich jetzt alles ohne Belang. Ich glaube nur, was ich selbst sehe. Und darum befehle ich Ihnen nochmals: „Entkleiden Sie sich!"

Wieder versuchte Hertha Immensee den Major von seinem Vorhaben abzubringen.

Aber sie hatte kaum die einleitenden Worte gesprochen, als der Major den Revolver schußbereit hob, und ihr mit vor Zorn puterrotem Antlitz zuschrie: „Entkleiden Sie sich! — Ich zähle von eins bis fünf! Nach fünf — wird dieser Revolver zu Ihnen reden! Wir haben Krieg, mademoiselle und Sie sind in Frankreich!" — Er hob den Revolver schußbereit und zählte laut: „eins — zwei. . ."

Hertha Immensee begann sich zu entkleiden. Sie sah, daß diesem jähzornigen, von Deutschenhaß erfülltem Franzosen mit seiner furchtbaren Drohung Ernst war.

Er ließ den Revolver sinken und schrie ihr befehlend zu: „Zuerst die Schuhe!"

In diesem Augenblicke wurde die Seitentüre des Amtszimmers spaltenweit geöffnet; das vor Aufregung blasse Antlitz der Madame Repons neigte sich in die amtszimmerliche Atmosphäre wie ein Geist und sagte mit demütiger Stimme gegen den Major und mit streng befehlendem Blick gegen den maire und Ehegatten: „Mein Mann soll für einige Augenblicke zur Erledigung einer dringenden dienstlichen Angelegenheit herauskommen!"

Der Major nickte und sagte:

„Führen Sie ihn seiner Dienstpflicht zu!"

Der maire klappte wie ein Schnappmesser zusammen und folgte willig dem Befehle seiner Frau. —

Hertha Immensee aber rief der Major nochmals befehlend zu:

„Zuerst die Schuhe, mademoiselle!"

Sie entledigte sich der Schuhe.

Der Major hob die Schuhe hoch und sah genau nach, ob sie nicht irgend eine geheime Einlage enthielten, die als Beweis für den Spionierdienst „der Deutschen" gelten konnte.

Er fand nichts und ließ die Schuhe durch den Oberleutnant wieder vor Hertha Immensee stellen.

„Nun die Strümpfe!"

Der Major untersuchte die Strümpfe. Sie enthielten nichts Verdächtiges.

„Entledigen Sie sich der Oberkleider!" befahl er weiter.

Zögernd entledigte sich Hertha Immensee des Oberkleides. Da fiel aus der Innentasche des Kleides die französische Generalstabskarte, die sie im Weinberghause zu sich gesteckt hatte.

Daran hatte sie nicht mehr gedacht.

Eine tiefe Röte übergoß ihr Antlitz.

Der Major trat rasch herzu, hob die Karte vom Boden auf, schlug sie auf, sah in der Mitte der Karte die fast kreisrund ausgebrannte Stelle und erkannte im nächsten Augenblicke die französische Generalstabskarte.

Seine Augen wurden zu Stahl, als er auf die Karte weisend, Hertha Immensee zuschrie: — „Eine französische Generalstabskarte! Wie kamen Sie in ihren Besitz?"

„Als ich nachts in das Weinberghaus trat, sah ich die Karte im Lichte der Blitze liegen. — Ich nahm sie an mich, um mich zu orientieren."

Da schrie er ihr entgegen: „Leugnen Sie auch jetzt noch, daß Sie eine deutsche Spionin sind? leugnen Sie auch noch angesichts solcher Beweise?"

Er hielt ihr die Karte entgegen.

„Ich bin keine Spionin" erwiderte Hertha Immensee fest und bestimmt.

Der Major durchsuchte das Oberkleid. Da griff er einen harten, länglichen, spitzen Gegenstand. Wenige Sekunden später entnahm er einen Dolch einer gut geborgenen Tasche.

Er zog den Dolch aus dem Lederfutteral, besah ihn, besah ihn genauer, trat an das offene Fenster, beschaute nochmals die Stelle, an der Griff und Dolchmesser aneinandergefügt waren, trat dann mit dröhnenden Schritten vor Hertha Immensee hin und schrie sie vor Wut bebend an, daß ihr der Speichel ins Antlitz spritzte.

„Hier, an dieser Stelle — er wies auf die Stelle, an der Griff und Messer aneinandergefügt waren — hier klebt Blut an dem Dolche! — und dieses Blut ist — französisches Blut — Franzosenblut! — Leugne es, Kanaille! — wage es zu leugnen, deutsche Hündin — und ich stoße dir den Dolch durch deine Brust bis ans Rückgrat und wasche dieses Franzosenblut mit deinem Blut weg, deutsche Kanaille!"

Seine Stimme hatte jenen keuchenden Grad höchster Erregung erreicht, — daß sie pfiff.

Seine Hände krampften sich zusammen, seine Arme hoben sich drohend, sein ganzer Körper straffte sich, als müßte er „die Deutsche" mit einem Schlage zu Boden schmettern.

In seinem Gesichte staute sich das Blut, als müßte es aus Wange und Stirne spritzen.

„Rede!" keuchte seine Stimme wieder. Rede, deutsche Kanaille!"

Sein hochgehobener Arm hielt kraftgespannt den Dolch zum Stoße bereit.

Da sagte Hertha Immensee:

„Ich habe mich gewehrt, als man meine Mädchenehre antasten wollte!"

Der hochgehobene Arm des Majors sank ab.

„Entkleide dich weiter!" befahl er zähneknirschend.

Nochmals zögerte Hertha, den Befehl des Majors zur Ausführung zu bringen.

Ihre Blicke wandten sich hilfesuchend dem Oberleutnant zu. Die abwehrende Geste aber, die sie an ihm erschaute, sagte ihr zwar, daß er als Mann von Bildung und Gesittung die Handlungsweise des Majors mißbillige; aber Hilfe zu geben, lag nicht in seiner Macht.

Der Major der ihr Zögern merkte, schrie ihr nochmals wutbebend zu:

„Weiter! weiter!"

Er untersuchte die Kleidungsstücke, ob nicht belastende Dinge in ihnen versteckt oder eingenäht seien und schleuderte die Dinge wieder vor Hertha Immensees Füße hin. So stand Hertha Immensee fast bis aufs Hemd entkleidet vor den beiden Männern. —

„Weiter!" schrie der Major! — „Auch das Hemd ab! Denn Euch Deutschen ist die Spitzbüberei an die Haut gewachsen!"

Da wandte sich Hertha Immensee mit vor Scham glühendem Antlitz an den Major und sagte mit Aufwand aller Kraft und Energie:

„Monsieur, ich wende mich an Sie als den Vertreter einer gebildeten und gesitteten Nation: Erlassen Sie mir, was für ein sittsames Mädchen eine entehrende Beschämung in sich schließt. Sie können freien Auges ersehen, daß in meinem Hemde nichts verborgen ist, was mir als gefangene Deutsche zur Last gelegt werden könnte."

Der Major, ein Mann, der keinen Widerspruch ertragen konnte, der jedes Entgegnen als Beleidigung auffaßte, ein Mann, der unbedingtes Gehorchen gewöhnt war, ein ungebildeter Rohling, dem ein grenzenloser Jähzorn ein ruhiges Denken und anständiges Fühlen unmöglich machte, — geriet über dieses im Tone flehender Bitte vorgetragene Ansinnen in einen Zustand der Raserei. Wie ein wütender Hund sprang er auf die deutsche Rote-Kreuz-Schwester zu und fiel sie an, als wollte er sie erdrosseln — und im nächsten Augenblick hatte er ihr das Hemd vom Leibe gerissen.

Auf der Brust des Mädchens schwankte eine goldene Kapsel an einem goldenem Kettchen.

In seiner Berserkerwut riß er das Kettchen entzwei, öffnete die Kapsel und sah dort eingebettet das Bildnis eines deutschen Infanterie-Soldaten — es war Erwin Heerwagens letzte Aufnahme vor dem Auszug in den Krieg, — beschaute die Rückseite der Kapsel und versuchte die eingepreßten Worte zu entziffern. Er hielt die Rückseite der Kapsel dem Oberleutnant hin und sagte: „Was steht hier? Sie können doch etwas Deutsch!"

Der Oberleutnant las von der Rückseite der Kapsel ab:

„Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt."

„So, so: Deutschland, Deutschland über alles" sprach der Major mit vielsagender Stimme nach, als ob er eine schwerwiegende Entdeckung gemacht hätte.

„Das ist ja das Kriegsgeschrei der Deutschen, die Schwurformel, die alle Deutschen bindet. Ein deutliches Programm für eine deutsche Spionin. Ich habe es gewußt und die Tat gibt mir Recht: Den

Deutschen ist die Lumperei auf die Haut geschrieben!" wandte er sich wieder gegen den Oberleutnant, als wollte er seine, einen gebildeten Mann beschämende Handlung damit rechtfertigen.

„Jedenfalls hat auch sie auf dieses Programm geschworen!"

Hertha hatte im nächsten Augenblicke nach ihrer gewaltsamen Enthüllung das ihr abgerissene Hemd wieder hoch gehoben und schützend über ihre Nacktheit gebreitet.

Der Major warf die Kapsel mit dem goldenen Kettchen vor die Füße Hertha Immensees und sagte zum Oberleutnant sich wendend: „Die Spionin wird in das amtliche Arrestlokal gesetzt!" —

Dann ging er, gefolgt vom Oberleutnant — dröhnenden Schrittes ab und schlug die Türe hinter sich krachend ins Schloß.

Im Vorplatze der mairie angelangt, rief der Major mit schallender Stimme: „Wo ist der maire?"

Da entließ Madame Repons den Gatten aus ihren schützenden Fittichen und antwortete:

„Monsieur, hier ist der maire."

Der maire atmete auf.

„Sie haben doch ein Arrestlokal?" herrschte ihn der Major an.

„Zu Befehl!"

Die Stimme des maire klang ängstlich; — er kannte das Arrestlokal nur zu gut!

„Ist der Raum vergittert?"

„Stark vergittert — mit eingelassenen Stangen."

„Die Tür ist absperrbar?"

„Ja, sie ist absperrbar."

„Die Spionin wird noch in meiner Gegenwart in das Lokal gebracht!"

Hertha Immensee hatte sich inzwischen notdürftig bekleidet und folgte dem maire in den Arrestraum. Der Major sperrte selbst ab, gab dem maire den Schlüssel und fügte bei:

„Wenn die deutsche Spionin entweicht, — Sie haften mir mit Ihrem Leben dafür, maire!"

„Soll ich vielleicht ein Protokoll . . ." wandte sich mit zitternder Stimme der maire nochmals an den abgehenden Major.

„Ach was, Protokoll! Unsinn! Wir haben Krieg — Mann! Da schreibt man nicht mit Feder und Tinte, sondern mit Säbel, Kugeln und Blut."

Und dann fügte er bei:

„Sie haben eine Kirchhofsmauer?"

„Ja."

„Gut! — In längstens zwei Stunden ist das Bataillon hier."

Er wandte sich an den Oberleutnant:

„Die deutsche Spionin wird an der Kirchhofmauer erschossen!"

„Erschossen?" Das kam selbst dem Oberleutnant unerwartet, obwohl er die brutale Art seines Kommandeurs, eines ungebildeten Emporkömmlings zur genüge kannte.

„Erschossen!" wiederholte der Major nochmals mit einer Schärfe, die jeder weitere Einwurf noch schlimmer gemacht hätte.

„Zu Befehl!"

„Sie haben den Auftrag auszuführen!"

„Zu Befehl!"

Man sah es dem Oberleutnant an, daß er gerne ein Fürwort für die Deutsche gesprochen hätte.

Er fügte nur halblaut und zaghaft bei: „Schade um dieses schöne Mädchen."

Der Major schien das nicht gehört zu haben, er fuhr fort:

„Sechs Mann genügen."

„Sechs Mann! Jawohl!"

„Meinetwegen kann man der deutschen Kanaille die Augen verbinden!"

„Ja."

„Die Hände werden ihr aber auf den Rücken gebunden!"

„Zu Befehl!"

„Die Sache muß möglichst unauffällig abgemacht werden!"

„Ja."

„Die Erschossene wird sofort an Ort und Stelle eingescharrt!

„Ja."

„Sie haben mir dann umgehend Meldung zu machen!"

„Zu Befehl!"

Der Major sah nach dem Oberleutnant und sah in dem Antlitz des jungen Mannes das Mitleid stehen. Eine jähe Blutwelle schoß dem Major vom Kinn bis über die Stirne. Aber diesesmal beherrschte er sich in etwas. Er sagte:

„Mein Grundsatz ist: Einen jeden Deutschen, dessen man habhaft werden kann, zu beseitigen, damit diese Brut weniger wird. Das soll der Grundsatz eines jeden Franzosen sein, der in diesem Kriege mitkämpft! — Merken Sie sich das — Oberleutnant!"

Dem maire, der das alles mit angehört hatte, war das Herz bis in den Hals heraufgestiegen. Er rang nach Atem und zitterte von oben bis unten.

„Soll die Deutsche vorher verständigt werden?" frug der Oberleutnant.

„Nein! Das Gewinsel kann man sich ersparen. Und wir führen hier keine Gerichtsverhandlung."

„Zu Befehl!" —

14.

Die Frau des maire hatte alles erlauscht und war von dem Furchtbaren, das sie soeben gehört hatte, tief ergriffen.

Sie fühlte ein aufrichtiges Mitleid mit der jungen „Deutschen," in der sie ein sittsames, ehrbares Mädchen erkannt hatte.

Obwohl sie als gute Französin fühlte und dachte, mußte sie sich doch sagen: Was hat das deutsche Mädchen verschuldet, um mit dem Tode bestraft werden zu können? Sie hatte die ganze Verhandlung mit angehört und mußte bekennen: Das Verhör hat nichts an den Tag gebracht, was zu einem solchen grausamen Urteil Berechtigung gegeben hätte. Sie hat einen französischen Schwerverwundeten verbunden, sie hat einen Leichenräuber verjagt, sie hat ihre jungfräuliche Ehre verteidigt — ihre Weibesehre, — das verdient Hochachtung, aber nicht den Tod!

Was kann ich tun, um der Ärmsten zu helfen?

Ihr Mann hatte den Schlüssel zum Arrestlokale.

Die Deutsche fliehen lassen?

Das kostete ihres Mannes und ihr eigenes Leben.

Sie sah sich ohnmächtig.

Da dachte sie an den Pfarrer — monsieur Dubois. Er war ein Mann mit reicher Lebenserfahrung und immer hilfsbereitem Herzen.

Sie lief durch die hintere Tür des Hauses, über den Hof in das nachbarlich gelegene Pfarrhaus. Pfarrer

Dubois stand in seiner Wohnstube. Auf dem Tisch vor ihm lag ein großes, dunkelgrün gerahmtes Bild — mit zersplittertem Glas.

Mit hastenden Worten und fliegendem Atem erzählte sie dem Pfarrer alles, alles — alles.

„Da ist guter Rat nicht zu schaffen, meine liebe Madame Repons. Der Major ist ein Tartar; solche Menschen haben keine Brudergefühle, die man anrufen könnte und keinen Verstand, der diesem Gefühle Kraft gäbe. Er kam vor einer Stunde in das Pfarrhaus, beschlagnahmte alle Räume und Betten, auch mein Schlafzimmer und mein Bett für den Stab."

„Es schadet mir nicht, wenn ich eine Nacht in der Scheune auf Stroh schlafe."

„Gut! Er hat Recht! — Aber er hat Unrecht, daß er aus meiner guten Stube, die er für sich belegte, dieses Bild aus dem Fenster auf den Misthaufen im Hofe warf. Dort fand ich es mit zersplittertem Glas und trug es wieder hierher.

Das Bild, Sie kennen ja das Bild aus meiner guten Stube, stellt Jesus Christus dar — als Helfer der Mühseligen und Beladenen, denen er Berater, Freund und Bruder sein will und — ist. Das Bild ist mir nicht nur in seiner Idee wertvoll, sondern es ist auch als Zeichnung eine Meisterleistung. Ich verlange nicht von dem Major, daß er meines Glaubens sein soll; wie ich nie und nimmer Anhänger seines Glaubens sein werde, der die rohe Gewalt als oberste Gottheit anerkennt!

Hat er ein Recht, Zeichen meines Glaubens aus meiner Stube auf den Misthaufen zu werfen, wo ich seinen Rechten brutaler Gewalt nicht mit einem Worte widersprochen habe?!

Ich werde bis zum letzten Atemzuge ein treuer, nie wankender Diener des Glaubens sein, des Glaubens, den ich für den selbstlosesten, edelsten erkenne, des Glaubens der besagt: Liebet einander und tuet Gutes! —

Was beschmutzt der Tartar von einem Major meinen Glauben, wo ich seinen nicht mit einem Finger berührt habe?

Aus solchen Menschen kann man kein Mitleid ergraben.

Aber ich werde die Gefangene besuchen, trösten, stärken und ihr beistehen in der Stunde des Todes."

„Aber es muß geheim geschehen! Kein Mensch weiß, daß ich Sie eingeweiht habe, monsieur Dubois. Man würde es verhindern, daß Sie „die Deutsche" besuchen. — Auch die Gefangene weiß nichts davon und weiß auch nichts davon, daß ihr der Tod auf eine Stunde Zeit schon nahe steht."

„Gut!"

Der Pfarrer folgte ihr durch den Hof und die Hintertüre in die mairie.

Der Major, der Oberleutnant und der Maire waren weiter vom Hause weggeschritten. Eben kam ein Offizier angesprengt, sprang vom Pferde und sprach hastenden Mundes zum Major.

Madame Repons konnte ohne Gefahr die Türe zur Gefängniszelle öffnen.

Der Pfarrer trat ein.

Hertha Immensee sah mit unverhohlenem Staunen nach dem Pfarrer.

„Was soll dir der Besuch eines Geistlichen?" fragte sie sich.

Eine furchtbare Ahnung regte sich in ihr.

Aber sie glaubte ihr nicht!

Pfarrer Dubois grüßte sie und sagte mit dem Tone ehrlichen Mitleides und tröstender Kraft:

„Mademoiselle, Sie sind erstaunt über meinen Besuch. — Sie sind als deutsche Spionin verhaftet?"

„Ich bin wohl eine Deutsche, aber ich habe keine Spionierzwecke verfolgt. Wenn ich nun auch Gefangene bin, nichts berechtigt einen französischen Offizier — mich so zu behandeln, wie ich eben behandelt wurde. Eine Behandlung, die jeder Scham bar ist, — die in einem französischen Offizier einen Träger, nicht einen Entehrer finden soll."

Sie erzählte dem Pfarrer den ganzen Leidensweg, den sie seit ihrer erstmaligen Gefangennahme durchduldet hatte.

„Mademoiselle," erwiderte monsieur Dubois:

„Es ist Krieg! — Alle Gesetze und Rechte der Gerechtigkeit, der Ehrbarkeit und Sittlichkeit sind außer Kraft gesetzt; nur ein Recht herrscht — das Unrecht brutalster Gewalt. Und Sie befinden sich in den Krallen dieses Unrechts . . ., das nur Haß kennt, jenes Unrechts, das in der Massenvernichtung von Menschen seine Blutorgien feiert, jenes Unrechts . . ., das keine Menschenliebe kennt.

Mich aber hat die Menschenliebe hierher getrieben, um Ihnen beizustehen, wenn es denn Wirklichkeit werden sollte, was die brutale Macht des Majors befohlen hat!"

Hertha Immensees Gestalt straffte sich:

„Wenn es Wirklichkeit werden sollte, was die brutale Macht des Majors befohlen hat . . .?"

Diese Worte des Pfarres ließen die toddüstere Ahnung, die sich beim Eintritt des Pfarrers in ihr regte,

anschwellen wie eine Sturmflut — Fühlen und Denken überwellend. Als lägen eiserne Hände um ihre Kehle, so starrte sie ihn wortlos an.

Endlich kam wieder Wollen und Denken und Fühlen in sie.

„Was hat der Major anbefohlen? Was soll mit mir geschehen? Monsieur Dubois Sie wissen es! Reden Sie! Reden Sie!“

Sie hatte mit ihren beiden Händen des Pfarrers Hände umklammert, als wollte sie ihn nicht eher lassen, als bis er ihr die Wahrheit gesagt habe.

„Eine furchtbare Wahrheit?“

Sie sah in den Augen des Pfarrers herbstes Leid stehen und schauderte zusammen.

„Schwester — ich bin gekommen, um Ihnen beizustehen in schwerster Stunde, in jener Stunde, in der alle Schranken, die menschliche Kultur zwischen den Menschen, Völkern und Konfessionen errichtet hat, fallen — wie eine Last fallen — vor ihrer Majestät der Menschlichkeit. Ich bin gekommen, um Ihnen Stärker und Tröster zu sein in der Stunde . . .“

Ein leiser Schrei löste sich aus Hertha Immensees Brust, der dem Pfarrer das furchtbare Wort, das er noch sprechen wollte, im Munde niederhielt. Sie war vom Pfarrer hinweggetreten, und hatte die Arme hochgestreckt, um sich Luft zu schaffen.

Und so hörte sie den Pfarrer das Wort aussprechen, das ihr weher Schrei für einige Herzschläge lang in seinem Munde zurückgedämmt hatte.

„In der Stunde des Todes.“

Dann ließ sie die hochgehobenen Arme niedersinken und preßte die Hände auf ihr Antlitz, als wollte sie unbeirrt das grenzenlose Leid ihrer Seele schauen.

In dieser Stellung verharrte sie einige Minuten — bewegungslos — und rang Schmerz und Ohnmacht in sich nieder.

Mählich kehrte ihr Kraft und Wille wieder.

Die Hände noch immer vor ihr Antlitz gepreßt, als könnte sie das Licht nicht ertragen, das das Leben bedeutete, wo sie so nahe vor der ewigen Nacht stand — und noch im Banne ihrer blutenden Seele fragte sie den Pfarrer; — ihre Worte tasteten sich zitternd zu ihm:

„Wann soll es geschehen?"

„Vielleicht in einer Stunde, in dieser Stunde schon."

Da erbebte ihre Gestalt vom Fuße bis zum Scheitel.

Ihre Finger preßten sich mit Gewalt an Stirne, Aug' und Wangen. Man hörte ihre Zähne knirschend aufeinanderbeißen, um dem Schmerz den Weg zu wehren, der gellend durch die Lippen brechen wollte, die leise sich bewegten, als sprächen sie die Worte immer wieder von Herz zu Hirn, von Hirn zu Herz:

„In dieser Stunde schon!"

Dann riß sie plötzlich die Hände vom Antlitz hinweg, preßte sie an ihre wogende Brust und geschlossenen Auges sagte sie:

„Er will mich erschießen lassen? — Er läßt in mir die deutsche Spionin erschießen, die deutsche Spionin, die ich nicht bin! — Er weiß es so gut wie ich, daß ich keine Spionin bin! — Aber sein Deutschenhaß lechzt nach Blut — nach deutschem Blut! Er will warmes deutsches Herzblut dampfen sehen — das Raubtier!" —

Sie riß ihre Augen weit auf — und schaute an dem blassen Antlitz des Priestergreises die Antwort geschrieben:

„Er will dich erschießen lassen!" —

„Du wirst erschossen!"

„Niemand kann mir Hilfe bringen! Es ist unabänderlich?" sagte sie vor sich hin. „Es ist unabänderlich!"

„Es ist unabänderlich!" sagte der Pfarrer leise nach.

Da schauerte sie zusammen.

Sie sank auf den alten schmierigen Stuhl, der in der Zelle stand, — stützte ihr Haupt in die Hände und verhüllte die Tränen, die aus leidwunder Seele rieselten.

Der Pfarrer war zu ihr getreten, legte die Hand auf ihr Haupt und sprach mit tröstender Kraft:

„Mademoiselle! — Eine Stunde ist eine kurze Spanne Zeit — und soll es sein, — soll es sein! — es wird in dieser Zeit, wo Bäche Menschenblutes dem Rassenhaß geopfert werden, — von vielen, o wie vielen! — der größte Schmerz mit höchstem Mut ertragen! Es gibt ein Heldentum, das nicht den Lärm der Zeit durchschreit und nicht emporragt aus des Hasses und der Liebe Brandung, wie ein Fels — allen erschaubar — und ruhmumjauchzt, es gibt ein Heldentum, das still verblutend doch das Höchste gibt — was Menschenwollen geben kann — im Dienst des Vaterlandes und der Menschheit Diensten — und dann so edel in seinem Werte ist, wie das Edelste, weil es das Höchste gibt — das Leben!" —

Nun denken Sie an die, die fern von Ihnen in der Heimat sorgend Ihrer denken, Mademoiselle sprach er nach einer Pause weiter.

Es wird ein Gruß von Ihnen, ein letzter Gruß — ein Heiligtum für alle bleiben! Und zeigen Sie sich ihnen stark! Ihre Stärke wird ihnen Stärke geben! Und seien Sie beseelt von heiligem Mut! Ihr Mut wird jenen Mut verleihen!

Und halten Sie den Glauben hoch, hoch bis zum letzten Atemzug, den ewigen Gottesglauben, den Glauben an den Wert des Guten.

Ihr Glaube wird dann auch jenen höchster Glaube sein!"

Der Pfarrer überreichte Hertha Immensee Papier und Stift.

„Muß es denn sein? Muß es denn sein? Und ist kein Ausweg mehr? — So will ich tun, was Sie mich heißen!" antwortete sie mit leiser, bebender Stimme. Dann faßte sie Mut!

An dem kleinen, wackeligen, schmierigen Tisch, der im Raume stand, schrieb sie mit hastender Hand in nur wesentlichen Worten die Geschichte ihres Leidens, ihren Kreuzesweg, der nun am Golgatha angelangt war.

„Und soll es sein, daß es der letzte Gruß ist, den ich Euch sende — der letzte, — so weinet nicht um mich und glaubet nicht, daß ich zerknirscht und wimmernd stehe — die Hand des Todes schon in meiner Hand zum Schritt in ewige Nacht! Was mir geschieht, das müssen Tausend, Tausend andere erleiden, Bausteine dem neuen, großen deutschen Vaterland.

Und grüßt es mir, grüßt deutsche Auen mir und deutsche Waldespracht, grüßt deutscher Berge Firnenschein und deutscher Täler Flüsseplauschen, grüßt deutsche Ehrlichkeit und deutschen Wahrheitssinn und deutsche Schaffenskraft und deutsche Sitte mir! —

Nun bin ich stark!

Und wenn die Kugel schlägt und bohrend wühlt durch meines Herzens Wände:

Ich glaube an dich, geliebtes deutsches Vaterland, ich glaube an die Rechte deiner Kraft und glaube an deiner Kräfte heilig Walten!

Ich glaube an deinen Sieg in diesem blutigsten der Kriege, den Englands Händlerneid entfacht.

Das ist der Glaube, mit dem ich sterbe!

Mein letzter Wille das!" — — —

Darunter schrieb sie noch:

„Sagt es der deutschen Jugend, daß es ihr Erbe sei!"

Sie steckte das Geschriebene in eine Briefhülse, klebte sie zu, schrieb die Adresse auf und gab den Brief dem Pfarrer hin, aber im letzten Augenblicke nahm sie den Brief wieder an sich, preßte ihn an Herz und Wangen und küßte ihn mit brennenden, heißen Lippen, küßte ihn, ihn, der die Heimat schauen wird, der die Treue schauen wird an jenen, die ihr die liebsten Menschen im Leben waren.

Dann riß sie sich los von ihm.

Der Pfarrer ging.

Hinter ihm fiel der Riegel wieder ins Schloß.

Hertha trat an das vergitterte Fenster, das offen stand und hielt ihr Antlitz in den Morgensonnenschein, der weich und lind wie eine liebe Hand ihre Stirn, ihre Augen, ihre Wangen streichelte.

„Wie habe ich dich geliebt, du klarer, reiner, warmer Sonnenschein! Wie oft sahst du mir ins Herz hinein und ließest in diesem Garten mein — es auenreich erblühen!

Bald wirst du über meinem Grabe sein! Streife dann mit deinen goldenen Flügeln die Erde, daß sie erklingt bis tief hinein!

Und Himmelblau — du schöne Schau — auch dir muß ich entsagen! Doch eine Bitte sag ich noch:

Wenn nächstens aus der Sterne Reich ein lichter Tropfen fällt zur Erde, vergiß mich nicht, daß ich allein im schwarzen Erdenschrein, mich sehne nach

dem fernen Tag, wo ich dem Lichte wieder dienen mag — ein neues Leben dann beginnend!" —

Ein Acker, dicht mit üppigem Blau-Kohl besetzt — dehnte sich vor dem Fenster. Ein süßlich-herber, faulender Geruch drang herein.

Scharen von weißen Schmetterlingen flatterten hoch in den Sonnenschein, streiften sich mit den Flügeln, drängten die kleinen schwachen Körper aneinander und kosten und liebten sich. Die Liebe durchging den blauen, blauen Sommertag! —

Die Liebe! . . .

Da sah sie auf einmal die Heimat wieder vor sich — Aschaffenburgs, der schönen Mainstadt Straßen und Gassen, Winkel und Wege und allüberallher langte die Jugend nach ihr — vergangene Zeit.

Domdüster wölbten sich des Spessarts duftende Buchenhalden — und mitten drin in grünendem Dämmer stand in sonnenheller Rotunde einer Birke leuchtendes Bild, schön, voll traulicher Reine, wie eine keusche Braut — und sprach mit tausend kleinen, lichten, spitzen, duftenden Blättern sprach sie zu Hertha Immensee — von Stunden seligster Zeit — von Liebe.

Da neigte sie ihr Haupt, hüllte es in ihre Hände — und weinte bitterlich. — — — — — — — —

Es muß der Schmerz die Wege g'a'hn, daß er den Frieden finden kann.

15.

Während der Pfarrer bei Hertha Immensee weilte, hatte sich in der Männergruppe vor dem Hause des maire wichtiges zugetragen.

Der neuangekommene Offizier war jener französische

Oberarzt, den Hertha Immensee angerufen hatte, damit dem schwerverwundeten Hauptmann Boussoing im Weinberghause sofortige Hilfe gebracht wurde.

„Sie kommen mir gerade zur rechten Zeit, Doktor," schrie ihn der Major an.

„Sie haben sämtliche verfügbaren Räume des Dorfes belegt, um Verwundete zu lagern! Das geht nicht! geht absolut nicht! Doktor! — Ich brauche alles, was an Raum verfügbar ist für mein Bataillon, das nach zehnstündigem Marsche ordentliche Quartiere nötig hat, um so mehr, nachdem es vielleicht morgen schon an die Front geht!"

„Ich weiß," erwiderte der Oberarzt, „ich habe durch die Leute davon erfahren, und monsieur Repons hat mirs ja telefoniert. Ich habe deshalb angeordnet, daß alle Verwundeten, vor allem alle Schwerverwundeten hinter die Maas nach St. Nicolas le Porte gebracht werden und von da möglich rasch in die Lazarettzüge, die in Pont St. Vincent stationieren. Die hiesige Gegend ist ohnehin dem Kampfgebiete zu nahe und unsicher; man weiß nicht, was sich schon in nächster Zeit ereignen kann. Ich kann die Verwundeten nur langsam abtransportieren, da es an den nötigen und nötigsten Vorkehrungen fehlt, um sie an die Lazarettzüge und in diesen an die endgiltigen Verpflegstätten zu bringen!" Der Major war beruhigt.

„Anschließend möchte ich mir noch eine Frage erlauben," sprach der Oberarzt weiter.

„Es wurde hier „eine Deutsche" — eine Rote-Kreuz-Schwester — als Gefangene eingeliefert, unter dem Verdachte der Spionage."

„Der Fall ist bereits erledigt!" wandte der Major ein.

„Erledigt?"

„Die Deutsche wird erschossen!"

„Erschossen?“

„In 1—$1\frac{1}{2}$ Stunden wird das Bataillon hier sein; dann wird die Füsilierung sofort vollzogen.“

„Haben sich so schwerwiegende Beweise ergeben, die sie als Spionin belasten?“

„Sie hatte einen französischen Armeerevolver bei sich; eine Kugel war abgeschossen.“

„Diese Kugel galt einem Leichenschänder, der einen getöteten französischen Offizier den Ringfinger abgeschnitten hat und ihn weiter berauben wollte,“ wandte der Oberarzt eifrig ein.

„Woher wissen Sie das?“ frug der Major erstaunt.

„Das werde ich hernach gleich enthüllen.“

„Ich ließ „die Deutsche“ entkleiden; es fand sich — sorglich geborgen — ein Dolch bei ihr vor; der Dolch wies noch Blutspuren auf; das Blut, das an ihm haftete, ist französisches Blut — ohne Zweifel Franzosenblut.“

„Sie hat ihre bedrohte Mädchenehre verteidigt.“

„Und so einen Humbug glauben Sie?“

„Ich bin von der Wahrheit dieser Angabe überzeugt!“ erwiderte der Oberarzt.

„Sie sind von der Wahrheit dieser Angaben überzeugt? Was gibt denn Zeugnis für sie? Was wissen Sie?“

„Ich weiß von diesen Vorkommnissen, weil mir der schwerverwundete Hauptmann Boussoing, den wir eben vom Weinberghause abtransportierten nach St. Nicolas le Porte — davon erzählte. Er hat mit angesehen, wie die deutsche Rote-Kreuz-Schwester den Leichenschänder durch einen Schuß verjagte. Hauptmann Boussoing wußte aus dem Munde der Deutschen, daß sie sich verirrt in Ausübung ihres Dienstes, und daß sie bei einem Überfall, den ein Franzose auf

sie wagte, um sie zu schänden, sich mit dem Dolche, der damals ihre einzige Waffe war, verteidigte.

Die Deutsche hat den Hauptmann Boussoing, der schwer verwundet bereits zwei Tage im Weinberghause lag, aufgefunden und ihm sofort die menschenmöglichste Hilfe angedeihen lassen, indem sie ihn durch Trank und Speise stärkte und an seinen Wunden Verbände anlegte, die eine wesentliche Linderung und vielleicht die Rettung des Hauptmanns bewirkten; denn er war am Ende seiner Kraft angelangt.

Hätte die Deutsche die Zeit, die sie zur Pflege des Hauptmanns Boussoing verwendete, zu ihrer Flucht benutzt, wie sie geplant hatte, dann wäre sie sicher hier nicht, vielleicht überhaupt nicht in Gefangenschaft geraten.

Ihre Gefangennahme war also nur eine bittere Folge ihrer menschenfreundlichen Handlung.

Hauptmann Boussoing hat der Deutschen eine Karte ausgehändigt, seine Namenskarte und in Dankbarkeit für den ihm — einem Franzosen — erwiesenen Dienst gebeten . . ."

„Ja, ja — die Karte hat sie sogleich in gewandter Weise ausgespielt," warf der Major ein.

„Sie ist also doch kein Schwindel," fügte der Oberleutnannt bei.

„Hauptmann Boussoing, der hilflos die Gefangennahme der deutschen Schwester mit anhören mußte" — sprach der Oberarzt weiter — „bat mich, hierherzueilen, um seiner Retterin Beistand zu leisten."

„Einen Beistand, den ich ganz entschieden von mir weise!" antwortete der Major hastig. „Gefühlsduseleien sind für mich Wind! Ich werde nach wie vor meinen Grundsatz vertatsächlichen: Was mir von Deutschen, gleich welchen Geschlechtes, welcher Art und welchen Ranges — in die Hände gerät — wird ausgejätet.

Unkraut muß man ausjäten. Und wo ich auf deutsches Gewürm stoße, zertrete ich es! — Dabei bleibt es!"

Der Major war purpurrot geworden im Gesicht vor Zorn.

Der Oberarzt erkannte kluger Weise, daß durch Gründe gesitteter Bildung diesem Mann nicht beizukommen war. Den festen Willen in sich, brutale Roheit nicht Alleinherrscher sein zu lassen, änderte er seine Taktik. Er sprach:

„Ich habe nur eine Freundespflicht erfüllt, wenn ich Namens des Hauptmanns Boussoing schützende Worte für die deutsche Rote-Kreuz-Schwester vorbrachte. Boussoing ist mir seit der Schulzeit etwas befreundet. Wir verbrachten beide Jahre mitsammen in Poitier. Er hat sich bereits in den Kämpfen für das Vaterland in hervorragender Weise ausgezeichnet. Sein Name hallt als der Name eines Helden durch die französischen Lande. Sein Wort hat also einen Klang von Wert. — Der Hand der deutschen Roten-Kreuz-Schwester verdankt er seine Rettung. Gutes gegen Gutes — so wollte er der deutschen Schwester zeigen, wie ein Franzose zu danken weiß. —

Aber das ist nun erledigt.

Es war auch nicht der einzige Grund, der mich veranlaßt, hierher zu eilen.

Was mich eben so dringend veranlaßte, der Spur der deutschen Roten-Kreuz-Schwester nachzugehen, liegt in dem Umstande, daß ich Arzt bin, Feldarzt, Herr Major."

Der Major sah ihn verwundert an. Das Ziel der Worte, die der Oberarzt eben gesprochen — lag ihm dunkel.

Nun wurde die Stimme des Oberarztes energischer und von dem Gefühl zuversichtlicher Kraft getragen,

wie die Stimme eines Anwaltes, der weiß, nun führe ich das entscheidende Schlußwort.

„Als Sanitätsarzt bekenne ich vor Ihnen und werde es vor jeder Behörde und werde es in heftigster Anklage vor ganz Frankreich bekennen:

Es ist eine unglaubliche und in ihren Folgen eine entehrende Gewissenlosigkeit für eine Staatsregierung, einen Krieg von so ungeheuerer Ausdehnung zu führen, ohne auch nur einigermaßen genügende Fürsorge für die getroffen zu haben, für die, die in diesem Kriege für das Vaterland ihr Blut verspritzen. Der französische Dienst der Verwundetenpflege ist nicht nur äußerst oberflächlich und in mancher Hinsicht völlig ungenügend organisiert, er hat auch vielfach in seinem bestehenden Betriebe in wesentlichen Punkten versagt. Es fehlt an Ärzten und Pflegern und Pflegerinnen, es fehlt an Transportmitteln und den gesundheitlichen Vorschriften entsprechenden Verpflegstätten, es fehlt sogar an den nötigen Medikamenten und Verbandzeug.

Soll ich weiter zusehen, wie Dutzende und Dutzende unserer Soldaten im Wundfieber ihren Jammer fortschreien über den Undank des Vaterlandes? Soll ich weiter zusehen, wie Frankreichs Söhne zu Krüppeln werden oder an Typhus, Brand und Starrkrampf dahinsterben, weil genügende Behandlung und fachkundliche Hilfe und Pflege fehlen? Ich werde es dem ganzen Lande, ich werde es ganz Frankreich kund tun: Unser jämmerlich organisierter Sanitätsdienst tötet vielleicht ebensoviel, vielleicht noch mehr Franzosen als französische Soldaten durch die Geschosse der Deutschen getötet werden!

Ist das nicht empörend? — Eine Schmach für unsere verantwortliche Regierung?

Die Pflege der Verwundeten ist ebenso wichtig und

mitentscheidend für den Sieg wie der Kampf gegen den Feind. Wir — die Ärzte — kämpfen gegen einen ebenso mächtigen Gegner wie die Frontarmee, die gegen die deutschen Heere kämpft, wir kämpfen gegen die heergewaltigen Tücken des Todes.

Major, Sie können morgen schon schwerverwundet auf dem Schlachtfelde liegen und tagelang mit fieberndem Leibe liegen bleiben — bis Ihnen der tropfenweise organisierte französische Sanitätsdienst zu Hilfe kommt; und dann kann es Ihnen passieren, daß man Ihnen Notverbände anlegt, die ein Hohn sind auf alle Hygiene, die Ihre Schmerzen eher steigern, anstatt sie zu lindern; dann kann es kommen, daß Sie tagelang in irgend einer Scheune oder auf einem kalten Kirchenflies auf Stroh gebettet liegen müssen und sich in Schmerzen wälzen können und wimmernd nach der helfenden Hand des Arztes schreien, die nicht kommt oder erst sehr spät kommt, weil unsere glorreiche Regierung in Friedenszeiten nichts getan hat, fast nichts, an dem zu schaffen, was ein Hauptwerk, eine Hauptarbeit des Friedens gewesen wäre — Sanitätsverbände, Sanitätspflege und -dienste ins Leben zu rufen und bis zur Reife zu ertüchtigen.

So aber steht mir ein Sanitätshilfspersonal zur Seite, daß zum Teil nicht einmal über die anfänglichsten sanitären Kenntnisse und Fertigkeiten verfügt, eher ein Hemmnis als eine Hilfe bedeutet. — Über zweihundert Leichter- und Schwerverwundete habe ich gegen St. Nicolas le Porte abtransportieren lassen, um sie von dort nach Pont St. Vincent zu schaffen und in Lazarettzügen nach dem Innern des Landes zu verfrachten.

Es empört mir das Herz, wenn ich daran denke, in welch mangelhafter Pflege ich die Verwundeten lassen muß!

Jede sachkundige Hilfe im Sanitätswesen bedeutet mehr als Gold und Edelstein für mich, für unsere Soldaten, für Frankreich.

Nun habe ich mit eigenen Augen geschaut, in welch kunstgerechter Weise die Deutsche Rote-Kreuz-Schwester, die Verbände an den Hauptmann Boussoing angelegt hatte, als wären sie eine Tat ärztlicher Hand. Das verrät eine vortreffliche sachkundige Schulung. — Ich habe unter meinem gesamten Sanitätshilfspersonal nicht einen Menschen, der solche Dienste leisten könnte, wie die Deutsche Rote-Kreuz-Schwester.

Ich beanspruche sie deshalb für mich, Herr Major! Jawohl! In anbetracht all der eben angeführten schwerwiegenden Gründe beanspruche ich die Deutsche Rote-Kreuz-Schwester für französische Sanitätsdienste! Im Namen unserer verwundeten Soldaten, die dringendst sachkundiger Hilfe und Pflege bedürfen, ersuche ich Sie monsieur, von der Ausführung Ihres Urteils abzusehen und mir die Deutsche Schwester zu überlassen.

Das Leben, das durch ihre Dienste — französischen Soldaten erhalten werden kann, steht mir im Werte ungleich höher, als der kleine Schaden, die Sie durch ihre Tötung Deutschland zu fügen können.

„Dazu kommt noch," fügte der Oberleutnant bei, der durch die energische und kluge Art, in der der Oberarzt sein Ziel verfolgte, ebenfalls Mut bekam, dem Major zu widersprechen und für die schöne Deutsche ein Wort einzulegen — „daß die deutsche Schwester fast fließend französisch spricht."

„Hauptmann Boussoing hat mich darauf aufmerksam gemacht" sprach der Oberarzt neuerdings; und dieser Umstand — die französischen Sprachkenntnisse der

Schwester — erhöht nur ihren Wert für die Zwecke für die ich sie unerläßlich benötige!

In diesem Augenblick kam eine Ordonnanz angesprengt und aller Augen wandten sich ihr erwartungsvoll zu.

Die Ordonnanz — ein Unteroffizier sprang vom dampfenden Pferde und schritt mit ihm auf den Major zu, diesem ein Schreiben aushändigend.

Der Major erbrach es und las die wenigen Worte halblaut ab:

„... Das Bataillon hat auf kürzestem Wege ohne Aufenthalt an die Front zu gehen und wird voraussichtlich am späten Nachmittag noch oder längstens am Abend in den Kampf eingreifen müssen ..."

Das Antlitz des Majors war wie zu Stein geworden; dann sagte er zu dem Unteroffizier:

Melden Sie: „Das Bataillon wird rechtzeitig zur Stelle sein!"

Er winkte seinem Diener herbei und befahl ihm die Pferde zu bringen; dann wandte er sich an den Maire und sagte: „Ihre Betten, Ihr Stroh und Ihre Fressalien haben Ruhe vor uns; mögen sich andere daran gütlich tun."

Zum Oberarzt sich wendend sprach er:

„Meinetwegen! Gut, ich überlasse Ihnen die deutsche Kröte, wenn Sie glauben, Gewinn aus ihr hämmern zu können! Ein handfestes Frauenzimmer ist sie ja und kann jedenfalls arbeiten, wenn sie mag! Ich mache aber zur Bedingung: Sie hat als Gefangene strengste Dienste zu tun! Es ist ihr bekannt zu geben, was ihr nahe gestanden hat, mit dem ausdrücklichen Beifügen, daß die geringste Nachlässigkeit oder Neigung zur Flucht die strengste Bestrafung nach sich zieht.

Ein verschlagenes Luder ist und bleibt sie trotz alledem! Da hilft aller Firniß nicht! Ich habe eine gute Witterung.

Das Weitere geht auf Ihre Rechnung, Doktor!"

Der Diener brachte die Pferde; der Major und der Oberleutnant sprengten davon.

16.

Inzwischen hatte der Oberarzt an Seite des Maire die Bürgermeisterei betreten.

Der Maire führte ihn vor die Gefangenenzelle.

Madame Repons stand Posten davor.

Sie hatte mit dem ihr eigenen Geschick und der Schärfe ihres Gehörs die Verhandlungen zwischen den Offizieren belauscht, begrüßte den Doktor als einen wackeren Retter, öffnete ihm die Türe zur Zelle und ließ ihn eintreten.

Als der Oberarzt die Zelle betreten hatte, saß Hertha Immensee noch immer am Fenster. Die Hände vor das tränennasse Antlitz gepreßt, um all die blütenheiteren, farbenfrohen Bilder ihres jungen reichen Lebens immer wieder und wieder und wieder zu schauen. Es fröstelte sie, wenn sie dann plötzlich fühlte, wie sich über diese lenzjunge Pracht ein Schatten neigte näher und näher und weiter und weiter — Licht und Farben löschend und eiskalt — der Schatten des Todes.

„Der Henker kommt! dein Henker!" durchschrie es sie, als sie die Türe ersperren hörte. „Aber sie sollen sehen, daß ich ein deutsches Mädchen bin! „eine Deutsche!" — sie sollen mich nicht verzagt, mutlos sie sollen mich nicht feige sehen! ich darf nicht feige sein, wo tausend und tausende deutscher Brüder mit singendem Munde und kampfstolzen Augen dem Tode

entgegen gehen! Aufrecht will ich stehen und stark will ich sein — und stolz im Tode noch — „eine Deutsche“! —

Von solchen Gedanken beherrscht, wandte sie ihre hohe, schöne Gestalt dem Eingetretenen zu — und erkannte im Düster der langgestreckten Zelle eine Mannesgestalt, die ihr fremd war.

„Mademoiselle, ich komme im Auftrage des Majors, der Sie als der Spionage verdächtigt, inhaftieren ließ und verurteilte,“ sagte der Oberarzt.

Der Oberarzt trat gegen Hertha Immensee vor.

Im besseren Licht erkannte sie den Doktor.

„Der Arzt“ sagte sie — „der Arzt, er muß den Tod feststellen, wenn ich gefallen bin.“

Sie suchte in seinen Zügen zu lesen und las Menschenfreundlichkeit und Güte.

Sie glaubte ihren Ohren nicht, als der Oberarzt sprach:

„Mademoiselle, ich komme um Ihnen mitzuteilen, daß Sie zwar Gefangene sind und bleiben“ —

„Und bleiben?“ wiederholt Hertha Immensee aufatmend.

„das Urteil aber, das der Major über Sie verhängte, ist außer Kraft.“

„Außer Kraft?“ sagen Sie — „außer Kraft?“

„Wem danke ich mein Leben, wem danke ich es, wem schulde ich es?“ sie war gegen den Oberarzt vorgetreten und hatte ihre Hände in seine Arme gepreßt, als wollte sie den Erlöser und Befreier in ihm festhalten.

„Zunächst — Ihnen selbst, mademoiselle!“

„Mir selbst — mir?“

„Ihrer Tat!“

„Meiner Tat.“

„Und Ihrem Können!“

„Meinem Können?“

Ja, Ihrer Tat, die Sie vollbrachten, als Sie Menschenliebe veranlaßte, dem schwerverwundeten Hauptmann Boussoing, meinem Freunde in höchster Not helfend beizustehen — und Ihrem Können, mademoiselle; denn die Verbände, die Sie meinem armen Freunde anlegten, zeigten, daß Sie im Sanitätsdienst reiflich ausgebildet sind und mit nahezu ärztlicher Sachlichkeit Hilfe leisten können.“

„Boussoing? — Hauptmann Boussoing?“ — und er ist gerettet?“

„Ist gerettet, um Ihr Retter sein zu können!“

„Mein Retter!“

„Durch ihn erfuhr ich die Art Ihrer Gefangennahme. Seine Bitten und der Einblick in ihre Fertigkeit in Handhabung sanitärer Dienste veranlaßten mich, hierher zu eilen. — Ich traf den Major und seinen Adjutanten vor der mairie und erfuhr von der Gefahr, in der Sie schwebten.

Der Grund, Sie als Pflegeschwester für französische Sanitätsdienste zu erhalten, war maßgebend für den Major, von der Ausführung seines Urteils abzustehen!“

„So danke ich Ihnen mein Leben, monsieur!“

„Einem Franzosen!“ fügte er ernst bei.

Einige Sekunden standen sich die beiden wortlos gegenüber. — Es gibt Wesensgefühle in uns, die uns besagen so hochehrbar nationales Denken und volkliche Anhänglichkeit ist, — höher als Nation, Volk, Vaterland steht der Mensch in uns mit seinen Rechten, die keine Sprach- und Landesgrenze anerkennen. —

Der Oberarzt sprach: „Mit dem Verlassen dieser Zelle treten Sie in meine Dienste als Vorstand eines Feldlazarettes, mademoiselle.“

„Ich nehme Ihnen Ihr Ehrenwort ab, daß Sie sich als Gefangene betrachten und jeden Gedanken an Flucht von sich weisen. — Das war eine Bedingung zu Ihrer Rettung.“

„Ich gebe mein Ehrenwort als deutsches Mädchen,“ erwiderte Hertha und fügte fragend bei:

„Aber wie kann ich in der Kleidung einer deutschen Roten-Kreuz-Schwester Dienste tun?“

„Sie werden die Kleidung einer französischen Schwester erhalten.“

„Ja“

„So lange Sie in französischer Gefangenschaft verbleiben, muß auch Ihr deutscher Name aufhören zu sein. Sie werden als Schwester „Antoinette Laurains“ Dienste tun.“

„Antoinette Laurains?“

Eine Schwester Antoinette Laurains war als Pflegerin für meine Dienste angemeldet, ist aber wie ich vor ein paar Tagen Nachricht erhielt, durch einen Unglücksfall verstorben. Ihre Papiere liegen noch bei mir. — Sie werden an ihre Stelle treten. Niemand wird in Ihrer Person etwas anderes suchen als die Schwester Antoinette Laurains; — niemand darf davon je erfahren, solange Sie der Krieg zwingt, innerhalb der französischen Grenzen zu bleiben. —

Weder der maire noch seine Frau, noch irgend eine andere Person.

Was hinter der französischen Pflegeschwester Antoinette Laurains in Wahrheit steckt muß strengstes Geheimnis bleiben!

„Strengstes Geheimnis!“

„Sie haben deshalb auch jeden Briefwechsel zu vermeiden, der Ihr Verräter werden könnte!“

„Ja! — Ich danke Ihnen, Doktor, und mein Dank soll darin bestehen, daß ich mit Aufwand aller Kraft gewissenhaftest Dienste tun will!"

„Niemand weiß also um die Sache — außer wir beide — und Capitain Boussoing."

„Capitain Boussoing weiß davon?"

Er ist der Vater des Gedankens, die gefangene „Deutsche" als Pflegeschwester in französische Dienste zu nehmen.

„Hauptmann Boussoing? — Er? Werde ich ihn wiedersehen, um ihm danken und dienen zu können?"

„Sie werden ihn wiedersehen!"

„O wie will ich ihm dankbar sein!"

Ich werde Sie nun von hier fortbringen. Niemand hier am Orte erfährt wohin Sie verbracht werden. Jede Spur der deutschen Roten-Kreuz-Schwester muß verlöschen. Unser Weg führt nach St. Nicolas la Porte; dort ist das Feldlazarett.

Auf dem Wege dahin werden Sie die Kleidung der deutschen Schwester gegen die Kleidung der französischen Pflegeschwester eintauschen."

„Aber?"

„Ich besorge das Nötige, — ebenso das Fuhrwerk, das uns nach St. Nicolas la Porte verbringen wird."

„Sie verbleiben einstweilen hier."

Der Oberarzt ging ab.

17.

Kurze Zeit darauf fuhr eine gedeckte Bauernkutsche aus dem Dorfe — westwärts der Kampfesfront zu.

Der Oberarzt lenkte das Gefährte selbst. So war Hertha Immensee mit ihm allein.

Die Straße führte zu Ende des Dorfes am Friedhof vorüber, der auf einer Anhöhe gelegen war. Die ihn umsäumende Mauer stand in greller Vormittagssonne.

Kreuze und Grabsteine lugten über sie hervor.

Bebautes Land dehnte sich auf einer Seite in ebener Fläche bis an die Mauer und von hier bis zu einem Birkicht. Hertha Immensee neigte sich etwas aus der Kutsche.

Die Gedanken in ihr flüsterten: Das wäre deine Richtstätte gewesen — und zwischen Mauer und Rübenacker dein Grab! So nahe am Tode vorüber!

Es überlief sie eiskalt. —

Der Oberarzt sagte: „Damit Ihr Französisch, das Sie zu handhaben verstehen, nicht zum Verräter wird, können Sie ja angeben: Sie stammen aus dem französisch-deutschen Grenzgebiet. Sie haben einen Teil Ihrer Jugend und später Jahre in Deutschland verlebt — in Stellung, oder was Sie hier weiter erklärend beifügen wollen. Sie sprechen also das Deutsche ebenso geläufig. Niemand wird auf diese Weise Verdacht schöpfen.

Man wird Sie übrigens sehr oft als Dolmetscher beanspruchen; denn die deutsche Sprache ist in Frankreich nur ganz wenig und vereinzelt gepflegt."

„Wo haben Sie Ihre Ausbildung im Sanitätswesen erhalten?"

Ich habe schon vor Jahren, in Zeiten, in denen noch kein Mensch an einen Krieg dachte, Verband und Pflegekurse mitgemacht, sowohl in kleineren deutschen Städten als nach Ausbruch des Krieges noch einige Zeit in Straßburger Lazaretten.

Diese Verband und Pflegekurse sind für die deutschen Frauen und Mädchen wohl in fast allen Städten Deutschlands seit Jahren geübt worden und eine ständige Erscheinung, die den Frauen und Mädchen für ge-

sundheitliche Eigenpflege, als Hilfe in Notfällen und nicht zuletzt als Berater in Haus und Familie dienen.

Daß dabei die deutschen Regierungen sich von dem Gedanken leiten ließen, auf diese Weise einen praktisch ertüchtigten und allüberall geübten Sanitätsdienst zu organisieren, ist ein erfreuliches Zeugnis für ihre Klugheit. — Ich könnte meinem Vaterlande, ich könnte den deutschen Staatsverwaltungen keine lobendere Anerkennung aussprechen als wenn ich sage: Die Fürsorge und Vorsorge für Verwundetenpflege war eine unablässige und vordringlichste Arbeit deutscher Friedenszeit. Der Sinn und die Fertigkeit hierfür wurde allüberallhin bis ins kleinste Städtchen getragen; denn jedes noch so kleine deutsche Städtchen hat seine Sanitätskolonne.

So marschbereit am Tage der Kriegserklärung die Truppen standen, so dienstbereit stand mit einem Schlage der deutsche Sanitätsdienst.

So hat Deutschland in seinem Sanitätsdienst ein zweites Heer mobil gemacht, dem eine fast ebenso wichtige Aufgabe zufällt wie dem Kampfheer, — das Heer der Retter und Helfer, das Heer der Menschenliebe."

„Dann bedauere ich" sagte der Oberarzt, „daß ich meinem Vaterlande, das mir so wert steht wie Ihnen das Ihrige, daß ich der französischen Staatsleitung ein derartiges Lob nicht spenden kann.

Die französische Regierung hat kein solches „Heer der Menschenliebe" wie Sie es nennen, organisiert, sie hat in dieser Hinsicht nicht einmal die nackte Pflicht erfüllt. Ich muß Ihnen das eingestehen, da Sie ja in kürzester Zeit mit eigenen Augen schauen werden, wie mangelhaft die französische Regierung für die gesorgt

hat, die dem Vaterlande den höchsten Dienst leisten — ihr Blut und Leben opfern. Das sage ich als guter Franzose." —

„Andernteils muß ich doch auch der Meinung Ausdruck geben," ergriff der Oberarzt nach einer Pause wiederum das Wort, „nachdem Deutschland seit Jahren mit solcher Gründlichkeit, Umsicht und Allseitigkeit den Pflegedienst organisiert hat, wie Sie eben bekannten, muß man doch annehmen: Deutschland hat sich seit Jahren auf den Krieg vorbereitet und hat ihn gewollt!"

„Nein! Nein!" erwiderte Hertha Immensee mit aller Entschiedenheit, „Deutschland hat den Krieg nicht gewollt! Das kann ich reinen Gewissens sagen: Deutschland wollte keinen Krieg! Bis zur letzten Stunde vor der Kriegserklärung am 2. August hat Deutschland gehofft, den Krieg vermeiden zu können.

Ein Laut ehrlichen Zornes durchgellte ganz Deutschland, als es sich gezwungen sah, den Krieg zu erklären.

Was den Krieg verschuldet hat — ist in erster Linie der Handelsneid Englands, der groß gewordenen deutschen Industrie gegenüber, und dieser Händlerneid allein ist die Ursache dieses Weltkrieges.

Es ist ein Haß gegen England in Deutschland heimisch, ein Haß, wie er in solcher Ehrlichkeit noch nie von einem ganzen Volke gehegt wurde — gegen ein Neidervolk, ein Haß, den die Jugend auf der Gasse schreit, ein Haß, der in der Werkstätte, am Biertisch, in der Schule und Kaserne, sogar am Grünmarkt seine verdammenden Worte spricht: Gott strafe England!

Deutschland sah sich durch die heimliche Neiderhetze Englands von allen Seiten bedroht und hat vorgebaut."

So tauschten die Beiden noch manchen Gedanken aus. Je mehr sie sich in ihre Seele schauen ließen, desto

reiner und reicher erstand in Beiden das Gefühl der Achtung.

Nun freute es ihn, einem so trefflichen Mädchen das Leben gerettet zu haben.

In Hertha Immensee aber stand der Entschluß hoch, alles aufzubieten, um sich die Anerkennung dieses Mannes zu erwerben! —

„Ist die Rückenwunde des Hauptmanns Boussoing tödlich?" frug Hertha Immensee nach einer Pause.

„Sie kann den Tod verursachen — kann, — es läßt sich hier nichts bestimmtes sagen!"

„Und werde ich ihn wiedersehen?"

„Sie werden ihn wiedersehen!"

„Ich will ihn pflegen, soweit Menschenkraft Hilfe und Linderung bieten kann."

„Er wird bereits in St. Nicolas untergebracht sein."

„Glauben Sie an die Möglichkeit seiner Rettung?"

„Wollen wir hoffen!" —

Inzwischen hatte sich das Gefährt einer Hauptstraße genähert.

Man sah in der Ferne ungeheuere Massen Militär sich auf ihr dahin bewegen: Starke Infanteriekörper und große Massen Kavallerie; dazwischen Bagage- und Munitionskolonnen.

Diese ungeheuere Schlange wälzte sich — bald mehr bald weniger sichtbar in einer sich hebenden und senkenden Staubwolke dahin, die sich immer wieder erneuernd Gestalten und Farben und Waffenblitzen überschleierte.

Von einer nahen Höhe herab kam ein schier endlos scheinender Zug von Heuwagen, Bruckwagen und Kutschen mit Verwundeten beladen, — alles St. Nicolas la Porte zueilend.

Der Oberarzt hielt den Gaul an, stieg aus und sagte zu Hertha: „Ich will über den Wiesenweg zum Verwundetentransport hinüber. Können Sie mit dem Pferde sich helfen?" —

„Ja."

„Gut, kurz vor St. Nicolas mündet der Höhenweg da drüben in die Hauptstraße; dort erwarte ich Sie. Es sind nur wenige Minuten. Sie können die Zeit benützen, um sich in die französische Pflegeschwester umzukostümieren. In diesem Paketchen sind die Kleidungsstücke. — Ihre jetzigen verbergen Sie!"

Er eilte raschen Schrittes über den Wiesenweg gegen den Verwundetentransport zu. —

Hertha Immensee nahm die Umkleidung vor.

Ein kleiner Spiegel, der in der Kutsche angebracht war, leistete ihr dabei gute Dienste.

Die Teile ihres bisherigen Schwesterkostümes, die sie ausgewechselt hatte, verpackte sie in ein Paket.

Losgetrennt von der Person, konnte niemand ihren Zweck erkennen.

Nun ließ sie das Dach der Kutsche nieder.

Als Schwester Antoinette Laurains lenkte sie ihr Gefährt langsam in die Heerstraße ein und fuhr mitten unter französischen Trainkolonnen St. Nicolas zu.

Mancher Gruß und manches Scherzwort aus Soldatenmund wurde ihr zugerufen.

Ein immer deutlicher werdendes fast ununterbrochenes Rollen und Grollen lag in der Luft, ein toddüsterer Ton in diesem lautlosen Jauchzen und Jubeln in Farben und Lichtern, mit dem Erdentag und Himmelsonne sich begrüßten.

Ein französisches Kürassierregiment zog auf einer anderen Straße der Stadt zu. In bunten Uniformen

mit weithin blitzenden metallenen Brustschildern, mit blinkenden Stahlhelmen, an denen Roßhaarfahnen im Winde auf- und niederflatterten, wirkte der Aufzug wie eine Zirkuskawalkade. —

„Die roten Hosen, jeder Helm und Schild ein Kugelfang" dachte sich Hertha Immensee.

„Der Krieg wird eine gewaltige Korrektur vornehmen auf dem Gebiete militärischer Eitelkeit — und wird mehr mit dem Tode rechnen lehren — und manneswürdiger fühlen lernen."

Knapp vor St. Nicolas stieß der Oberarzt wieder zu ihr.

Sie fuhren durch die von Soldaten und neugierigen Einwohnern vollgestopften Straßen nach den Not-Lazaretten.

In langer Reihe stauten sich davor die Wagen mit den Verwundeten.

Das Ausladen ging langsam vor sich.

Nur wenige Betten, Matratzen und Strohsäcke standen zur Verfügung; größtenteils wurden die Verwundeten nur auf Stroh gebettet.

Nun ging es an die Arbeit.

Der Oberarzt stellte sie dem Sanitätspersonal als Schwester Antoinette Lourains vor und wies ihr durch verschiedene Aufträge eine dominierende Stellung zu.

In einem kleinen Raum, abgesondert für sich, fand sie den Hauptmann Boussoing gebettet.

Der Transport schien ihn sehr angegriffen zu haben.

Sein Gesicht war leichenfahl, die Züge schlaff.

„Darf er Stärkung zu sich nehmen, wenn er wach wird?" frug Hertha den Oberarzt.

„Er darf essen und trinken, wonach er Lust hat, die Hauptsache ist, daß wir ihm wieder Kraft schaffen."

Der Oberarzt ging ab.

Hertha blieb noch einige Zeit.

Sie beugte sich über den vor Entkräftung Schlummernden und lauschte auf den kurzen, fieberraschen Schlag seines Herzens.

Dann träufelte sie ihm Fruchtsaft zwischen die heißen, zuckenden Lippen, die das Naß gierig einsogen. Sie gab mehr und mehr — und merkte, wie der eingenommene Fruchtsaft und Rotwein stärkend auf den Körper wirkte. Der Atem wurde ruhiger.

Durch das Fenster sah man in einen Hofraum.

Blauer und weißer Flox standen in ansehnlichen Stauden dort und hoben ihre prächtigen Blüten in den blauen Tag. Die Sonne trank mit goldenem Munde ihre Düfte. Hunderte von Bienen umsangen die Honigquellen.

Sie eilte hinaus, schnitt einen Blütenstrauß von den Stauden, ordnete ihn, sprang wieder in das Zimmerchen zurück und stellte ihn in einem Wasserglas auf das Tischchen vor dem Bett des Kapitains, so daß beim Erwachen seine Blicke auf den Strauß fallen mußten.

„Man muß das Leben in Blüte sehen, dann wird das Sehnen nach ihm gehen."

„Die kleine duftende Gabe wird zu ihm reden: Einen Gruß vom Leben! —

„Es ist jemand bei dir, der ringen will, mitringen um dein Leben, bis es wieder dein ist!"

„Melden Sie es mir sofort, wenn er wach wird," sagte sie zur Hilfsschwester; „ich bin im Operationsraum." —

Als sie diesen am späten Nachmittag verließ, die weiße Kleidschürze bis an die Schulter mit Blut bespritzt, kam ihr Hauptmann Boussoing wieder ins Gedächtnis.

Das furchtbare Leid, das stöhnende Elend, das sie im Operationsraum an einer Reihe von jungen Menschen mitschauen und mithören mußte, an Soldaten, deren schwere Verletzung derart war, daß nur ein sofortiger operativer Eingriff noch rettend wirken konnte, hatte jeden anderen Gedanken beiseite gedrückt. Die Hilfe, die sie im Unterbinden der Gefäße und selbst in Narkose zu leisten hatte, erforderte zudem die sorgfältigste Aufmerksamkeit.

Der Oberarzt, der mit bewundernswerter Umsicht und Kraft arbeitete, hatte ihr wiederholt warmes Lob gespendet. Sie wechselte rasch das Oberkleid.

Als sie an das Zimmerchen kam, in dem Hauptmann Boussoing lag, kam ihr die Hilfsschwester entgegen und sagte: „Er ist schon lange wach. Ich durfte es Ihnen aber nicht mitteilen. Es wurde mir bedeutet, daß der Oberarzt jede Störung während der Operationen strengstens untersagt hat."

„Monsieur hat aber fügte sie freudig bei, „inzwischen" bereits reichlich Nahrung zu sich genommen und befindet sich sichtlich besser."

Sie trat leisen Trittes ein.

Das Bett, in dem der Hauptmann lag, war so gestellt, daß der Blick des Kranken durch die geöffneten Fenster ins Freie sehen konnte.

Eine überraschend kräftige Stimme kam vom Bette her:

„Schwester Antoinette?"

„Monsieur"

„Sie sind es! Ich fühlte es, als Sie eintraten, und Ihre Stimme bestätigt mein Fühlen, Schwester Antoinette!"

Sie trat vor an seine Seite.

Er streckte ihr seine Rechte entgegen und umklammerte ihre arbeitsmüden Hände.

„Als ich erwachte, sah ich den Blütenstrauß. In diesem Augenblicke wußte ich, daß Sie bei mir waren. Ich sehnte mich nach Ihnen, um Ihnen sagen zu können — — seine Stimme wurde leise und herztiefer: — Ich danke Ihnen — mein Leben, das am Verrieseln war, Schwester Antoinette! Sie haben es mit liebender Hand gefaßt und mir zurückgegeben, was noch zu halten war. Es ist ein Geschenk, das ich Ihnen danke! Und solange es mir verbleibt dieses Geschenk, mein Leben, ist es Ihnen verpflichtet, will Ihnen verpflichtet sein, Schwester Antoinette!"

Seine Hände zitterten.

„Capitaine" sagte sie leise, Sie müssen in Ihrem Zustande jede Aufregung vorerst noch meiden. — Das strengt sie noch zu sehr an!"

Sie hatte bemerkt, wie ihn nach seinen rasch gegebenen Worten eine tiefe Müdigkeit befiel.

Sie veranlaßte ihn, wieder etwas Rotwein zu sich zu nehmen. Dann setzte sie sich in den alten Lehnstuhl neben ihn und sagte:

„Wenn Sie wieder gesund sind, Capitaine, werde ich dankbar sein für jedes Ihrer Worte. Nun aber lassen Sie mich zu Ihnen reden, und ich will leise sprechen, daß keines Menschen neidischer Sinn in unser Geheimnis tasten kann.

Sie richtete ihm die Kopfkissen bequem und setzte sich näher an das Bett.

Dann begann Sie die Ereignisse zu schildern, von jener Minute an, da sie ihn im Weinberghaus verließ, um zu fliehen, erzählte von den Stunden in der mairie und wie man sie den Kreuzesweg zum Golgatha gehen ließ, wie sie in die ewige Nacht des Grabes schaute und wie dann der Erlöser kam.

„Der Erlöser — von Ihnen gesandt — Capitaine! So danke ich Ihnen mein Leben, Capitaine! — Danke Ihnen mein Leben! Und meine Dankesschuld wird nie erlöschen, und meine Dankespflicht will tätig sein jede Stunde des Tages und der Nacht, die mir zu freiem Willen steht, um mitzuhelfen, daß Sie wieder völlig gesunden, Capitaine!"

Der Capitaine hatte ihre Hand erfaßt und wollte sie an die Lippen ziehen.

Sie wehrte es.

„Vielleicht ist es nur kurze Zeit, die Sie mir noch zu opfern brauchen, Schwester Antoinette!"

Es lag ein tiefer Schmerz in seiner Stimme.

„Nein, nein, Kapitaine — nicht so! Wer gesunden will, muß an das Leben glauben! Das ist ein starkes Heilmittel! Und Sie dürfen glauben, Kapitaine Sie dürfen glauben!"

„Ich darf glauben? — doch ist es mir manchesmal, als schwankte das Leben in mir hin und her wie ein Licht im Sturme — jede Minute kann es löschen! — verlöschen! Ich hatte Stunden, in denen ich mich sehnte darnach! — Nun aber — Schwester Antoinette, möchte ich, will ich wieder leben! — Seit den Stunden, da ich Sie an meiner Seite weiß, um den Tod von mir zu wehren, grünt es auf in mir. Das Leben wird mir wieder neu, und ich liebe es! — wie lieb' ich es, Schwester Antoinette!" —

Er hatte seine mannesfesten Hände um ihre weiche Mädchenhand gepreßt.

Sie sah etwas wie einen wunderbaren Tag in seinen dunklen Augen stehen.

Dann ging sie.

Nach Stunden kam sie wieder.

Es war für ihn eine kritische Nacht.

Das Fieber hatte mit dem Weichen des Tageslichtes wesentlich zugenommen.

Der Granatsplitter, der dem Kapitaine das Rückgrat verletzt hatte, saß tief.

Die schwere Verwundung konnte jähe Wandlungen im Zustand des Kranken bringen.

So verbrachte Schwester Antoinette die Stunden der Nacht größtenteils am Bett des Kapitains. —

Sie sah die Verbände nach, bot ihm Stärkung und öffnete die Fenster weit.

Die laue Sommernacht rauschte mit ihrer lichtkargen Pracht in hundert hauchstillen Lauten der Wonne am Fenster vorüber — unaufhörlich.

Und die beiden lauschten dieser wundervollen Symphonie in pianissimo.

Das Fieber minderte sich. Ein leiser Schlaf überschleierte die Sinne des Kapitains.

Es war wohl Mitternacht vorüber.

Des Mondes Licht lag voll im Zimmerchen.

Hertha hörte den wonnigen Atem der Sommernacht.

Eine tiefe Müdigkeit überkam sie.

Die furchtbaren Aufregungen der letzten Tage hatten die Kräfte ihres Leibes und Geistes bis aufs Äußerste gespannt und verbraucht.

Es träufelte wie Eisen in ihr Blut.

Ihr Haupt sank im Lehnstuhl zurück.

Sie schlief — den tiefen Schlaf des gesunden, müden Leibes.

Der Kapitaine erwachte.

Er sah Schwester Antoinette vom Mondenlichte voll beschienen — schlafend vor sich.

„War es ein Gaukelspiel seines Blutes?"

Er streifte sich mit der Hand über die Augen.

Das Bild blieb Wirklichkeit.

Ein ruhiger, gleichmäßiger, tiefer Atem überrötete mit reiner Anmut Schwester Antoinettes Antlitz. Die eine ausgestreckte Hand lag auf dem Bette und wies mit den edelgeformten Fingern nach ihm — nach dem Kapitaine — ein Wegweiser dieser Mädchenseele: Der Gedanke an ihre gute Tat war ihres Schlummers Inhalt — und verklärte ihre Gestalt.

„O könnte ich diese reine Hand an mich ziehen und dankend küssen immerdar!"

Die üppige Fülle ihres rabenschwarzen Haares — bläulich schimmernd im Mondlicht — zeigte von weiblicher Kraft, die die Sinne berauscht. Ihr Haupt war seitlich an das Lehnstuhlkissen gesunken. Einige Kleiderhaften hatten sich am Halse und an der Brust gelöst, und das absinkende Kleid entblößte den Hals. Ein goldenes Kettchen blinkte auf und verbarg sich mit Lust unter den zierlichen Spitzen eines Mädchenhemdes, das in seinem Heben und Senken die straffe Fülle der weiblichen Brust verriet. — Die ganze hohe Gestalt der Schwester zeigte etwas manneskräftiges.

Es war nichts an ihr, das die Pariserin kennzeichnete — eine überkultivierte Zierlichkeit, die ebensoviel Anmut als Zerbrechlichkeit zeigte, wie ein kostbares Nippes aus Sèvres-Porzellan — ein Weib und die kostbarste Passion des Mannes.

Die Deutsche erinnerte ihn mehr an die Mädchen der Bretagne, denen der Hände fleißige Arbeit stämmige Körper vermittelte, und in manchem an den starken Mädchenschlag der Provençe, der Auvergne und der Küstengegenden am Mittelmeer, der im Dienste einer fleißigen Kultur die frohen Mütter gab.

Und doch zeigte das ganze Wesen der Schwester Antoinette etwas, das von dem Romanischen, das seine Sinne gewöhnt waren, wesensverschieden war wie eine sonnenbrauende apulische Landschaft von der waldumsungenen, firnenglitzernden Gegend bayerischer Vorberge — stärkende Frische und eine keusche Kraft; — und das wonnige Lächeln, das eben ihre Wangen wölbte, verriet das frohe Herz, das gute Herz! Was ihn neu anmutete, fremd und doch sein ganzes Interesse gefangen hielt, war deutsches Wesen, das in diesem Mädchen verkörpert vor ihm atmete — —

„Wie lautet doch ihr deutscher Name?" — frug er sich.

„Hertha Immensee. —

„Hertha . . ." er kannte deutsche Geschichte.

„Immensee . . .?" Immensee . . . Bienensee — ein von Bienen umschwärmter See . . ."

„Hübsch."

„Hertha Immensee! . . ."

„Ein deutsches Mädchen!"

„Eine Germanin!"

„Sie ist schön! Wie schön ist sie!"

Der Anblick des schlummernden Mädchens wirkte wie eine bezaubernde Kraft auf seinen todwunden Leib.

Er fühlte sich fast wie gesund.

Der Mann in ihm ward wach und sprach zu dem Weibe, das in tiefem Schlummer vor ihm mit seinem Zauber zu ihm raunte.

Da hob sich etwas in ihm sonnenwonnig wie der Saft in der Rebe, der die Traube bildet . . . ein unsagbar reiches, herrliches, gottstarkes Gefühl — die Liebe! —

Nun wußte er, daß er dieses Mädchen liebte . . .

Er, der Franzose . . . der von deutschen Geschossen todwunde Franzose — liebte seines Feindes Tochter . . . er liebte das deutsche Mädchen! . . .

Der Mond war aus dem Zimmer getreten.

Die Stimmen des Morgens wurden laut. Die Hähne schrien in nachbarlichen Ställen.

Ein gewaltiger Geschützkampf mußte an der Kampffront begonnen haben. Die Luft war unruhig und trug das Getöse in sich wie nahende hallende Meerwasser. Zeitweise klirrten die Fenster, so gewaltig durchbebte der Donner die Erde — unaufhörlich.

Von den Straßen der Stadt und der Moselbrücke her hörte man den gleichmäßigen dumpfen Marschton von Truppenmassen und das Rasseln von Geschütz- und Munitionswagen.

Der junge Tag regte die Lichtfittiche.

Vogelstimmen begrüßten ihn.

Schwester Antoinette erwachte.

Leise erhob sie sich, drückte die aufgesprungenen Haften am Kleide zu, steckte mit rascher Hand einen Haarzopf auf, der sich von der haftenden Nadel befreit hatte — und beugte sich über das Bett des Kapitains — vorsichtig, um ihn nicht zu wecken.

Da erschrack sie fast, als sie merkte, daß er ihr mit lachenden Augen zugesehen hatte.

„Sie sind wach, monsieur? Wie fühlen Sie sich denn?“

„Ich fühle mich wesentlich gestärkt und glaube wieder an das Leben; ich habe noch nie mit solchem Frohmut gehofft und mit dem Leben gerechnet."

Sie sah ihn erstaunt an.

„Sie staunen? — Ja, ja —! Es ist eine Wunderkur an mir geschehen!"

„Eine Wunderkur?" „Hatte er den Verstand verloren?"

Er erriet ihren Gedanken.

„Mein Gehirn ist gesund, Schwester Antoinette; war nie gesünder als in den Augenblicken, als es den Gedanken gebar: Du wirst gesunden, mußt gesunden. Und was den Geist so gewaltig beeinflußte in mir, daß er dem Leib zum Stärker und Helfer wird, das war ein Bild, das ich geraume Zeit vom vollen Mondenlicht beschienen — bestaunte —, ein Bild, das ich langsam in mich sog wie eine durstende Pflanze den Tau der Nacht, wie eine winterkalte Erde den Licht- und Wärmestrom der Frühlingssonne —, ein Bild wie keines noch geschaffen mit Farben und Pinsel, da dem besten von ihnen das blutwarme Leben fehlt . . . ich aber sah das Leben, sah die Schönheit leben, Ihre Schönheit, Schwester Antoinette!" . . .

„Ich habe geschlafen! Ich weiß!" sagte sie verwirrten Tones; „die Müdigkeit war zu groß in mir!"

„Und der Anblick Ihrer Schönheit hat mich so gestärkt, daß ich nun hoffe, zu gesunden! —

Ihre Schönheit, Schwester — war der Zauber, der auf mich gewirkt wie ein neuer Lebensquell — und dieser Zauber wird weiter auf mich wirken, — und Sie dürfen mir ihn nicht nehmen, Schwester — nie — nie! — — Sie nähmen mir das Leben!"

Einige Sekunden lang sah er im schwachen Tageslichte das diamantene Aufblitzen ihrer graublauen Mädchenaugen, und fühlte wie dieses Leuchten seinen Körper durchdrang und nach seiner Seele tastete und erschrack, an dem was es erschaute . . .

Da ging sie raschen Trittes fort . . .

Beim Austritt aus dem Zimmer stieß Schwester Antoinette beinahe mit dem Oberarzt zusammen, der im gleich hastigen Tempo eben eintreten wollte.

Es war etwas Außerordentliches vorgefallen.

Mienen, Gebärden des Oberarztes verrieten es ihr.

„Hier sind Sie, Schwester? Gut, ich suchte Sie!"

Er wollte im Weitergehen etwas anderes sagen als das Nachfolgende; aber das Zimmerchen erinnerte ihn an den Freund!

„Wie geht es?" sagte er unter der Türe.

Der Verwundete hatte die Worte des Oberarztes gehört und antwortete bevor Schwester Antoinette zu reden vermochte: „Es geht mir gut! — überraschend gut! Ich bin von frohsten Hoffnungen geschwellt! Schwester Antoinette trägt einen Zauber an sich und dieser Zauber heilt!"

Der Oberarzt sah erstaunt von ihm zu Schwester Antoinette, die wie eine Schuldige gesenkten Hauptes dastand. — Die keusche Scham, die die schöne Gestalt des deutschen Mädchens niederhielt, entzückte ihn.

Er verstand den Freund.

„Gut!" sagte er zum Kapitaine sich wendend, „den Zauber will ich dann nicht von dir nehmen, mein Lieber! Ich kam hierher, um Ihnen Schwester Antoinette und dir, mein Freund, mitzuteilen, daß wir noch im Laufe dieses Morgens St. Nicola la Porte verlassen

müssen. Eben kam der Befehl: Sämtliche Verwundete sind schleunigst von hier fortzubringen, zunächst nach Saint Vincent, um sie von dort in den Zügen nach dem Innern des Landes zu verfrachten."

„Und was ist die Ursache?" frug der Kapitaine.

„Man vermutet, daß die Deutschen mit gewaltigen Massen gegen St. Nicola vorstoßen wollen, um hier die Mosel zu überschreiten."

Es entstand eine Pause.

Dem Oberarzt aber war es nicht entgangen, wie bei seinen Worten die Gestalt des deutschen Mädchens sich höher gehoben hatte.

Er sagte, zum Capitaine sich wendend: „Du wirst unter den Ersten sein, die ich von hier fortbringen lasse. Vielleicht schon diese Stunde!"

„Und Schwester Antoinette?" fragte der Verwundete in sichtlicher Erregung.

„Schwester Antoinette?"

Man sah wie der Oberarzt überlegte.

„So nahe an der Grenze und in Anbetracht der unsicheren und wechselnden Frontlage wäre für Schwester Antoinette auf die Dauer hier keines Bleibens gewesen. Selbstverständlich! — Schwester Antoinette wird dich begleiten — meinetwegen auch noch im Lazarettzug, der dich von Pont Saint Vincent nach einem Lazarett im Innenlande verbringen wird."

Sich zur Schwester wendend ergänzte der Oberarzt: „Sie werden in Pont Saint Vincent einem Lazarettzug zugeteilt werden, der französische und deutsche Verwundete nach dem Landesinnern zu verbringen hat.

Sie werden die Dienste einer Oberschwester weiterführen müssen. Eine außerordentlich anstrengende Arbeit erwartet Sie."

Der Oberarzt trat noch rasch an das Bett des Kapitains, gab ihm die Hände und sagte: „Ich weiß dich nun in kundigen Händen, ängstige dich nicht, du wirst — wenn auch erst nach geraumer Zeit — wieder voll gesunden. Lasse einmal hören von dir! Auf Wiedersehen! — Mein Dienst fängt an, die Grenze menschenmöglicher Leistung zu übertreten. Es schwirrt und summt in meinem Schädel!"

Und zur Schwester sich wendend sagte er: „Folgen Sie mir jetzt! Ich benötige Sie!"

Beide gingen ab.

19.

Da sämtliche Bahnwagen für militärische Zwecke beschlagnahmt waren, mußten die verwundeten Franzosen und Deutschen mittelst Fuhrwerke nach Pont Saint Vincent gebracht werden.

Das war für den Kapitaine und die Schwerverwundeten ein neuer Kalvarienweg.

Endlich war Pont Saint Vincent erreicht und das Ziel zahlloser sehnsüchtiger Wünsche ... der Lazarettzug.

Aber eine bitterere Enttäuschung hätte den Verwundeten nicht zuteil werden können — als dieser Lazarettzug. Mit Ausnahme von vier Personenwagen bestand der 42 Achsen lange „Lazarettzug" aus Viehtransport- und Materialwagen, deren Böden mit Stroh belegt waren. Betten und Matratzen fehlten vollständig.

Die Wagen waren nicht desinfiziert. Einzelne von ihnen enthielten noch Ladungsreste, angefaulte Früchte und sogar Reste von Tierkot. In keinem der Wagen war Licht angebracht.

In einzelnen Wagen war nicht einmal das ausgebreitete Stroh frisch und rein; es zeigte vielmehr

Spuren von Blut und Erde, die von kotigen Stiefeln hineingetragen waren.

Vor diese Wagen hätte man die Grande Nation, vor diese Verpflegungsstätten hätte man Frankreich, das französische Volk stellen sollen, dann wären wohl jene Männer der leitenden Regierung, welche in schamloser Unsorge „die Helden der Nation" auf mistiges, blutdurchklebtes Stroh betteten — in Stücke zerrissen worden.

Einem jungen, schwerverwundeten Franzosen, der in seiner Zivilstellung wohl einem Bildungsstande angehörte, rannen die hellen Tränen über die fieberheißen Wangen, als er die höhnende Fürsorge des Lazarettzuges erschaute. Durch seine flüchtigen Notverbände preßte sich das Blut und rieselte tropfenweise ab.

„Ist das der Dank des Vaterlandes? — Das ist schmachvoll, Schwester, — uns zu behandeln wie Schlachtkälber!"

„Das ist schmachvoll" stimmte Schwester Antoinette ihm bei.

Er stöhnte und weinte.

Der neue „Chefarzt" rannte Befehle wie Blitze schleudernd — Zug auf Zug ab.

Der neue „Chefarzt!" — Ein junger Mediziner mit vier Semestern Theorie im Kopfe, dessen Hände sich noch durch kein klinisches Semester getastet hatten.

Als ihn Schwester Antoinette zu einem Schwerverwundeten holte, dessen Unterleib zerschossen war, daß Galle und Blut daraus hervorrannen, wurde das knabenhübsche und knabenkühne Antlitz „des Chefarztes" blaß und blässer . . .

Der Anblick eines vor Schmerz keuchenden Menschen, der in seinem eigenen Blut schwamm, stieß alle medizinische Hoheit im „Chefarzt" über den Haufen.

Schwester Antoinette und ein als Sanitätsrat beigegebener Apotheker mußten sich also ohne chefärztlichen Rat behelfen, erneuerten die Verbände und gaben dem Ärmsten — Morphium, das ihn über seine furchtbaren Schmerzen hinwegtäuschte.

Endlich war all das unsägliche Leid verfrachtet.

„Der Lazarettzug" trat seine Fahrt nach dem Innern des Landes an — Paris zu.

Gleich nach der Station Commercy mußte der „Lazarettzug" halten, um unabsehbare Militärzüge und Transporte vorbeipassieren zu lassen. Endlich erhielt er wieder freie Bahn. Es war tiefe Nacht.

Man sah vom Zuge aus in der Ferne eine weite Lichtwolke zwischen Himmel und Erde geduckt.

Der Lichterschein von Paris.

Als der Lazarettzug in Paris einfuhr, wurde ihm der Auftrag zugestellt: Sofort wieder abfahren von Paris — dem Süden zu.

Paris habe keinen Platz für Verwundete, zumal für deutsche Verwundete.

„Die Deutschen seien bereits in Compiègne."

Es war der 31. August.

Schwester Antoinette hätte aufschreien können vor Freude.

„Die Deutschen sind bereits in Compiègne!"

Seit Tagen wieder die erste Nachricht vom Vaterlande.

Das war ja ein Siegesflug deutscher Kraft und Waffentat. —

Sie erfuhr: Am 28. August war „das Große englische Hauptquartier" in Compiègne eingezogen!

Da wurden die Geschichtskenntnisse in Hertha Immensee lebendig, und sie sagte sich:

„Die Engländer in Compiègne als Bundesgenossen Frankreichs? in Compiègne! — wo englische Soldaten

einst Jeanne d'Arc zur Gefangenen gemacht hatten, in jenem Compiègne, das der Lieblingsaufenthalt Napoleons I. war, dem die Engländer bei Waterloo die Kaiserkrone zerbrachen! —

Ja, die Geschichte der menschlichen Völker ist eine große Komödie, ein Riesenspiegel, der in seinem Spiegelbilde immer nur Eines zeigt als das Wesen der menschlichen Völker: Grenzenlose Selbstsucht . . . Nun hatte in diesem Nationalpalast französischer Eitelkeit der deutsche Generaloberst von Kluck sein Hauptquartier aufgeschlagen! . . ."

„Der Lazarettzug" glitt seufzend und stöhnend aus dem Lichterkreis der französischen Hauptstadt — südwärts nach Monterau; in Monterau war kein Platz für Verwundete. Alle Lazarette waren überfüllt, ebenso in Fontainebleau und Nevers, in Moulin und Vichy. Alle verfügbaren Räume waren voll blutigen Jammer.

Die französische Regierung hatte die gesamte Provinzpresse in ihren Lügendienst gezwungen.

So wuchs der Haß gegen Deutschland unkrautüppig allüberall ins Unermessene.

Nirgends wollte man die verhaßten, verfluchten „Boches" in Pflege nehmen.

So stand der Zug bereits den vierten Tag auf dem Geleise.

Eine Reihe der Schwerverwundeten waren infolge der völlig ungenügenden ärztlichen Behandlung „eingegangen."

Am fünften Tage nach seiner Abfahrt aus Pont Saint Vincent fuhr „der Lazarettzug", der sich zum Teil in einen Zug Sterbender verwandelt hatte, in Clermont-Ferrand ein — und fand Aufnahme.

Alles atmete auf.

Der Zustand des Hauptmanns Boussoing aber hatte sich bedenklich verschlimmert. Es war höchste Zeit, daß ihm sachgemäße ärztliche Behandlung zuteil wurde.

Das Lazarett, dem sie zugeteilt wurden, war in einem Lyzeum untergebracht.

Der leitende Arzt, ein praktischer Arzt von Montferrand war voll Hingabe an seinem Dienst.

Schwester Antoinette machte ihn auf den bedenklichen Zustand des Kapitains aufmerksam.

Er nahm sich des Schwerverwundeten in aufopfernder Weise an.

Einer Bitte des Kapitains entsprechend, wurde gestattet, daß Schwester Antoinette im Lazarette verblieb; das konnte um so leichter geschehen, da auch in diesem Lazarette empfindlicher Mangel an geschultem Pflegepersonal herrschte.

Sie wendete nun alle mögliche Sorgfalt auf, um das flackernde Leben des Kapitains zu erhalten.

Sein Zustand besserte sich nach einiger Zeit wesentlich.

Welche Freude für Schwester Antoinette!

Sie kam wiederholt in die abgeschlossenen Abteilungen, in denen die deutschen Verwundeten lagen.

Sie mußte anerkennen: Behandlung und Pflege waren in der Hauptsache gut.

20.

In einem Teil des Lyzeums wurde noch Unterricht erteilt.

Schwester Antoinette hatte öfters Gelegenheit sich mit den Lehrern und Lehrerinnen der Anstalt zu unterhalten.

Man sprach vom Krieg, von Frankreich und Deutsch-

land. Der von einer verlogenen Regierung gezüchtete Haß gegen Deutschland züngelte auch hier aus jedem Munde.

Vielmehr als bei ihrem früheren, jahrelangen Aufenthalt in Frankreich hatte sie jetzt bei diesen Unterhaltungen Gelegenheit, hinter die Kulissen der „Grande Nation" zu schauen und die Franzosen in ihrem Wesen zu erkennen. Immer mehr mußte sie erkennen, wie mangelhaft vor allem die geschichtliche Bildung der Franzosen war, die ganz auf die Zeiten französischen Ruhmes beschränkt blieb; wie sie es als empörend empfanden, daß die deutschen „Barbaren" in das geheiligte Frankreich eingedrungen waren, und jedes Gewaltrecht der Deutschen als „Barbarei" bezeichneten; ihre völlige Unwissenheit in der Geschichte sagte ihnen eben nichts von jenen Zeiten, in welchen die Napoleonischen Soldatenheere das zersplitterte Deutschland in einer beispiellosen Weise knechteten.

„Ein Volk, das in so ausgereifter Eitelkeit nur sich, seine Größe, seine Schönheit, seine Erhabenheit, seinen Ruhm, seine Taten in ungesunder Selbstbewunderung und Selbstbeweihräucherung erschaut, ein solches Volk verliert den gerechten Blick für die Mitvölker und für die Menschheit!" sagte sich Hertha.

„Alles was einem solchen Volke an Weh geschieht — ist Barbarei und schmähliches Unrecht; alles Unrecht, das dieses Volk anderen im Laufe der Jahrhunderte reichlich viel zugefügt hat, — ist verherrlichenswerte Großtat."

Gerade diese Gespräche mit den Vertretern des gebildeten Standes der französischen Nation, mit den Bildungsfabrikanten des französischen Volkes — zeigten Hertha Immensee viel schärfer, als sie es geahnt hatte,

wie wenig die Franzosen fähig sind, sich in fremdes Volkswesen hineindenken zu können, um es zu werten.

Die Franzosen reisen nicht oder wenig und beobachten flüchtig und schlecht.

Ihre geographischen und völkertümlichen Kenntnisse sind geradezu kindisch.

Sie sprach davon mit Hauptmann Boussoing.

Er gab ihr in manchem Recht, widerstritt manches in lebhafter Weise.

„Wären die Franzosen im Laufe der letzten vierzig Jahre nur im zehnten Teil der Zahl nach Deutschland gekommen, in denen Deutsche — Frankreich besuchten und beschauten, um es verstehen und werten zu lernen, dann wäre der heutige Krieg, der Krieg von 1914/15 zwischen Frankreich und Deutschland nicht entbrannt; ein besseres Erkennen der Deutschen hätte die Franzosen eher veranlaßt, die Bundesgenossenschaft Deutschlands zu suchen, und einer der größten Franzosen, einer der besten und edelsten Menschen, der von der Hetzregierung gemordete Jaurés, hätte fruchtbaren Boden für seine genialen, völkervereinigenden Pläne gefunden."

„Hätten die Franzosen die Deutschen mehr beschauen und verstehen gelernt, dann hätten sie erkennen müssen, wie fern dem deutschen Wesen alle abenteuerlichen Eroberungsgelüste liegen, und wie sehr der Krieg von deutscher Art immer als etwas Menschenunwürdiges empfunden wird, in viel höherem Maße als es französische Eigenart zuläßt."

„Hätten die Franzosen nur zum fünften Teile das Gute in den Deutschen erkennen gelernt in dem Maße, in dem die Deutschen das Gute der französischen Nation Jahrhunderte hindurch überreichlich schätzten und werteten, dann wäre es nicht möglich gewesen, daß eine französische Regierung von Ruhmesspekulanten, die mit

dem Wohle ihres Volkes Spiel treiben mit der sinnlosen Leidenschaft von Monte-Carlo-Spielern, dann wäre es diesen Ruhmesspekulanten in Art eines Delcassé und Poincaré nicht möglich gewesen — Französisch und Deutsch als haßberechtigte Gegensätze auszuspielen!"

„Glauben Sie," fragte Schwester Antoinette den Kapitaine einmal, als sie wieder in lebhaftem Gespräch beisammen saßen „glauben Sie, daß es einmal eine Zeit geben wird, in der sich die Völker der Erde in einer anderen Weise Recht und Gerechtigkeit, Lebensboden und Wirkungskreis verschaffen werden als durch die brutalen Machtmittel des Krieges?"

„Ich habe einmal daran geglaubt," erwiderte der Kapitaine — „es war ein Lieblingsglaube von mir, so tiefgewurzelt in mir, daß ich ihn auf einmal nicht mit allen Wurzeln und Trieben aus meiner Seele zu reißen vermag. — Nun aber, nach all dem, was ich in den letzten Wochen erlebt habe, muß ich sagen: Nein! nein! nein! — nun glaube ich es nicht mehr! — Solche Zeiten, solche Menschen werden nicht kommen, nicht sein, niemals!"

„Niemals?" sprach Schwester Antoinette leise nach. „Und doch liegt in diesem Glauben das Evangelium der Zukunft, und ich glaube an dieses Evangelium — trotz alledem!" erwiderte sie und ihr Sprechen klang ernst und feierlich.

Dieser Art waren die Gedanken, die zwischen Schwester Antoinette und Hauptmann Boussoing ausgetauscht wurden in den häufigen Gesprächen, die sie miteinander führten.

Hauptmann Boussoing, in seiner Zivilstellung Advokat in Poitier — verfügte über eingehende Kenntnisse der deutschen Literatur; besonders hatten ihn Heinrich Heine,

Berthold Auerbach, Gottfried Keller, Otto Ludwig, Gerhart Hauptmann und Anzengruber interessiert und so war er wiederholt nach Deutschland, Österreich und nach der Schweiz gekommen und hatte längere Zeit dort verweilt, um das Quelland dieser Dichter kennen zu lernen. So konnte er auf Grund eigener Wahrnehmungen den Ausführungen der Schwester Antoinette mit Verständnis folgen, und mußte zugeben, daß nicht übereifrige Heimatliebe aus ihr sprach, sondern scharfe Beobachtung und eine starke Freude an einem gesunden Leben. So oft sich auch Gegensätze zwischen den Beiden erhoben, ein Ausfluß ihrer ehrlichen und selbständigen Naturen, — all das was sie sich sagten, zeigten den Beiden immer mehr und mehr ihren inneren Wert und drängte diese beiden Menschen, diesen Mann und dieses Weib — immer näher zu einander.

So waren Wochen vergangen.

Es war Oktober geworden.

Das hochgelegene Zimmer, in dem Kapitaine Bouffoing lag, bot einen wunderbaren Ausblick über Clermont — über das alte Clarus mons, durch dessen enge, abschüssige Straße mit den düsteren aus schwärzlichen Lavasteinen aufgeführten Gebäuden — einst die Frankenscharen eines Pipin zogen und der Normannen Schwerter geklirrt hatten.

Der Purpur der Kardinäle und die Schneeweiße der päpstlichen Soutane hatten vor Zeiten diese Schattengassen durchleuchtet.

Es war ein wunderreicher herbstlicher Nachmittag.

Der Blick reichte weit hinaus in die sonnenflimmernde Landschaft, in die die düstere Masse des Domturmes aufragte, weit hinaus in das Tal des Allier, der mit

seinen raschen Plauderwellen die bergalten Märchen der Sevennen vorübertrug.

Schon breiteten sich die blauen Schatten des Puy de Dôme über die goldenen Fruchtgefilde der Auvergne... wie ein lieber Traum...

Hauptmann Boussoing lag regungslos im Bette.

Seine Blicke waren starr auf Schwester Antoinette gerichtet, die am offenen Fenster stand.

Er las das Entzücken von ihrem Antlitz.

„Sie schauen die Schönheit der Welt, Schwester; ich fühle es, wie es von Ihnen sich zu mir tastet — wunderbar!"

Schwester Antoinette erschrak; die Stimme des Kapitains klang hohl und kalt und berührte sie wie Eis.

Sie trat zu ihm.

„Lassen Sie mich aufsetzen Schwester; ich will hinausschauen; ich will sie nochmals sehen — Himmelblau und Sonnenlachen und bunte Erdenschöne; — es wird zum letztenmale sein!"

„Was ist Ihnen, Kapitaine?"

Sie richtete ihn vorsichtig etwas auf; die Bewegungen, die dadurch veranlaßt waren, hatten ihm bis jetzt immer entsetzliche Schmerzen verursacht; in diesen Sekunden aber schien sein Körper keinen quälenden Schmerz mehr zu empfinden!

Da erschrak Schwester Antoinette.

Sie kannte das, die sicheren Vorboten des nahenden Todes. Das war der letzte Ansturm des Lebens gegen den Tod, der wie eine eiserne Riesenhand immer näher nach dem flackernden Menschenlichtlein tastete.

Schwester Antoinette kannte dieses Sterben!

Der Kapitaine sah mit weitaufgerissenen Augen in

das wunderreiche Lichter-, Gestalten- und Farbenspiel des scheidenden Herbsttages.

Ein tiefes, wehes Seufzen entwand sich seiner Brust.

„Es war schön! Wie habe ich mich an ihr gefreut — an dieser Erdenschöne! —"

Sein ganzer Leib bebte und zuckte.

„Sie werden sie wieder genießen, wenn Sie in Bälde gesundet sind" suchte Schwester Antoinette zu trösten.

„Ich werde sie nie wieder schauen, Schwester!"

„Kapitaine?"

„Ich weiß, daß meine Stunde gekommen ist, Schwester."

„So dürfen Sie nicht reden, Kapitaine...!"

„Ich werde sterben, Schwester!"

„Kapitaine!"

„Geben Sie mir Ihre Hände, Schwester!"

Er umklammerte mit zitternder Kraft ihre Hände.

Da schauderte Schwester Antoinette in sich zusammen; denn seine Hände waren feucht und im Erkalten.

„Schwester, ich muß noch zu Ihnen reden, was ich nicht verschweigen darf."

„Kapitaine? —" sie sah ihn erwartungsvoll an.

„Schwester, das Höchste in uns ist nicht das Deutsche und das Französische, der Deutsche und die Französin, — das Höchste in uns ist der Mensch! — Das Beste, was wir uns Menschen geben können, ist nicht das Nationale, das Vaterländische — so heilig es ist — sondern die Menschlichkeit, die hilfsbereite Menschlichkeit.

Darin läge wohl das Zukunftsprogramm für Völker und Menschheit.

Sie mit Ihrem reinen Idealismus mögen daran glauben, Schwester! So nur, nur so — könnten die Völker der Erde einander näher kommen! — ob-

wohl ich daran zweifle, daß diese Möglichkeit jemals zur Tat wird, wie ich schon einmal sagte!

Aber uns hat sie näher gebracht — diese hilfsbereite Menschlichkeit; uns beide hat sie nahe gebracht!

Vielleicht bleibt das immer nur die Möglichkeit der einzelnen Guten!

Wir haben die kostbare Schale — das Vaterländische — das gegensätzlich zu uns stand — von uns gestreift, um uns in unserem Werte als Menschen ungetrübt beschauen und erkennen zu können.

Und aus diesem Erkennen spreche ich zu Ihnen, Schwester, was ich nicht behalten darf, was ich nicht in das Grab nehmen will, weil es mein schönstes war, weil es die freudereinste Seligkeit meines Lebens in sich schließt, die nicht sterben soll mit mir, die weiterleben soll, weiterleben in jener Seele — die mich damit beschenkte — weiterleben — o wie selbstsüchtig ist der Mensch! — in einem treuen Gedenken! —"

Er umklammerte Schwester Antoinettes Hände, als gelänge es ihm dadurch leichter, das aus seiner todwunden Seele zu heben, was ihm ein so kostbarer Schatz schien.

„Schwester Antoinette" sagte er — und seine weit offenen Augen beschauten mit dem letzten Aufgebot einer glühenden, menschlichen Leidenschaft die Gestalt des schönen Mädchens — „Schwester Antoinette, ich gestehe Ihnen, was Sie ahnen werden, was Sie fühlen müssen — und er sagte leiser als spräche er ein heiliges Gebet — und seine Stimme bebte vor Innigkeit, Schwester Antoinette — ich — liebe — Sie! —

Seine ganze Seele sah bangend nach ihr — um von ihrem Antlitz das Echo abzulesen, das sein Geständnis in ihr auslöste, das Geständnis der Gegenliebe — oder —

Da schaute er wie eine rosenschöne Röte ihr Antlitz verklärte — und aus dieser heiligen Röte der Scham tastetete sich das Geständnis ihrer Zuneigung zu ihm — inniger als Worte es bekunden konnten.

Er zog ihre Hände an seine Lippen und küßte sie — und küßte sie wieder, diese weichen, liebewarmen Mädchenhände. . .

Es war Abend geworden.

Wie aus Gold und Purpur gegossen stand der Abendhimmel vor dem Fenster . . . und warf Gold- und Purpurschimmer in die stille Stube und an das Lager eines Sterbenden. Kapitaine Boussoing sah mit weit offenen Augen nach Schwester Antoinette — starr, starrer — immer krampfhafter als müßte er das Bild dieses Mädchens — der Geliebten Bild in sich saugen für immer, damit es ihm nie mehr entschwinde, damit es ihm leuchte — ein ewiges Licht in der Nacht der Ewigkeit.

Eine Tränenperle stand in seinem Augenwinkel — der letzte Gruß.

Sie löste ihre Hände aus seinen erstarrenden Fingern.

Sie sah wie der Tod am Werke war, in dem edlen Manne, ihm die Glieder streckte und das flackernde Licht aus seinen Augen trank . . . die Seele. Auf dem Antlitz des toten Hauptmanns lag etwas Lebendes — wie Verklärung, — das ewige Licht, das ihm leuchtete. . .

Wir wissen es! . . .

Da neigte sich Schwester Antoinette über ihn und weinte leise.

Ihre Tränen waren Worte treuen, herzlichen Gedenkens, das einem edlen Menschen galt. . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Der leitende Arzt stellte als Todesursache — Wundstarrkrampf fest.

Er übergab Schwester Antoinette ein geschlossenes Schreiben, das ihm der Verstorbene wenige Tage vor seinem Tode ausgehändigt hatte mit der Bitte: das Schreiben nach seinem Ableben an Schwester Antoinette zu übergeben.

Sie öffnete es und fand darin den letzten Willen des Hauptmanns — sein Testament — und einen Schlüssel.

Er hatte sie zum Erben seines kleinen Vermögens und seiner wenigen Habseligkeiten, die in einem Lederkoffer verpackt im Zimmer standen, eingesetzt.

Sie nahm das Erbe an.

Im Koffer fand sie eine völlig neue, feldmäßige Uniform des Verstorbenen, etwas über zweitausend Franken in Gold und Papier, einige Wäsche und ein Tagebuch.

Das Tagebuch datierte vom Tage seiner Einberufung in das Kriegsheer, — das war der 26. Juli 1914.

Die vorhandene Summe Geldes war Erspartes aus seinem letztjährigen Dienst-Einkommen als Advokat in Poitier.

Die Tagebuchblätter gaben ein wahrheitsgetreues Spiegelbild von den Zuständen in Frankreich vor dem 1. August 1914, an denen Deutschland gezwungen war, das Ultimatum an Frankreich zu stellen.

Die letzten Einträge waren in der Zeit seines Lazarettaufenthalts gemacht und bezogen sich auf seine Liebe zur Schwester Antoinette.

Das Tagebuch des Freundes war ihr ein heiliges Erbe. — — — — — — — — — — — — —.

21.

Es war acht Tage nach dem Begräbnis Boussoings, als Schwester Antoinette wieder einmal den Freund in seiner ewigen Ruhestätte besucht hatte.

Als sie vom Friedhof Clermont hinweg die Rue de Lyon heraufschritt, lenkte ein gewaltiger Menschenauflauf ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie drängte sich unter die Menge und sah eine Truppe deutscher gefangener Soldaten von starker französischer Wache mit aufgepflanztem Seitengewehr begleitet. Die Gefangenen wurden in ihr Lager — der alten Kaserne — zwischen Clermont und Ferrand zugeführt.

„Die Deutschen" hatten bei Herstellung eines Bahndammes, der von den hochgehenden Fluten des Alliers durchrissen war, Arbeiterdienste leisten müssen.

Der Ruf: „Boches!" durchrannte die säumenden Menschenmassen wie aufzüngelnde Flammen.

Überall knallte der Haß hoch und ein Schwall von Schimpfworten und Drohungen wurde den deutschen gefangenen Soldaten zugeschleudert.

Der Haß gegen die „Boches" schwoll immer höher. Faule Früchte, Steine und Straßenunrat wurden auf die „Boches" geschleudert.

Die Wache mußte alle Kraft aufbieten, um die wütende Menge abzuhalten, sich auf die „deutschen Hunde" zu stürzen, die der Pöbel ohne Zweifel totgeschlagen hätte.

Und zu diesem Pöbel zählten Franzosen aller Gesellschaftsklassen. Auch hier mußte Schwester Antoinette wieder die Wahrnehmung machen, daß gerade „die Damen" jede weibliche Scham von sich streifend, sich wie wütende Tiere benahmen.

„Das war Frankreich?"

„Das war die historische Grande-Nation?"

Die Truppe der deutschen gefangenen Soldaten war zudem in einem geradezu erbarmungswürdigen Zustand: Müde gearbeitet, viele noch an ihren kaum verheilten Verwundungen leidend, hinkend, gebeugt, mit den hohlwangigen Hungergesichtern teilnamslos vor sich hinstarrend — mit beschmutzten, kampfzerrissenen, zum Teil noch blutbefleckten Uniformen in buntester Zusammensetzung — bewegte sich die Schar durch die tobende Menschenmauer.

In den letzten Reihen der „Boches" ragten einige Gestalten hoch. Der Unflat an Worten und Gebärden, der ihnen aus den französischen Volksmassen entgegengeschleudert wurde, straffte ihre Gestalten, ließ sie die Köpfe hoch heben, und aus funkelnden Augen sah deutscher Stolz verächtlich nach französischem Kleinmut. Und eine Gestalt unter diesen Aufrechten, Stolzen...

„Was war das?"

„Ist es ein Wahnbild deines Auges?"

„Trügen dich deine Sinne?"

„Nein, nein, nein! —"

Die riesige, Narbe, die sich vom Ohr über die linke Wange zog, die Lippen spaltete und sich im Kinn in einem Wirbel vergrub — entstellte des Mannes Antlitz wohl; der ungepflegte Vollbart, der in langen wallenden Strähnen seitlich flatterte, gab dem Gesichte etwas, Wildes, Fremdes.... Die Mütze eines deutschen Infanteristen gehörte nicht zum Waffenrock der bayerischen 2er Jäger. — Nun wandte sich das Antlitz dieses deutschen Gefangenen voll nach der Straßenseite, an der Schwester Antoinette stand, da ihm von dieser Seite her ein Stein an die Brust geschleudert worden war. Die Hohlwangen röteten sich in gerechtem Zorn, und aus den tiefliegenden Braunaugen blitzte die Verachtung nach der französischen Gassentat.

„Er ist es!“

Was überstandenes Leid und Hunger auch an seinem Antlitz entstellt hatten, nun stand es außer allem Zweifel für Hertha Immensee; — der Mann, der in der letzten Reihe der deutschen Gefangenen marschierte... aufrecht und stolz.. war...

Nun lagen seine Blicke auf ihr... sekundenlang....

„Er erkennt dich! Nun erkennt er dich! Nun erkennt er auch dich!“ „Nein — nein! — — In der Masse ist der einzelne schwerer zu unterscheiden! —

Seine Blicke wendeten sich wieder ab von ihr! —“

Das Herz krampfte sich ihr zusammen.

Mit Aufwand aller Hirneskraft unterdrückte sie, was das Herz ihr durchhallte in Schmerz und Trauer und wechselnd in wonnelachender Lust zugleich, — sonst hätte sie gellend aufschreien müssen:

„Erwin Heerwagen!“

„Er ist es!“

„Du bist es!“

„Erwin Heerwagen!“

Wenige Meter von dir entfernt, von französischem Pöbelgekläffe und Gezische umlärmt — steht — Hertha Immensee! —

„Erwin Heerwagen — Hertha Immensee!“

„So finden wir uns wieder!“

So mächtig war der Anprall der Freude und des Leides in ihr, daß er ihr fast die Sinne betäubte. Sie fühlte einige Herzschläge lang, wie es neblig wurde vor ihren Augen.

Ein französische Mannesstimme befragte sie:

„Mademoiselle, was ist Ihnen?“

Ihr Antlitz mußte leichenblaß gewesen sein; sie zitterte

am ganzen Leibe; aber schon hatte sie wieder Kraft und Willen gefunden.

„Ich danke Ihnen monsieur; eine Schwäche, — die mich überkam; eine Folge strengen Dienstes in letzter Zeit. Aber nun fühle ich mich wieder wohl....“

Sie ging mit der lärmenden Masse hinter den deutschen Gefangenen nach.

Schon hatten sich alle Gedanken in ihr in einem Ziel geeinigt:

„Wie gelange ich zu Erwin Heerwagen? Wie kann ich mich ihm bemerkbar machen, ohne ihn und mich in unheilvolle Gefahr zu bringen? Wie kann ich ihm Hilfe bringen? Wie kann ich ihm sein Los erleichtern? Vorerst muß ich wissen, wo er untergebracht ist.“

Sie drängte in dem Pöbel hinter den deutschen Gefangenen nach und immer mehr nach vorne.

Manchem gefiel die Rote-Kreuz-Schwester, die so energisch nach vorne drängte. So gelangte sie im drängenden Menschenhaufen ganz nahe an die letzten Reihen der deutschen Gefangenen, so nahe, daß zwischen ihr und den Gefangenen nur mehr die französischen Reservisten gingen, die mit aufgepflanzten Seitengewehr den Wachdienst hatten.

Wenn sie sich zwischen die Reservisten gedrängt hätte, hätte sie fast Erwin Heerwagens Schulter berühren können.

Nun sah sie, daß er auf einem Beine merklich hinkte.

„So nah an ihm und wie durch Meere von ihm getrennt!“ —

Es war eine freudige Qual in Hertha Immensee.

„Wie soll ich mich ihm bemerkbar machen?“

„In wenigen Minuten wird der Zug der Gefangenen vielleicht seinen Bestimmungsort erreicht haben, und

dann war eine Verständigung zwischen ihr und Erwin sehr erschwert, vielleicht unmöglich!

„So nah am Ziel — und entfernter von ihm, denn je!"

Ihr Gehirn brannte; ihr Herz tobte.

Da durchsank sie ein kühlender, hoffnungbietender Gedanke.

Sie setzte ihn sofort in die Tat um.

Sie berührte die Schulter eines der wachetuenden französischen Reservisten, dessen lächelndes hübsches Antlitz auf ein freundliches Wesen schließen ließ.

Der Reservist glaubte sich vom nachstoßenden Volke gestoßen und wandte sich unwirsch um.

Als er aber in das lachende Antlitz der schönen Roten-Kreuz-Schwester sah, gewann die Höflichkeit rasch die Oberhand in ihm.

„Verzeihen Sie, monsieur! — Darf man wissen wohin die „Boches" gebracht werden?"

Sie legte in ihre Stimme soviele Kraft, daß sie unbedingt bis an Erwin Heerwagens Gehör dringen mußte.

Und ihre Stimme hatte ihn in der Tat sofort wie ein elektrischer Schlag berührt.

In dem Augenblicke als die deutlich und scharf gesprochenen Worte: „Verzeihen Sie monsieur! Aber darf man wissen wohin die „Boches" gebracht werden?" Erwins Ohr berührten, sprang eine selige Erinnerung in seiner Seele wach: diese Laute, die er eben vernommen hatte, trugen eine Wonne in sich, die er einmal als liebsten Genuß empfunden hatte, und berührten ihn wie eine kosende Hand — und schon der nächste Herzschlag sagte seinem Gehirn: Nur eine Menschenstimme trug einmal diese blühende Lust in sich — für Dich: —

In diesem Augenblicke dachte er an Hertha Immensee — und wandte sich blitzschnell nach der Sprecherin um, die ihn mit so liebster Lust beschenkte, — und schaute

Hertha Immensee vor sich in der Kleidung einer französischen Roten-Kreuz-Schwester.

War das eine Fatamorgana seiner beglückten Seele?

„Ihre hohe, schöne Gestalt, die reife Anmut des Gesichtes, ihr rabenschwarzes üppiges Haar?" —

Er griff sich an Stirne und Schläfen und fühlte sich wachend...

„Hertha Immensee...?"

Er hätte vor Wonne aufschreien können.

Da sprachen ihre graublauen Augen zu ihm in leuchtenden Worten...

„Sie war es! — Sie ist es! — Hertha Immensee! Sie ist es! Ich bin es! —

Erwin Heerwagen — Hertha Immensee! —"

Aber im gleichen Herzschlage noch hatte er die Mahnung zu höchster Vorsicht in ihren Augen gelesen, fand Ruhe und Fassung und berechnende Gebärde: Er wandte sich mit gut gespielter Gleichgiltigkeit von ihr ab.

Von diesen Augenblicke an war alles Ohr an ihm, um keines der weiteren Zeichen der Geliebten zu verlieren. —

Das alles hatte sich in der Zeit von kaum einigen Sekunden abgewickelt.

Der wachetuende französische Reservist war so vergafft in die weiblichen Reize der Roten-Kreuz-Schwester und so eifrig mit deren Studien beschäftigt, daß von dem was sich blitzartig zwischen Hertha Immensee und Erwin Heerwagen abgewickelt hatte, nichts seinen Argwohn wachrief.

Der französische Reservist antwortete mit werbender Höflichkeit: „Die „Boches" werden nach Montferrand geführt."

„Nach Montferrand?"

„Das heißt in das militärische Viertel, das zwischen Montferrand und Clermont liegt? — Sie sind fremd hier?

„Noch zum Teil."

Sehen Sie dort die grauen, weitflüchtigen Dächerreihen? Das sind die Kasernen und Militärverwaltungsgebäude. Die „Boches" sind in den Ställen der alten Artillerie-Kaserne untergebracht."

„Werden die „Boches" öfter zu Hilfsarbeiten außer der Kaserne verwendet?"

„Die letzten drei Tage; nun ist aber der vom Allier durchrissene Bahndamm wieder hergestellt. Damit gibt es für die „Boches" außerhalb ihres Gefängnisses vorerst nichts mehr zu tun. Und ich bin froh! — „fügte er leise bei," denn ich hatte jedesmal Sorge, ob wir die „Boches" wieder lebend heimbringen. Die Leute sind wütend. Sie würden die „Boches" in Stücke zerreißen! Und dann machte man uns doch Vorwürfe."

„Wieviele „Boches" sind in den Stallungen der Kaserne untergebracht?"

„Etwas über 600."

„Sie werden wohl sehr strenge bewacht?"

Der Reservist sah einige Augenblicke vorsichtig nach den vor ihm maschierenden deutschen Gefangenen und sagte dann leiser zur Roten-Kreuz-Schwester:

„Anfangs wohl! — Jetzt aber nimmt mans lauer!

Wohin wollten sie auch entfliehen? Hier mitten in Südfrankreich — entkommt keiner. —

Unmöglich! Das wäre ganz unmöglich!"

„Ich möchte die „Boches" zu gerne beschauen in ihrem Lager. Ist ein Besuch gestattet?"

„Ein Besuch? — Von Damen?"

Der Sergeant wandte sich mit ernsten kontrollierenden Blicken nach der Roten-Kreuz-Schwester.

Aber die Rote-Kreuz-Schwester sah ihn mit so raffinierter Liebenswürdigkeit an, daß er augenblicklich verwirrt durch soviel entzückende Verheißungen, in ergebenem Tone sagte:

„Eigentlich ist Damen der Zutritt verboten; aber ..."

Schwester Antoinette ergriff ihn am Arm und preßte diesen innig ..., so daß es dem Sergeanten nicht mehr schwer fiel, dem „aber" eine glückliche Fortsetzung zu geben in den Worten:

„Ich habe schon mancher Dame einen Zulaß verschafft"; er nahm eine ausgereifte Gönnermiene an; „das Interesse der Damen für die „Boches" ist ja kolossal."

„So wird es auch diesmal möglich sein!" ergänzte Schwester Hertha" und warf dem Sergeanten einen so blitzmächtigen Liebesblick zu, daß sein Strohherz zu glimmen begann.

„Ich bin jeden Tag für die Zeit von 1—4 Uhr der Wachsergeant an der Pforte zum Eingang in das Gefangenenlager."

„Und während dieser Zeit kann ich also unter ihrem Protektorate das Gefangenenlager besuchen?" ergänzte Schwester Antoinette.

„Allerdings nehme ich mit einer Zusage ein bedenkliches Risiko auf mich!"

„Es gibt aber auch einen Lohn für ein opferreiches Risiko, das ein Mann einem Weibe zuliebe auf sich nimmt!" —

Ihre leise und innigst gesprochenen Worte packten den Sergeanten wie eine Umarmung.

Er erwiderte im Geiste diese Umarmung und war von dieser Sekunde an ihr Knecht und Knappe.

„Nun will ich Ihnen auch sagen, mein Lieber," fuhr Schwester Antoinette fort auf den Sergeanten einzu-

sprechen — „was mich veranlaßt die „Boches“ besichtigen zu wollen. Vertrauen gegen Vertrauen!“

Der Sergeant nickte lebhaft; denn er kannte ein ähnliches Sprichwort: Liebe erzeugt Gegenliebe.

„Ich kam vor vier Wochen mit einem Lazarettzug von der Schlachtfront im Elsaß hierher, von St. Nicolas la Port. Bei Pont St. Vincent warf ein deutscher Flieger Zeitungen ab. Es waren deutsche Zeitungen.“

„Sie verstehen Deutsch?“ frug der Sergeant.

„Ich war jahrelang als Gouvernante in Deutschland in Stellung!“

„Ach, daher Ihre sonderbare Aussprache des Französischen! Dachte ich mir es doch!“

„In den deutschen Zeitungen stand nun unter der langen Reihe von vermißten deutschen Soldaten — also wohl meistens Gefangenen — der Name: Erwin Heerwagen.“

Diese letzten Worte „Erwin Heerwagen“ sprach Schwester Antoinette besonders laut und beobachtete in diesem Augenblicke den Geliebten, der kaum in Meterentfernung vor ihr als Gefangener marschierte und erkannte, wie er mit aller Gewalt das Verlangen niederkämpfte, sich nach Hertha Immensee zurückzuwenden.

„Dieser Erwin Heerwagen ist ein Großkaufmann aus Frankfurt am Main und war mein Herr, jahrelang. Er war immer sehr gut zu mir und war ein begeisterter Freund Frankreichs,“ sprach Schwester Antoinette weiter: „Bei Ausbruch des Krieges wurde er als bayerischer Staatsangehöriger als Unteroffizier in ein bayerisches Jägerbataillon einberufen, zu den 2er Jägern.“

„Jäger — bayerischer Jäger? — ich meine — auch 2er Jäger sind unter den gefangenen Boches,“ sagte der Sergeant.

„Und ein Erwin Heerwagen?"

„Die Namen merke ich mir nicht, ich kenne nur die Nummern der Gefangenen", sagte der Sergeant und fügte bei: „Haben Sie ihn unter dieser Schar bemerkt?"

„Nein! — aber" . . .

„Aber?"

„Vielleicht befindet er sich unter den übrigen Gefangenen."

„Und Sie wollen ihn sprechen?"

„Auf einige Worte, wenn möglich."

„Das ist allerdings strengstens verboten."

„Ich will Ihnen auch sagen, warum ich ihn sprechen will, wenn ich ihn hier fände?"

„Ja,"

„Er ist sehr reich. Hier wird er Hunger leiden müssen!"

„Wer Geld hat, kann sich ja in der Kantine Eßwaren kaufen."

„Aber er wird kein Geld bei sich haben; ich könnte eine ansehnliche Geldsendung an ihn veranlassen; seine Angehörigen schicken sofort, soviel ich verlange; ich würde dabei nicht vergessen, auch ein ansehnliches Sümmchen für den vernünftigen Sergeanten herauszuklopfen, der von 1—4 Uhr die Wache an der Pforte hat."

Das wirkte.

Der Sergeant erkannte die Notwendigkeit des Unternehmens der Roten-Kreuz-Schwester.

„Aber das hat alles nur Boden und Recht, wenn sich meine Vermutung, daß dieser Erwin Heerwagen sich im hiesigen Gefangenenlager befindet, bewahrheiten sollte."

Der Sergeant wollte schon sagen: Ich wünsche sehnlichst, daß Ihre Vermutung unumstößliche Wahr-

heit wird. Er hatte ja auch nur kargen Sold. Aber er unterdrückte die Worte.

„Morgen mittags um 1 Uhr, komme ich also? Morgen mittags um 1 Uhr!" wiederholte sie nochmals.

„Vielleicht ist es Ihnen möglich, in der Liste nachzusehen, ob ein Name „Erwin Heerwagen" in ihr enthalten ist."

Sie gab ihm die Hand und drückte sie herzinniglich.

Der Sergeant aber vergaß für einige Sekunden, die weiche Mädchenhand, die sich so innig mit der seinen vereint hatte, zu entlassen; begreiflich, soviel verheißungsvolles Glück auf einmal: Geld und die Liebe dieses prächtigen Mädchens. Das betäubte seine Sergeantenseele.

Kurze Zeit darauf marschierten die „Boches" durch das Tor der alten Artillerie-Kaserne in Montferrant in ihre „Stallungen".

Das drohende und beschimpfende Geschrei des Pöbels folgte ihnen nach.

22.

Schwester Antoinette ging langsam von Gedanken und Plänen durchtobt dem Lazarette zu.

Der Plan, ihn zu retten, Erwin Heerwagen zu befreien und mit ihm zu fliehen stand mit so eisernem Willen in ihr hoch, als hätte ihr Leben sonst kein Ziel und keinen Zweck mehr.

„Aber", sagte sie sich immer wieder, „was kannst du bei einer kurzen Unterredung, die dir gewährt wird und schließlich noch in Gegenwart anderer — bezwecken? Höchstens Geld kannst du ihm vermitteln — Geld, daß er sich in der Kantine Lebensmittel kaufen kann und nicht mehr hungern muß. Ein unbedachtes

Wort, ein unvorsichtiger Blick — und alles ist verraten; die Folgen wären furchtbar für ihn und für dich!"

Sie marterte ihr Gehirn, damit es ihr einen erlösenden Gedanken gebäre.

„Ähnliche Gedanken werden auch sein ganzes Denken und Wollen ausfüllen, nachdem er dich in seiner Nähe weiß. Freiheit, Rettung — Rettung! —"

Da wurde sie von einer Frauenstimme angerufen: „Mademoiselle!" Sie sah aus ihrer Gedankenwelt auf und schaute eine Kollegin vor sich, eine Rote-Kreuz-Schwester vom Nachbarlazarette. Sie war ebenfalls dem Zuge der „Boches" gefolgt. Der Haß, den man nach den deutschen Gefangenen spie, hatte durchaus nicht ihren Beifall gefunden.

„Das ist doch der Franzosen unwürdig, die deutschen Gefangenen zu beschimpfen, zu bedrohen als wären sie eine Räuber- und Mörderbande! — Diese deutschen Soldaten haben doch nur ihre Pflicht erfüllt, die ihnen ihr Vaterland auferlegte. Was würden die Franzosen sagen, wenn unsere Soldaten, die in Deutschland gefangen sind, von Deutschen so behandelt würden? Glauben Sie, daß so etwas geschieht in Deutschland?"

„Nein", erwiderte Schwester Antoinette eifrig, „ich war Jahre in Deutschland! So etwas tun die Deutschen nicht! Das ist nicht ihre Art, wehrlose Gefangene zu verhöhnen!"

Die Mitschwester wurde purpurrot im Gesichte; sie war eine gute Französin und schämte sich ihres Vaterlandes. Wenige Worte hatten die beiden Schwestern näher gebracht! So erzählte Schwester Antoinette, daß sie unter den gefangenen deutschen Soldaten ihren früheren deutschen Dienstherrn erkannt hätte, obwohl eine furchtbare Hiebnarbe und hungerhohle Wangen

sein Gesicht und ein hinkendes Bein seine Gestalt entstellt hatte.

„Er war immer sehr gut zu mir, dessen Mädchen ich im Französischen unterrichtete und war immer ein begeisterter Freund Frankreichs. Nun ist er verwundet, gefangen und muß Hunger leiden, obwohl er als Frankfurter Großkaufmann sehr vermögend ist.

Eben dachte ich nach, wie es möglich wäre, ihm einen Dienst zu erweisen in der Weise, daß ich ihm Nahrung zustecken könnte, die er jedenfalls sehr gerne und reichlich bezahlen würde; aber ich weiß mir keinen Rat. Es ist strengstens verboten, sich den Gefangenen zu nähern!"

„Einen Rat?"

„Aber da kommt mir eine Gedanke, der — wenn er sich in Tat umsetzen ließe — mir soviel Gefallen wäre, wie er Ihnen dienlich sein könnte, mademoiselle."

„Und dieser Gedanke heißt?" frug Schwester Antoinette erwartungsvollst.

„Ich komme eben von Montferrand, wo eine Schwester von mir verheiratet ist. Sie tat bis heute Dienste in der Kantine des Gefangenenlagers."

„In der Kantine des Gefangenenlagers?" Schwester Antoinette blieb stehen, so mächtig erfaßte sie das Wort.

„Nun ist aber eines ihrer Kinder schwer erkrankt; der Arzt ist nicht sicher, ob es nicht Diphtherie wird. Ein so lieber achtjähriger Junge! Ach, er täte mir unsäglich leid! — Unter diesen Umständen kann natürlich meine Schwester ihren gut bezahlten Dienst in der Kantine des Gefangenenlagers nicht weiter versehen — für die nächste Zeit wenigstens; sie will den Dienst aber auch nicht verlieren; ihr Mann ist als Soldat einberufen, die Frau und ihre drei Kinder sind ohne Ein-

kommen, wenn sie nicht verdient. Meine Schwester hat mich nun beauftragt, eine Aushilfe für ihren Dienst in der Kantine ausfindig zu machen."

„Und da kam Ihnen der Gedanke", unterbrach sie Schwester Antoinette — „nachdem sie mein Anliegen wissen, i ch könnte diese Aushilfe übernehmen? O Sie Göttliche, die mir ein gütiges Geschick in den Weg kommen ließ! — Sagen Sie Ihrer Schwester: ich werde diese Aushilfe für Tage übernehmen, — der Lohn aber soll ihr verbleiben. Ich bin so reichlich mit Geldmitteln versehen, daß ich auf einen Lohn nicht angewiesen bin. — Vermitteln Sie das auch der Kantinenverwaltung, daß eine Aushilfe kommt für Ihre Schwester. Verraten Sie aber nicht, daß ich in meiner sonstigen Stellung Rote-Kreuz-Schwester bin, und verraten Sie ja nichts von meinem sonstigen Plan, der ja ganz harmlos ist; denn ich will nichts weiter tun, als meinem früheren Dienstherrn durch meine Vermittlung Geldmittel von zuhause verschaffen; das kann ja der Kantinenverwaltung nur angenehm sein, wenn Gefangene da sind, die kaufen und bezahlen können."

„Aber," wandte mademoiselle ein, „zu Ihrer Dienstesänderung brauchen Sie doch die Genehmigung Ihrer jetzigen vorgesetzten Stelle?"

„Mademoiselle, ich bin seit drei Monaten als Schwester hinter der Front und als Lazarettschwester in strengsten Diensten. Meine Nerven sind von der Fülle des Menschenblutes, das über meine Hand rieselte, von dem Jammer, den mein Auge geschaut, von dem Todesröcheln und Schmerzensgestöhn, das sich unauslöschlich in mein Gehör verbiß — so bis zum Rest ihrer Kraft verbraucht —, daß ich hinweg muß für einige Zeit aus dieser Welt der Menschenschlächterei! Ich muß wieder eine andere Welt sehen, andere Dinge, frohere Dinge

— wenn ich nicht zusammenbrechen soll —. Ich werde mir Urlaub verschaffen!"

Inzwischen waren die beiden Rote-Kreuz-Schwestern vor dem Lazarette angelangt, in welchem Schwester Antoinette Dienste tat.

„Ich werde sofort beim leitenden Arzte vorsprechen; warten Sie einige Zeit mademoiselle, vielleicht kann ich Ihnen dann schon bestimmten Bescheid geben!"

Schwester Antoinette trug dem leitenden Arzte ihre Bitte um Gewährung eines sofortigen Urlaubes vor, belegte ihr Gesuch mit den schon erwähnten Gründen und mit dem weiteren Grunde, daß sie jetzt wohl am leichtesten abkömmlich sei, weil das Lazarett zurzeit nur mäßig besetzt war. Der Chefarzt, der die dienstgewandte und unermüdliche Schwester Antoinette schätzte, erkannte die vorgebrachte Bitte als dringlich und gewährte ihr einen Urlaub für vierzehn Tage; vom kommenden Tage morgens ab gerechnet.

„Sie wolle in der Nähe bleiben, wenn man ihrer dringend bedürfe, vielleicht in Pont du Château — eine Stunde von Clermont oder in Thiers Aufenthalt nehmen. Dort könne sie in der Wälderruhe des Puy de Montouset Erholung finden."

Sie eilte zur Mitschwester, die am Eingang des Lazaretts der Benachrichtigung harrte und teilte ihr freudestrahlend ihren Erfolg mit:

„Ich übernehme ab morgen früh den Dienst Ihrer Schwester in der Kantine des Gefangenenlagers", sagte Schwester Antoinette zu ihr; benachrichtigen Sie die Kantinenverwaltung und verständigen Sie Ihre Schwester. Händigen Sie ihr diesen kleinen Betrag aus, sodaß sie nichts zu sparen braucht, um ihren Jungen wieder gesund zu bekommen."

Sie händigte an mademoiselle eine kleine Summe Geldes aus und beruhigte diese, indem sie sagte:

„Meine Mittel erlauben mir das!"

Geflügelten Schrittes eilte das Fräulein von dannen.

23.

Noch am Abend kaufte sich Hertha Immensee in Clermont ein elegantes Trauerkostüm und zugleich eine Gewandung wie sie für ein Büffetfräulein in einer Kantine schicklich ist.

Sie ließ sich die beiden Pakete in den Hauptbahnhof Clermont bringen.

Dort kleidete sie sich im Ankleideraum um.

Als sie wieder in die Bahuhofhalle trat, war sie „eine Dame in Schwarz".

Es mußte ihr hübsch stehen, da sich so viele Blicke um sie kümmerten.

Ihre Kleidung als Rote-Kreuz-Schwester hatte sie in eine leere Schachtel verpackt.

Sie beauftragte einen Dienstmann, den Lederkoffer, den ihr Hauptmann Boussoing nebst Inhalt als Erbe hinterlassen hatte, vom Lazarette nach dem Hauptbahnhofe zu verbringen und in der Gepäckhalle abzugeben. Inzwischen hatte sie im Grand-hotel „Méditerranée" ein Zimmer gemietet. Dort ließ sie durch einen andern Dienstmann ihr „Gepäck" —, den Lederkoffer und die beiden Schachteln vom Bahnhofe abholen und ins Hotel schaffen.

In das Gästebuch zeichnete sie sich als „Madame Augier aus Paris" ein.

So waren alle Vorbereitungen getroffen, die Hertha Immensee möglich schienen, um ab morgen an dem

Werke ihres Lebens, an der Befreiung Erwin Heerwagens schaffen zu können.

Einen Teil der Nacht saß sie im Hotelzimmer wach und dachte und dachte und folgerte und folgerte; überprüfte ihren Plan wechselnd mit der Schärfe des Zweifelnden und wieder mit dem Mute des Glaubenden. Das eine mußte sie sich ja immer wieder sagen: Nur äußerste Vorsicht und Umsicht konnten zum Ziele führen. Klugheit und Verwegenheit mußten sich hier die Hand reichen.

Wenn der Plan mißlingt oder — was noch viel schlimmer wäre: Wenn die Flucht auf halbem Wege vereitelt wurde; dann gestaltete sich das Schicksal Erwin Heerwagens zu einer Marter; er würde dann ohne Zweifel sofort nach den französischen Kolonien verschickt. Und dort verflog ein Menschenleben wie ein Blatt von herbstlichen Bäumen; niemand verrechnete es.

„Und dein eigenes Schicksal, das sich bisher so von Glück begünstigt zeigte — würde dem des Geliebten an Herbheit und Traurigkeit kaum nachstehen! — —

Ach, die Nacht ist eine Träumerin! —

Der Tag ist klar und die Zeit des Werkes."

So stand sie am frühen Morgen auf, gestärkt durch einen mehrstündigen gesunden Schlaf — und sah Hoffnung und Glauben in sich stehen in kraftvoller Frische wie den lichtenden Tag.

Sie kleidete sich in die Gewandung eines Büffetfräuleins, beschaute sich im Spiegel und war zufrieden. Über die Dienstkleidung zog sie einen gestern ebenfalls erstandenen leichten, seidenen Staubmantel an, so daß die „dienstliche Kleidung" den „Augen des Hotels" verborgen blieb.

Dann fuhr sie nach Montferrand, suchte anhand der aufgeschriebenen Adresse die Frau auf, für die sie in

der Kantine Dienste tun wollte und ließ sich von ihr in alle sie erwartenden Obliegenheiten eingehend einweihen.

Dann ging sie zu Fuß der alten Artilleriekaserne und dem Gefangenenlager der „Boches" zu.

Es war acht Uhr morgens als Hertha vor der alten Kaserne in Montferrand stand.

Sie sagte dem Posten, daß sie für die Kantine im Gefangenenlager der „Boches" gedungen sei.

Sie konnte eintreten.

Die alte Kaserne diente zurzeit zwei Zwecken: In den Stallungen und einigen Nebenräumen waren die deutschen Gefangenen untergebracht. In den eigentlichen Diensträumen der Kaserne vollzog sich die Neugestaltung eines Ersatz-Infanterieregimentes. Zwischen diesen beiden sonderbaren Soldatenlagern war die Kantine angebracht, den Zwecken des Ersatzinfanterie-Regimentes und dem Gefangenenlager dienend.

Reserve-Infanterie-Offiziere gingen von und zur Kaserne. Das war ja außerordentlich günstig für Herthas Plan.

Das Gefangenenlager selbst war durch eine hohe Bretterwand gegen die Räume der Kaserne vollständig abgeschlossen. Man besah die noble „Aushilfe" in der Kantine mit sonderbaren Augen; aber Diensteifer und bescheidenes, gefälliges Benehmen Hertha Immensees glätteten rasch alle bedachtsamen Gedanken der Umgebung.

Da erfuhr sie etwas, das ihr Herz fast vor Schrecken zu Stein erstarren ließ: das Gefangenenlager werde in kurzer Zeit von hier fortverlegt, voraussichtlich auf den zwei Stunden von Montferrand am Fuße des Puy-de-Dosse gelegenen Schießplatz der Artillerie.

Es war mittag geworden.

Hertha Immensee begab sich in das Wachtzimmer. Der „Sergeant" war überrascht über ihre Pünktlichkeit und noch mehr überrascht, als er erfuhr, daß Hertha in Diensten der Kantine stand.

„Somit kann ich auch öfter und längere Zeit in Ihrer Nähe verbringen!" sagte sie zu ihm.

Er war überglücklich und hätte sie ohne Zweifel geküßt, wenn nicht in diesem Augenblicke ein Soldat mit dienstlicher Meldung eingetreten wäre.

„Haben Sie in der Gefangenenliste der „Boches" nachgesehen?"

Nein; es war mir nicht möglich! Das Verzeichnis der „Boches" liegt auf der Kommandantur. — — Es wird mangelhaft und unzuverlässig geführt sein, wie alles hier oberflächlich geführt wird, da ganz unzulängliche Aushilfskräfte Dienste tun.

Im übrigen aber ist eben Fütterung der „Boches"; Sie können also den ganzen Bestand anmarschieren sehen, Mann für Mann; da kommen alle, auch die, die sich sonst krank melden. Der Hunger ist ein gutes Zuchtmittel! — Kommen Sie! —"

Sie traten in das Lager der „Boches."

Herthas Herz klopfte lebhafter.

Die „Boches" traten eben vor die Kessel, aus denen ihnen das „Diner" gereicht wurde: „Aufgequollene Brotbrocken in einer einäugigen „Fleischbrühe" mit einer Ölsardine als „Braten." Hertha Immensee hätte aufschreien können vor Wut, wenn sie auf den deutschen Soldatengesichtern bei Aushändigung des „Bratens" die furchtbare Enttäuschung las, die ein schreiender Hunger in schroffster Weise in Männer-Antlitze zeichnete.

Es krampfte sich ihr das Herz zusammen, wenn sie sah, wie manche treue, deutsche Manneshand in wort-

losem Zorne zitternd — diese Hohngabe in Empfang nahm.

Dem jungen, schwindsüchtigen Franzosen, der die Suppe verteilte, rann nach dem zweiten Hundert bereits der Schweiß über Stirn und Ohren.

Hertha Immensee nahm ihm den Schöpflöffel aus den Händen und sagte im freundlichstem Tone: „Sie sind müde; gehen Sie in die Kantine; trinken Sie etwas; ich bezahle es, — und ich will inzwischen Ihres Amtes walten!"

Der junge Franzose ließ sich das nicht zweimal sagen!

Die übrigen diensttuenden Soldaten nahmen mit Beifall die Ritterlichkeit der mademoiselle an.

Inzwischen hatte Hertha Immensee aus ihrer Tasche ein Goldstück gegriffen, preßte es unter den Löffelgriff, faßte diesen ganz kurz, so daß es möglich war, das Goldstück unbemerkt in die Suppenschüssel eines Gefangenen gleiten lassen zu können.

Sie übersah mit ihrer hohen Gestalt weithin die antretenden Reihen der Gefangenen.

Da erschaute sie, — erschaute Erwin Heerwagen.

In einer der nächsten Reihen ragte seine massige Gestalt über die meisten empor. Auch er hatte die Geliebte erkannt und seine Gestalt schien zu wachsen vor Staunen und seine Blicke sagten Gruß und Bewunderung.

Nach der Ferne hin war dieses kaum sekundenlange Sicherkennen der beiden möglich ohne aufzufallen.

In der Nähe mußte jede Zweideutigkeit vermieden werden; denn neben Hertha stand der Sergeant und wartete scharfen Auges von Mann zu Mann, daß „die Schwester" ihn als ihren früheren Dienstherrn begrüßen würde.

Noch ein Mann, dann trat Erwin Heerwagen hart an Hertha Immensee heran. Seine Blicke küßten die Geliebte. Sein ganzes Fühlen tastete mit erstaunender Lust über das herrliche Mädchen, das solche Dienste wagte — für ihn wagte. Als er die Blechschüssel zum Füllen hinhielt, waren seine Blicke aufs höchste gespannt, damit ihm nichts entgehen konnte, was ihm ein Zeichen sein konnte. Herthas Herz krampfte sich zusammen; einige Augenblicke war es, als versagte es den Dienst, als schwänden ihr die Sinne. Aber schon im nächsten Augenblick kam ihr das Gehirn zu Hilfe und rief ihr zu: Alle Gedanken an Bord! Ruhe und Sicherheit! Es gilt!

Und da war ihr die Kraft!

Sie sah zu ihm auf, wie sie jeden der Gefangenen beäugte — kurz und mit freundlicher Gebärde — nur flog diesesmal von Aug zu Aug ein blitzrascher, herzheißer Gruß.

Sie sah wie seine abgemagerte Hand zitterte, als er die Blechschüssel ihr entgegenhielt.

Sie fühlte wie seine Blicke auf ihr ruhten.

Tief tauchte sie den Schöpflöffel in die Suppenwanne, faßte beim Herausheben den Stiel ganz kurz und schüttete den Inhalt so in die Blechschüssel, daß ihre Fingerspitzen den Innenraum der Blechschüssel berührten und ließ in diesem Augenblicke, das Goldstück in die Suppe sinken.

Es war gelungen.

Sie lächelte.

Schon trat der nächste an und dann wieder der nächste, bis alle Reihen „gefaßt“ hatten.

„Haben Sie ihren früheren Herrn erschaut?“ frug der Sergeant, als er mit Hertha zum Wachlokal zurückging; „mir fiel nichts auf.“

„Nein!" sagte sie; „er ist nicht unter diesen Gefangenen. Ich habe mich getäuscht."

Der Sergeant machte ein betrübtes Gesicht; er dachte an die Geldsumme, die ihm auf diese Weise nicht zuteil werden konnte.

„Er rief einen Gefangenen an: „Wieviel von Euch sind im Krankenraum?"

Aber der Gefangene verstand die französischen Worte nicht. Da sagte Hertha in deutscher Sprache zu ihm:

„Sind deutsche Gefangene im Krankenraum?"

Der Gefangene der im Gehen seine Suppe auslöffelte, blieb stehen und starrte nach Hertha wie nach einem Wunderding, als ihn die heimatlichen Laute berührten:

„Nö Fräulein, es ist keener krank um die Mittagszeit, auch der nicht, der schon halb im Sterben liegt."

Da sprach er im reinsten Frankfurter Dialekt.

„Sind Sie aus Frankfurt am Main?"

Das Staunen des Gefangenen wuchs,so daß er ni cht mehr mit den Augen allein, sondern auch mit dem Munde schaute:

„Ihre Sprache verriet mir das; ich war auch schon jahrelang in Frankfurt."

„Pst!" sagte der Sergeant.

Einige Offiziere waren eingetreten, um das Lager der „Boches" zu beschauen.

„Ist hier keine Wache?" herrschte ihn einer der Offiziere an.

„Die Wache habe ich für diese Zeit" meldete der Sergeant. — Man hatte mich für einige Augenblicke abgerufen."

Er eilte auf seinen Posten. Hertha Immensee in die Kantine zurück.

Es war nachmittags.

Eben war unter die „Boches" die „Gefangenenzeitung" verteilt worden.

Es war das ein von der französischen Regierung veranlaßtes und von „Akademikerkreisen" geleitetes Blatt, das je nach „Bedarf" erschien und den Zweck hatte, die „Boches" über den Verlauf des Weltkrieges zu unterrichten — natürlich — in „der gleich ehrlichen, offenen und charaktervollen Art," — die ja das Wesen vieler französischer Kriegsberichte bildete.

Hertha Immensee hatte sich eine Nummer dieser „Gefangenenzeitung" verschafft und las darin.

„Die Russischen Millionenheere haben bereits im Südwesten Breslau erreicht; die Stadt ist nur mehr ein Schutthaufen! — „Posen wurde von den Russen gestürmt; das Kaiserschloß steht in Flammen.

Der Weg nach Berlin steht den Russen nun offen, nachdem das deusche Ostheer unter Hindenburg vollständig geschlagen wurde.

Hindenburg wurde gefangen genommen.

Sein Kopf wird von den Kosaken, welche die Spitze der russischen Heereswalze bilden, auf einer Kosakenlanze als führendes Siegeszeichen vorausgetragen.

Ein deutscher Prinz war in dem Schlosse B. einquartiert. Als Dank für die „ritterliche" Art der Behandlung, die ihm der französische Schloßherr zuteil werden ließ, vergewaltigte er die „hübsche" Herrin des Hauses. — Der französische Schloßherr zwang den „Barbarenführer" — sich selbst zu erschießen."

Nun vermochte Hertha Immensee nicht mehr weiter zu lesen. Sie steckte das Blatt zu sich als ein wertvolles Beweismaterial, in welcher schamlosen Weise in Frankreich an der Verdächtigung der Deutschen gearbeitet wurde.

Und so etwas geschah nicht etwa von Vertretern des Vorstadtpöbels, nein — dieser jeden Ehrgefühls bare Verdächtigungfeldzug war die Tat „akademischer“ Kreise, denen die Anerkennung der „Regierung“ nicht erspart blieb! —

„Volk der Ritterlichkeit“ — und „Große Nation“ — so tief gesunken bist du unter der Führung einer Regierung, der die Lüge und der Betrug ein heiliges Machtmittel ist! Armes französisches Volk, — das solche „Regierer“ hat!

Hertha Immensee hatte das Gefühl, als stünde sie in einem Sumpfland, und schaute in der Ferne Deutschland, ein auengesegnetes, fruchtbestandenes von Wälderkraft umrauschtes Höhenland! —

Da klang ein helles Gelächter von den Stallungen der „Boches“ herüber.

Bayerische Gefangene hatten eben in der „Gefangenenzeitung“ gelesen:

„Revolution in München. Der König verjagt.

Das Nationalheiligtum „das Hofbräuhaus“ steht in hellen Flammen!“

Das war zuviel! Eine solche Dosis von plumper Lüge konnte nur durch ein herzhaftes Gelächter beantwortet werden.

Da trat Erwin Heerwagen in die Kantine!

Er hatte eine günstige Zeit erwartet.

Hertha Immensee war allein anwesend. Sie war vorbereitet auf diesen Besuch.

Er kaufte sich Brot, Wurstwaren und Wein. Sie wechselte ihm das Goldstück in Silbergeld, damit die Bezahlung bei ferneren „Einkäufen“ weniger auffallend war.

Rasch griff sie aus ihrer Kleidtasche eine Schinkensemmel, gab sie ihm und sagte leise, während sie das Silbergeld aneinander klirren ließ, um den Laut ihrer Worte zu dämpfen: „Es ist Geld im Brote und ein Zettel. Vernichte ihn, wenn du ihn gelesen, behalte aber jedes Wort, das darauf geschrieben steht — fest im Gedächtnis."

Da wurde sie von der entgegengesetzten Seite der Kantine angerufen.

Französische Infanteristen wollten bedient sein.

„Hatten Sie von dem Vorgang zwischen ihr und Erwin Heerwagen etwas erlauscht?"

Sie zitterte vor Aufregung.

Aber nein! Man lachte der hübschen „mademoiselle" zu.

„Haben Sie auch Küsse zu verkaufen, mademoiselle?" fragte ein französischer Infanterist.

„Gewiß, aber nur für jene, die die entsprechende Gewähr für ehrenwerte Bezahlung leisten können."

„Und die ist?"

„Das Standesamt."

Da lachten alle über die schlagfertige mademoiselle.

Auf dem Zettel, den Hertha Immensee Erwin Heerwagen in der Semmel ausgehändigt hatte, stand in Gabelsberger Stenographie:

„Ich habe für dich die vollständige Uniform eines französischen Infanterie-Hauptmanns.

In dieser Uniform wirst du fliehen.

Die Stunde, in der ich dir die Uniform übergebe, muß die Stunde deiner Flucht sein.

Mein Sinnen hat nur einen Gedanken — unsere gemeinsame Flucht.

Die Stunde ausfindig zu machen, das wann und wo und wie es am günstigsten für unsere Flucht ist

— ist mein Arbeitsziel für die nächsten Tage. Lasse deinen ungepflegten Bart nach der Form schneiden, wie man sie häufig bei französischen Offizieren wahrnehmen kann.

Und stärke dich!

Mein Mut ist stärker als mein Glaube!

Vernichte den Zettel! . . ."

Erwin Heerwagen las den Zettel auf die „Gefangenenzeitung" gebreitet. So konnte er ihn unauffällig wieder und wieder lesen.

Hoher Mut faßte auch ihn.

„Das Große heißt dich wachsen; das Starke reizt die Kraft in dir. — Ich will deiner würdig sein, Hertha Immensee!" sagte er sich.

Den Zettel zerriß er, in winzige Teile, zerkaute diese zu Brei und gab sie dann — völlig unkenntlich gemacht — von sich.

Am späten Nachmittag klangen die Gesänge der „Boches" aus dem Lager in die Kantine, — jene Gesänge — Volkslieder der Deutschen, die den Erdgeruch der Heimat in sich trugen, den bergstarken Glauben an Deutschlands Größe, den Weckruf germanischer Treue und Brüderlichkeit und Menschenliebe und Menschenleid; jene Lieder der „Boches" die der Franzose „Paul de Leoni" im „Gaulois" mit dem „Grunzen der Schweine" verglich, „die zur Schlachtbank geführt werden," „als Giftblasen blutdürstiger Leidenschaft" und „als Geheul viehischer Wut" bezeichnete — im „Gaulois", einem in den vornehmsten Kreisen Frankreichs viel gelesenen Pariser Blatt. Ein führendes Blatt, ein Vertreter der „Grande Nation" durfte solchen Unrat bieten, und man beschaute ihn — beifallspendend.

„Kein Ereignis der Weltgeschichte hat je mit so griffiger Hand die Duftschleier des Ruhmes von der Grande-Nation gerissen wie der Weltkrieg 1914/15 ...! und das entschleierte Bild der Ruhmesnation zeigt uns in manchen Punkten eine „Petite-Nation," — ein Volk, das unter seine Vergangenheit gesunken ist," dachte sich Hertha Immensee.

„Wir haben die Franzosen in dem Maße überschätzt, in dem sie uns unterschätzten. —"

Der frühere Kommandant des Gefangenenlagers hatte den „Boches" das Singen verboten; der neue „Herr" hatte es gestattet, soweit es nicht belästigend wirkte; aber es konnte niemand belästigen, da niemand im weiten Umkreise Deutsch verstand.

Die Selbstverhimmelung der Franzosen kannte ja auch in dieser Hinsicht fast nur einen Gott: die eigene Sprache.

Es herrschte eine unglaubliche Sprachenunkenntnis unter den Franzosen; Hertha Immensee überzeugte sich immer mehr davon.

Während die Gesänge der „Boches" in gehaltenem Pianissimo über die Höfe und an Hertha Immensees auflauschende Sinne langten wie ein blütenliebes Grüßen der Heimat, kam der „Sergeant" in die Kantine.

Er sagte zu Hertha Immensee, indem er sie vertraulich am Arme griff und mit einer Kopfwendung gegen das Lager der „Boches" wies:

„Meine Liebe, seien Sie froh, daß sich unter diesen „Boches" nicht Ihr ehemaliger Herr befindet; denn die „Boches" werden in den nächsten Tagen schon von hier abtransportiert, zunächst nach dem Schießplatz am Fuße des Puy-de-Dôme und von dort über

Lyon nach Marseille verbracht. In Marseille werden sie auf die Schiffe verfrachtet."

„Auf Schiffe verfrachtet?" frug Hertha Immensee; die Sorge schnürte ihr die Kehle zusammen.

„Das Ziel heißt Marokko."

„Marokko?"

„Man läßt die „Boches" als tüchtige Soldaten in Marokko gegen die Feinde Frankreichs kämpfen." — Das ist doch ganz klug von der Regierung? — Die Sache ist aber noch ganz geheim! Niemand darf davon erfahren! Die „Boches" werden nicht ahnen, wenn sie in Marseille eingeschifft werden, wohin die Meerfahrt geht, — „bis sie in Marokko gelandet sind!"

Hertha Immensee hatte ihre Fassung wieder gewonnen.

„Ich habe Ihnen davon nur gesagt, damit Sie — wie ich schon erwähnte, froh sein können, daß sich Ihr ehemaliger Herr nicht darunter befindet. Sie schweigen; es träfe mich die strengste Strafe!"

„Es freut mich, daß Sie mich so in Ihr Vertrauen ziehen," erwiderte Hertha Immensee, und mich sogar geheime Dienstsachen wissen lassen. Und sie sah ihn lieb an, so mit unverhüllter, verheißender Herzlichkeit, daß er ihr jedenfalls alle weiteren dienstlichen Geheimnisse anvertraut hätte, wenn noch solche in ihm gewesen wären.

Der weltliche Lohn waren einstweilen einige Gläschen feinster Likör und ein ansehnliches Stück Lyoner Wurst, die ihm Schwester Antoinette auf ihre Rechnung verabreichte.

Die Nachricht vom bevorstehenden Abtransport der deutschen Gefangenen hatte auf Hertha Immensee ge-

wirkt wie ein plötzlich entstehender Sturm auf ein ruhig gleitendes Segel.

Nun hieß es rasch handeln, so rasch als möglich.

Der morgige Tag konnte unter Umständen schon der letzte sein, der eine Gelegenheit zur Flucht noch möglich machte.

Jede Stunde war kostbar und mußte genützt werden.

Die Gedanken schossen in ihr hoch wie Sturmschwalben.

24.

Zunächst galt es einen Ort ausfindig zu machen, an dem sich Erwin Heerwagen umkleiden konnte. Es mußte also ein Ort sein, der für Erwin Heerwagen jederzeit leicht erreichbar und der auch für Hertha Immensee zugänglich war. Sie mußte dort in einer Papierschachtel die Uniform verstecken können, und ihm mußte dort die Möglichkeit geboten sein, seine Gefangenen-Kleider abzulegen, um in der Uniform eines französischen Infanterie-Hauptmanns das Gefangenenlager verlassen zu können.

Die Erscheinung französischer Offiziere im Gefangenenlager war nichts auffälliges, da ja französische Reserve-Offiziere sehr häufig kamen, um die „Boches" zu beschauen.

Hertha Immensee gab in der Kantine an, den Sergeanten aufsuchen zu wollen.

Sie ging mitten durch das Gefangenenlager.

Die deutschen Laute, die in Brandenburger Dialekt, in rheinischem Sington, in sächsischer Treuherzigkeit und bayerischen Kraftlauten an ihr Ohr klangen, berührten sie wie ein Zauber, und jede Laut-Eigenart zauberte Bilder der deutschen Heimat vor ihre Sinne.

Wie gerne wäre sie hingetreten vor diese Söhne deutscher Erde und hätte ihnen zugejubelt: ich bin Euere Schwester und deutsch wie ihr!

Aber nur keine träumenden Gefühle in so ernster Stunde.

„Du mußt sein wie ein Tier, das auf Beute geht; jede Gefahr eräugen und das Ziel unentwegt im Auge, bis die Beute als Gabe deiner Kraft in deinen Fängen ruht.

Sie kam an den Not-Aborten vorbei, die für die „Boches" hinter dem Wachlokale angebaut worden waren. Ein gedeckter Holzgang schloß sie gegen die Höfe ab.

Sie lauschte.

Die Aborte waren leer.

Rasch trat sie in den Gang. Niemand hatte sie gesehen.

Niemand?

Erwin Heerwagen, der unter einer Akazie im Hofe stand, hatte jeden ihrer Schritte verfolgt.

Er durchschaute der Geliebten Absicht.

Hertha Immensee ging rasch an den Aborten vorüber.

Die letzten sechs Abteilungen waren verschließbar. Sie waren mit den Zahlen 1—6 beschrieben.

Ihr Plan stand fest.

Sie trat aus den Aborten in den Holzgang, dann durch eine Türe wieder in den Hof und gegen das Wachlokal zu.

Aber da kam ein neues Hindernis in den Weg.

Eine über zwei Meter hohe Holzplanke sperrte den Weg zum Wachlokal.

Die Türe in der Holzplanke war verschlossen.

Den Schlüssel zu dieser Türe mußte sie haben.

Sie eilte den Weg zurück zur Kantine und ging von hier zum Wachlokal.

Sie sagte zum Sergeanten: „Eben wollte ich heimlich zu Ihnen; es gibt in der Kantine augenblicklich wenig zu tun; um meinen Arbeitskolleginnen mein Ziel zu verschleiern, ging ich durch das Lager der „Boches," kam an den Aborten vorüber bis zur Planke. Aber die Türe in der Planke war fest verschlossen. Nun mußte ich wieder zurück in die Kantine und von dort aus den Weg hierher nehmen.

Man sah mir nach; man ahnt schon etwas von dem, was zwischen uns Beiden im Werden ist! — Und Weiberneid hat tausend Augen und tausend Zungen!"

Sie sah den Sergeanten mit so üppigem Liebreiz an, daß er in diesen Augenblicken sein Gehirn aufs Äußerste anspannte, um ein Mittel zu ersinnen, das ihr möglich machte, zu ihm kommen zu können, ohne daß die Kolleginnen es beobachten konnten.

Er gab einem genialen Gedanken die Worte, indem er sagte: „Zahl 28 ist der Schlüssel zur Planke!" Er hob ihn vom Schlüsselrahmen; „er ist zweifach da; wissen Sie was? Nehmen Sie den Schlüssel Nr. 28 zu sich; dann können Sie durch das Lager der „Boches" — den Blicken der Kolleginnen entrückt — jederzeit unbemerkt zu mir kommen!"

Er gab ihr den Schlüssel.

„Ich lasse rasch wieder ein zweites Exemplar nachmachen!"

„O Sie Kluger! Ich habe schon wiederholt Ihren Scharfsinn bestaunt, diesesmal bewundere ich Ihre erfindungsreiche Genialität!"

Sie schüttelte ihm innig die Hand und eilte fort. Sie ging an der Torwache vorüber auf die Straße, eilte

über die Straße in den kleinen Laden einer Frucht- und Delikatessen-Handlung.

Sie kannte die höfliche Frau, die den Laden hielt — seit gestern. Sie kaufte einige Früchte und ersuchte die Frau, ihr zu gestatten, daß sie hier in dem ruhigen Raume einige Zeilen schreiben könne. Drüben in der Kantine gehe es so lärmend zu, daß es unmöglich sei, einen Gedanken richtig zu Papier zu bringen.

So schrieb sie auf einen Zettel an Erwin Heerwagen den ganzen Plan zur Flucht, die schon morgen ausgeführt werden müsse.

Vielleicht schrieb sie damit sein und ihr Schicksal.

Sie schüttelte alle beängstigenden Gedanken von sich. Sie schnitt eine Semmel wagerecht in der Mitte durch, versteckte in die Molle fünf Goldstücke und preßte den Zettel ein.

Da fiel ihr ein, daß Erwin Heerwagen keine Uhr hatte: Man hatte ihn bei der Gefangennahme seiner Habseligkeiten beraubt — jedenfalls.

Von dem Gefangenenlager aus war keine öffentliche Uhr zu erschauen.

Aber von peinlichster Pünktlichkeit hing der ganze Fluchtplan ab. Sie hatte sich von dem Gelde Boussoings eine Uhr erstanden.

Sie höhlte eine zweite Semmel aus, legte Uhr samt Kettchen in die Semmel, preßte die Molle darauf und legte Schinken und Wurstschnitten auf den Durchschnitt und über alles die zweite Semmelhälfte.

Sie dachte und dachte.

Weiteres dringendes fiel ihr nicht mehr ein.

Hertha Immensee eilte in die Kantine zurück.

Gegen Abend kam Erwin Heerwagen in die Kantine.

Die „Boches“ hatten kurz vorher ihr Abendessen

gefaßt: eine sogenannte Linsensuppe, in die einige winzige Pökelfleischteilchen eingestreut waren.

So etwas Gegensätzliches von einem anständigen Abendessen reizte den Hunger noch mehr; es kamen deshalb gegen Abend eine größere Anzahl der deutschen Gefangenen in die Kantine, um Brot und Früchte zu kaufen, allerdings um teueres Geld, denn der Warenpreis war für die „Boches" verdreifacht! —

Es ging also ziemlich lebhaft zu in der Kantine.

Hertha Immensee hatte die beiden Semmeln mit ihrem verhängnisvollen Inhalt in einem günstigen Augenblicke hart vor sich hingestellt und dazu eine Reihe anderer belegter Semmeln gefügt.

Als Erwin Heerwagen eingetreten war, blieb er einige Zeit hinter seinen Kameraden stehen und sah unentwegt nach Hertha Immensee, sehnsüchtig auf ein Zeichen ihrer Augen harrend.

Hertha Immensee war voll Heiterkeit und Übermut und ließ da und dort eine deutsche Redewendung einfließen, wenn der eine oder andere der Gefangenen bei Äußerung seines Wunsches oder bei Bezahlung sich nicht zu helfen wußte und sich unklar zeigte.

Ein kleiner deutscher Trompeter, der einmal in besseren Zeiten nudeldick gewesen sein mochte, stand schon geraume Zeit vor dem Gabentisch, seufzte bei jeder Frucht, jeder Semmel und besonders tief und innig bei jedem Wurststück, das zahlungsfähigen Kameradenhänden ausgeliefert wurde.

Er machte sich wiederholt die sehnsuchttrockenen Lippen mit der Zunge feucht. Er sah fast unentwegt mit einem stillen, beseligenden Lächeln nach Hertha Immensee, als staunte er ein wunderspendendes Bildnis an.

Da fragte ihn Hertha Immensee in deutscher Sprache: „Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ach" sagte er, „womit Sie mir dienen können?" er tat einen inbrünstigen Reihenblick über den Gabentisch, schluckte rasch und heimlich einigemale und erwiderte dann:

„Womit Sie mir dienen, Fräulein? — Ich habe eine unbändige Freude, wenn ich einige deutsche Worte von Ihnen so schön gesprochen höre; denn Ihre Sprache, Fräulein, ist ganz wie die Hanauer Sprache, — und ich bin von Hanau bei Frankfurt am Main. — Das ist meine Atzung, die ich mir hier hole und jeden Tag holen werde, wenn Sie es erlauben; das kostet nichts und tut doch so wohl. Die übrigen Kostbarkeiten sind für mich nicht erreichbar; sie hängen für mich zu hoch wie die Trauben für den Fuchs. Und Geld habe ich keines."

Da händigte ihm Hertha Immensee eine mit Butter bestrichene und Wurstschnitten belegte Semmel aus und sagte leise und rasch in deutscher Sprache: „Nehmen Sie es; die Heimat schenkt Ihnen das!" und ergänzte laut in französischer Sprache, um bei ihren Kolleginnen kein Mißtrauen wachzurufen: „Sie haben heute morgen eine belegte Semmel zuviel bezahlt!" Zugleich hatte Hertha Immensee, als sie ihm die Semmel in die Hand gab, seine Hand flüchtig gedrückt. — Auf dem Knabenantlitz des Hanauer Reiter-Trompeters glänzte irdische Seligkeit in edelster Reinzucht. Langsam trat er vom Gabentisch gegen den Hintergrund zurück wie ein Hypnotisierter seine Augen nach Hertha Immensee gewendet.

„Die Heimat gibt Ihnen das!" — und dazu noch einen warmen Händedruck von linden Mädchenhänden! . . .

In seiner Seele fing es an zu raunen: „Da liegt ein Geheimnis zugrunde, ein wunderbares Geheimnis!"

Die Wurstsemmel in seiner Hand raunte aber noch kräftiger als die innere Stimme.

So vergrub er zunächst sechszehn seiner weißen, blanken Zähne in das Paradies der Wurstsemmel, mit so stürmischem Eifer, als müßte er sich durch sie hindurchbeißen in das Zauberland: — Schlaraffia und zu dem Geheimnis: „Die Heimat gab Ihnen das! . . ."

25.

Erwin Heerwagen hatte das ersehnte Zeichen in den Augen der Geliebten erschaut. Er trat unauffällig und mit ernster Miene vor Hertha Immensee und sagte in Französisch: „Geben Sie mir eine belegte Semmel!"

Sie sah flüchtig auf zu ihm und sprach dann, als hätte sie ihn nicht verstanden: „Zwei belegte Semmeln?"

Das Wörtchen „zwei" betonte sie so scharf, daß er die Dringlichkeit dieses Wortes sofort erfaßte und in gut gespieltem Gleichmut antwortete, als ob sein Verlangen von Anbeginn darauf bestanden hätte: „Zwei! Natürlich, zwei!" —

Sie schob ihm beide Semmeln zu, die einen so wichtigen Inhalt für Erwin Heerwagen bargen.

Ihre Hände zitterten etwas.

Sie sah noch, wie er mit griffigen Fingern beide Semmeln umklammerte, so daß nichts von ihrem Inhalte verloren gehen konnte und die beiden Semmeln sofort in die bergende Tasche steckte.

Dann war Erwin Heerwagen beiseite getreten und hatte die Kantine verlassen.

An einem entlegenen Plätzchen öffnete er die eine Semmel und entnahm ihr staunend — Uhr und Kette.

„Was soll das?"

„Ah!“

Es hellte in ihm. Er durchschaute den Zweck.

Aus der zweiten Semmel entnahm er den Zettel und fünf in die Rolle gesteckte Goldstücke, französisches Geld. Über die Goldstücke gebreitet entrollte er mählich den Zettel und las die dringlichen Mitteilungen ab, die in Gabelsberger Stenographie auf ihm geschrieben standen.

Sie lauteten:

„Eben erfuhr ich, daß das Gefangenenlager vielleicht schon in den nächsten Tagen von hier nach dem zwei Stunden entfernten Schießplatz am Fuße des Puy-de Dôme verlegt werden wird. Von dort aus werden alle waffenfähigen Gefangenen nach Marseille gebracht, eingeschifft, — und wenn man sie landet, befinden sie sich in Marokko, wo sie als „tüchtige“ Soldaten gegen die Feinde Frankreichs kämpfen müssen. Es eilt also sehr, zu tun, was wir tun wollen!

Morgen mittag 1 Uhr werde ich in den verschließbaren Abort Zahl 1 — oder wenn das nicht möglich sein sollte — in Zahl 2 oder 3 eine festverschnürte Schachtel stellen. Sie enthält die Uniform eines französischen Infanterie-Hauptmannes in allen wesentlichen Teilen und entspricht deiner Größe.

Du wirst zur selben Minute fast wie ich an dem bezeichneten Orte anwesend sein. Um diese unabweisbare Pünktlichkeit zu ermöglichen, liegt die Uhr bei.

Wenn wir uns begegnen sollten, darf kein Wort gesprochen werden.

Kleide dich so rasch als möglich um. Deine Gefangenenkleidung berge in die Papierschachtel und verschnüre sie wieder. Lasse dann die Schachtel stehen. Sie trägt vorsichtshalber die Adresse: Madame Bailleule, robes & modes. Paris, Rue de Varenne 78. Ich

werde sie unmittelbar nach deinem Abtreten wieder zu mir nehmen.

Nehme vom Aborte aus den Weg zur Holzplanke; die Türe in der Planke ist erschlossen; ich habe den Schlüssel dazu. Drücke sie hinter dir wieder ins Schloß.

Gehe dann ruhigen Schrittes an der Wache vorüber durchs Tor.

Die Wache liegt inzwischen in meinem Banne.

Die Sicherheit deines Auftretens wird dir Schirm und Schutz sein.

Gehe von der Kaserne ab rechts bis zur zweiten Seitenstraße. Dort steht ein Auto für dich bereit. Das Auto trägt neben der französischen Flagge auch ein Fähnchen mit den italienischen Farben.

Gebe dem Lenker den Auftrag, dich auf dem kürzesten Wege nach Issaire — südlich von Clermont — zu fahren. Auf der Straße, die von Issaire nach Brionde führt, werden wir uns begegnen."

Erwin Heerwagen las den Zettel so oft es unbeachtet sein konnte, wieder und wieder und prägte alles fest in sein Gedächtnis. Eben wollte er den Zettel zerreißen, da sah er, daß auch auf der Rückseite noch einige Worte stenographiert standen: „Sollte ich bis gegen Abend in Issaire nicht eingetroffen sein, dann überlasse mich meinem Schicksal, das sich leichter wieder verbessern läßt als deines oder unser gemeinsames.

Setze deine Flucht südwärts fort. Karten sind in der Uniform; ebenso findest du dort in der linken Brustseite des Rockes eine Summe Geldes eingenäht, das ausreichend sein wird für dich."

„Sollte ich bis gegen Abend in Issaire nicht eingetroffen sein ..." Das legte sich wie ein eisiger Hauch über alle die knospende Hoffnung in Erwin Heerwagen.

Er dachte und dachte, welche Hindernisse sich Hertha Immensee in den Weg stellen könnten. Und seine Gedanken eilten vom Hundersten ins Tausendste.

Er zerkleinerte den Zettel, zerweichte die winzigen Teile in seinen Munde und gab sie so unkenntlich gemacht von sich...

Als Hertha Immensee am Abend die Kantine verlassen hatte, gab es noch viel zu tun für sie.

Zunächst kaufte sie noch ein Paar Offiziers-Schäftestiefel. Sie hatte Erwin Heerwagens Füße beschaut und fürchtete die Stiefeln Boussoings, der für seine Größe über einen auffallend kleinen, männerunschönen Fuß verfügt hatte, könnten Erwin Heerwagen zu klein sein.

Auf ihrem Wege kam sie an einem großen Goldwaren- und Schmuckgeschäft vorüber; dort war das „Eiserne Kreuz" das Tapferkeitszeichen der deutschen Soldaten im Original und in täuschenden Nachahmungen ausgestellt. Das Original hatte man deutschen Gefallenen abgenommen, die Nachahmungen wurden als Spott und und Hohnzeichen von den Franzosen gekauft und getragen.

In dem Geschäfte waren auch französische Orden — das Kreuz der Ehrenlegion und die neue als „Gegengewicht zum deutschen Eisernen Kreuz" von der französischen Regierung gestiftete „Ruhmesmedaille" ausgestellt — im Original und ebenfalls in täuschenden Nachahmungen.

„Das kann dir, kann uns Dienste tun" sagte sich Hertha Immensee.

Sie erstand im Geschäfte ein deutsches „Eisernes Kreuz" in Imitation und zu ihrem eigentlichen Zwecke je eine Nachbildung des Ordens der französischen Ehrenlegion und der Ruhmesmedaille; — zugleich

erstand sie noch ein Fähnlein in französischen und ein Fähnlein in italienischen Farben. —

Dann bestellte sie für morgen mittag ein Uhr ein Auto, bezeichnete dem Fahrer genau die Stelle in der rue de Savoie, der zweiten Seitenstraße links vom Austritt der alten Kaserne in Montferrand, — gab ihm den Auftrag, neben die französischen Farben, die Flagge mit den italienischen Farben zu stecken, da das Erkennungszeichen für den Offizier hierin liege, den er zu fahren habe.

„Die italienische Flagge führe ich seit Beginn des Krieges neben der französischen Flagge an meinen Autos, Fräulein" sagte der Auto-Vermieter; „man sieht es gerne und macht so mehr Geschäft; denn jedermann weiß, wenn Italien auch zehnmal als Bundesgenosse der Deutschen gilt, — so ist das nur auf dem Papier; in Wahrheit stehen die Italiener zu uns, mademoiselle; und ich bin kein Prophet, aber eines kann ich doch voraussagen: Es wird der Tag kommen, an welchem Italiens Soldaten Schulter an Schulter mit den Soldaten Frankreichs gegen die verfluchten Deutschen kämpfen und siegen werden; dann mademoiselle, es mag richtig sein, was neulich hier ein Pariser Akademiker in einer riesig besuchten Versammlung sagte: Dieser Krieg wird immer mehr ein Krieg der lateinischen Völker, der lateinischen Kultur gegen germanische Barbarei ... und gegen das Germanentum. Ein kluger Geschäftsmann muß immer etwas mit der Politik rechnen; ich werde deshalb auf dem bestellten Auto die französische Flagge von zwei italienischen Fähnchen flankieren lassen. Also kann ich Ihre Flagge, mademoiselle, gut verwerten."

Hertha Immensee eilte fort; der Gedanke, den der Mann soeben ausgesprochen hatte — ärgerte sie; und

doch mußte sie sich sagen: er hatte scharfe Witterung für das, was sich von Frankreich nach Italien, von Italien nach Frankreich tastete . . . wie eine Drachengestalt: Der Verrat.

Italien — und Deutschland!

Es war ihr in diesem Augenblicke, als wenn damit Gegensätze nebeneinander gestellt würden — wie Treue gegen Verrat, Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit — gegen räuberische Spekulation und Banditenmoral. —

In vielen Geschäften sah man italienische und französische Farben nebeneinander gestellt. Man fühlte bereits was noch nicht ausgesprochen war: Kommende Dinge — Treubruch und Verrat.

Im Hotel angekommen, bezahlte Hertha Immensee ihre Rechnung und bestellte für morgen mittags einhalb zwei Uhr ein Auto für sich.

Dann saß sie noch einige Zeit am Fenster ihres Hotelzimmers und überprüfte nochmals und wieder und wiederholt alles, was geschehen sollte.

Der Geschäftslärm der Stadt war erstorben. Man hörte durch die Stille der Nacht die hochgehenden Fluten des Alliers ihre aufgeregten Gespräche führen. Und manchesmal war es Hertha Immensee als schaute sie durch die schwülen träumenden Schatten der Nacht in der Ferne purpurne Wolken ziehen — und erlöschen: Die riesigen Buchenwälder des Puy-de-Dôme über denen der rote Tod lag, sagten ihr schönes Leid den Sternen der Höhe . . .



26.

Es war Morgen. Der Tag der Tat.

Im Tale des raschen Allier stand ein bewegungsloser Nebel, hüllte Städtesiedelung, Fruchtgefilde und Bergwelt ein; aber die hundertgestaltigen Stimmen des Lebens durchklangten ihn; und über ihm ahnte man das Lichtmeer der Sonne.

Hertha Immensee sah in diese endlose Nebelhülle, als sähe sie in das Schicksal ihrer nächsten Stunden.

„Wird der Plan gelingen? Wird er mißlingen?"

Zweifel, Sorge und Bangen hüllten Herz und Hirn ihr ein.

„Bis der Nebel entflohen ist, wird dein und sein Schicksal sich entschieden haben.

Aber der Glaube ist die Quelle der Kraft und die Wurzel der Tat!"

Sie ging zur Kantine, kehrte um zwölf Uhr mittags ins Hotel zurück und erschien zehn Minuten vor ein Uhr unter dem Torbogen der alten Artilleriekaserne in Montferrand und wollte am Wachlokal vorübereilen.

Dort saß am offenen Fenster der Sergeant. Er sah die Papierschachtel in Schwester Antoinettes Händen und fragte neugierig: „Was enthält wohl diese Schachtel an Delikatessen?"

Sie wies ihm als Antwort die Adresse:

„Madame Bailleule, robes & modes. Paris, Rue de Varenne 78."

„Was, Sie lassen in Paris arbeiten?"

„Bei einer Tante, die die gute Eigenschaft hat, sich nichts bezahlen zu lassen!"

„Sie haben eine Tante in Paris?"

„Eine Tante — die in der Rue de Varenne ein stattliches Haus mit sechs Etagen — und keine Kinder besitzt; ihre nächste Verwandte bin ich."

Die staunenden Blicke des Sergeanten sagten deutlicher als jedes Wort, wie die Schwester Antoinette durch diese Mitteilung in ihrem Wertansehen gestiegen war. Es lag die Andacht eines Anbeters in seinem Ton als er sprach:

„Mademoiselle, Sie enthüllen sich immer begehrenswerter, so daß ich fast fürchte, Sie könnten der bescheidenen Bannkraft meiner kleinen beamtlichen Würde entfliehen."

Der Sergeant war im Zivilberufe Postbeamter in einer kleinen Stadt der Dauphiné.

Da hätte Hertha Immensee beinahe laut aufgelacht. Aber in diesem Augenblicke schlug es ein Uhr auf irgendeinem Kirchturm.

Dieser Schlag straffte allen Ernst in Hertha Immensee.

Es galt!

Lächelnd sagte sie zum Sergeanten: „Vorerst entschwebe ich für einige Minuten in die Kantine; ich will nachsehen, was es dringliches gibt; dann komme ich wieder zurück — und zu Ihnen! Sind Sie allein?"

Sie sagte das mit so bezaubernder Verheißungsfülle, daß der Sergeant in Ahnung liebster Dinge die Augen verdrehte — wie ein kollernder Puter.

Hertha Immensee eilte aber seitlich ab, schloß die Türe in der Holzplanke auf, drückte sie vorsichtig, aber ohne abzuschließen wieder ins Schloß, zog den Schlüssel ab, steckte ihn zu sich und nahm den Weg in die Aborte des Gefangenenlagers. Als sie in den Gang, der die Aborte entlang führte, eintrat, sah sie am entgegengesetzten Ende des Ganges — Erwin Heerwagen eintreten.

Zahl „1" der verschließbaren Aborte war frei. Sie

stellte die Schachtel ein und ging eine Strecke über den Hof, dann wieder zurück durch die Plankentüre.

Als sie lautlos in das Wachlokal trat, stand der Sergeant eben vor einem kleinen Wandspiegel und besah sich von allen Seiten, Eigenreize und männliches Würdemaß prüfend.

Das Ergebnis schien ihn sehr zu befriedigen; denn seine Blicke funkelten immer stolzer und üppiger nach dem Spiegelbild seiner Herrlichkeit, bis ihn ein leises Gelächter aus seiner Selbstbetrachtung riß.

Schwester Antoinette stand vor ihm, schön wie eine gemalte Fee, drohte mit den weißen Fingern und sagte:

„Soviel Eitelkeit am Mann, das gibt schwer zu denken!"

Er errötete als er ihre Blicke so tief in den Kleinkram seines Innenbesitzes schauen sah; aber zu weiteren Schwächen ließ sie ihn nicht kommen, setzte sich vielmehr ganz wonnebeängstigend nahe zu ihm und erzählte ihm — von der Tante und von Paris, von dem Empfangssalon im Geschäftshause der Tante, dem sorglich gepflegten Garten, von dem glänzenden Geschäft, das sie als modes & robes mache, — und daß diese Tante keine Kinder habe; ihre nächste Verwandte — Schwesterkind — sei sie — Schwester Antoinette, und voraussichtlich die einzige Erbin.

Die Tante habe die sechzig überschritten; sei zudem immer magenleidend; also bestehe die blühendste Hoffnung auf baldigen Genuß des Erbes." —

In diesem Augenblicke schaute Hertha Immensee, deren Augen ohne Unterlaß durchs Fenster gesehen hatten, immer banger und banger im Herzen, während die Worte quellheiter über ihre roten, festen Lippen sprangen, — schaute Hertha Immensee . . . wie ein

französischer Infanterie-Offizier — die rote Hose leuchtete blendend auf — hastigen, aber stolzen, aufrechten Schrittes am Wachlokal vorüberging, dem Tore zu:

Erwin Heerwagen! —

Sah wie der Posten am Tore mit aufgepflanztem Seitengewehr Stellung nahm . . ., von Erwin Heerwagen lässig bedankt . . .

Frei! Nun war er frei! — frei!" —

In den Sekunden als Erwin Heerwagen vorüberging, drückte sie sich enger an den Sergeanten, um ihn zu hindern, durchs Fenster blicken zu können und sagte ihm, indem sie zutraulich ihren Arm um seinen Hals legte — in Fortsetzung: „Es besteht blühendste Hoffnung auf den baldigen Genuß des reichen Erbes, das ich aber — nicht allein genießen will!"

Ihre letzten Worte waren geradezu getränkt von Liebesinbrunst.

Ihr Arm hatte sich, während sie beobachtete wie Erwin Heerwagen das Tor und den Posten passierte, so innig um den Hals des Sergeanten gelegt, daß dieser Angst bekam, sie wolle ihm den Atem benehmen.

„Frei — frei — nun ist er frei!"

Das durchgellte sie mit unsagbarem Stolze und gab ihr Ruhe und Kraft und Keckheit, lachende Keckheit.

„Nun gilt es für dich, rasch zu handeln!"

Der Sergeant saß, von ihr auf dem Sessel niedergehalten — da, wie der Küchel im heißen Schmalz, schwellte und schwellte — und rötete und glühte.

Er schmitzte.

So viel unverhoffte und fruchtreiche Liebe verwirrte ihn. Aber Schwester Antoinette ließ ihm kaum Zeit, zur Besinnung zu kommen; sie tätschelte ihm die Wangen und sagte: „Ahne nur, was ein glückseliges Weib dem Manne schenken kann!" —

Er schmitzte immer inniger.

Sie aber sprach: „Nun muß ich rasch fort, ich habe meine Schachtel in der Kantine stehen lassen, ich will sie sofort zur Post bringen!"

Sie eilte fort, zur Planke, drückte die Tür auf, lief in den Abort, riß Zahl 1 auf; die Schachtel stand innen an die Wandseite gelehnt; sie ergriff sie, eilte den gleichen Weg zurück, sperrte die Plankentüre ab, eilte am Wachlokale vorbei, warf dem noch immer von Seligkeit beduselten Sergeanten eine Kußhand zu und trat durchs Kasernentor auf die Straße.

Da fuhr eben aus der Rue de Savoie ein Auto. Ein französischer Infanterie-Offizier saß in ihm; das Auto führte am Kopfe die französische Flagge von den italienischen Farben flankiert; es fuhr im raschen Tempo gegen Clermont: Erwin Heerwagen fuhr der Freiheit entgegen!

27.

Sie eilte dem Hotel zu.

Es war halb zwei Uhr.

Eben fuhr das von ihr bestellte Auto vor.

Sie kleidete sich rasch um, ließ ihr Gepäck, den Lederkoffer Boussoings ins Auto schaffen, verließ als „Dame in Schwarz" das „Hotel Mediteranée", und gab dem Fahrer des Autos leise die Weisung: „Nach Issoire!"

Sie sah die neugierigen Gesichter, die die Straßen und Wege entlang nach ihr schauten, sah die Häuserbilder von Montferrand an sich vorüberziehen wie in einem Taumel . . . und hörte immer lauter und lauter und freudiger die Seligkeit in sich flüstern: Frei! — frei! —

„Ihr seid frei!“

„Erwin Heerwagen, Hertha Immensee — ihr seid frei!“

„Und das ist deine Tat! — Deine Tat! Hertha Immensee!

Ach, was ist die Liebe schön, kann sie sich in Treu' ergehn! —“

Aber, war das Wirklichkeit — und nicht Gaukelspiel eines glühenden Wunsches? Es war tatharte Wirklichkeit!

Das Auto hatte die letzten Häuser von Montferrand hinter sich gelassen und nahm in frischem Tempo die Steigung der Bergstraße gegen Issoire.

In kurzer Zeit kamen die Häuser von Issoire in Sicht, eingebettet zwischen kupferrote Waldhänge.

Nun mußte der Augenblick kommen, dem jeder Tropfen Blut in ihr zujauchzte; sie mußte Erwin Heerwagen ansichtig werden! —

Issoire war durchfahren.

Die Straße machte eine scharfe Ecke.

Da stand vor dem Gasthofe M. Dore les Bains hart an der Straße ein Auto, — neben diesem ein französischer Offizier, der erwartend Issoire zu sah — Erwin Heerwagen.

Nun galt es klug schauspielern, um den Fahrern der Auto nichts zu verraten.

Erwin Heerwagen hatte sich ebenso rasch wie Hertha Immensee in die Rolle eines Paares geschickt, das gemeinschaftlich eine Reise nach dem Mittelmeere machte.

Sie begrüßten sich mit der Ruhe und Gelassenheit eines schon ziemlich verwachsenen Ehepaars.

Hertha Immensee wußte Schwermut und Trauer, die durch ihr Kostüm gekennzeichnet waren, in Wort und Gebärde zum Ausdruck zu bringen.

Das kleine Spiel zeigte den zuschauenden Fahrern und Gästen:

Ein französischer Hauptmann, der von schwerer Verwundung soweit genesen, daß er eine Reise nach dem Süden wagen kann, um dort völlige Genesung zu finden. Seine schöne Gattin begleitet ihn in zärtlicher Fürsorge. Auf beiden liegt der Schatten tiefen Schmerzes. Haben sie den Bruder, den Vater, den Neffen im tobenden Kriege verloren? —

Das Spiel gelang.

Erwin Heerwagens Auto ging zurück nach Clermont.

Er bestieg den Wagen Hertha Immensees, der bis Avignon verpflichtet war.

Was sie sprachen, sprachen sie anfänglich französisch, wobei sich Erwin Heerwagen — seinem Sprachschatze entsprechend — äußerst wortkarg zeigte, während Hertha Immensee mit ihren Sprachkenntnissen vorsichtig wirtschaftete, um keinen Verdacht zu erregen.

Bald hatte das Auto die Hochstraße von Brionde gewonnen und eilte durch die herrliche Bergwelt, die Mts. du Velay zur Linken und die purpurnen Wälderwogen der Mts. de la Margeride zur Rechten, die schäumenden und tosenden Wasser des Alliers bald näher, bald ferner — dem Süden zu.

Durch die ständigen Kurven und Windungen der Straße, die ihm nur wenig bekannt war, war der Fahrer völlig in Anspruch genommen.

So konnten Erwin Heerwagen und Hertha Immensee hohe Zeit berauschender Freude und Liebe feiern.

Sie schmiegten sich aneinander wie ein Taubenpaar, das girrend die Liebe trinkt.

Er küßte ihre Hände, ihren lustheißen, lachenden Mund und sagte ihr seinen Dank, seinen immergrünenden Dank für die Opfertat ihrer Liebe.

Und sie küßte ihn, ihn, den sie sich wiedergewonnen — nicht mit der Scheu des bangenden Mädchens, sie küßte ihn mit der Leidenschaft des Weibes, das sich mit der Liebe restlos verschenkt; küßte ihm die Narbe, die toddrohend sein Gesicht durchrissen, küßte ihm die Wunde an der Brust, die ein französisches Dum-Dum-Geschoß verursacht hatte . . . und küßte seine müden Lippen, bis das verlangende Blut heiß in ihnen lag.

Und so sprachen sie, hand- in handgegeben, leise, leise in der Sprache der Heimat von ihren Erlebnissen, von dem Schicksale Deutschlands, an dessen Kraft und Sieg sie nie gezweifelt hatten, trotz aller Lüge, die man um sie gestreut.

Es war ein wunderbares Fahren.

Die hoheitsvolle Sonnenruhe und Farben- und Gestalten-Schönheit der herbstlichen Bergwelt, diese reine große stille Leidenschaft des Lebens ringsum — spiegelte sich in ihren Seelen, als sähe sie Ähnliches, Verwandtes, Gleiches in ihnen.

Das Quellgebiet des Alliers lag hinter ihnen, die wunderbare Pracht der Sevennen mit blauen Bergkuppen und hallenden Quellwassern war durchfahren. Es war kurz nach Villefort, das sich in die Kalkfelsen der Sevennen genistet hat wie eine Schwalbenstadt — da weitete sich die Schau: In der fernen Tiefe sah man unabsehbar gedehnt ein Tal, in das der Süden mit Liebe alle seine Zauber gestreut.

Wo sie es durchfuhren, die Rosenfülle in Ackerweite langte an ihre staunenden Augen.

Der herbe Duft der Limonengärten mit dem Goldschein ihrer Früchte, schwarze Zypressen mit ihren spitzen Schattenbildern, die Blattwedel riesiger Palmen,

hinter denen die marmor-weißen Mauern der Schlösser hervorlugten, kennzeichneten das Tal der Rhone, die mit stürmischen Wassern südwärts — dem Meere entgegen eilte, wie ein Mensch, der mit strahlenden Sinnen und tatenbeladen seinem Lebensziele zueilt.

Avignon war erreicht.

Es war späte Nacht.

Aus der Lichtwolke, die über Avignon lagerte, sah man die Schattenrisse der massigen Kathredale „Notre Dame" aufragen und in schwarzen harten Formen die wuchtige Fülle des Palastes der Päpste eingezeichnet, der mit seinen hunderten von Zinken und Zinnen und Ecktürmen an mittelalterliche Zwingburgen erinnern — weniger an ein Haus des Friedens.

In Avignon wurde genächtigt.

Das Auto ging zurück, um so die Spur der beiden Flüchtenden zu verwischen.

Für die frühesten Morgenstunden wurde ein anderes Auto zur Fahrt nach Nizza gemietet.

Die beiden zeichneten sich als Mme. und Mr. Dürant, Paris, in das Fremdenbuch ein.

Als sich Hertha Immensee und Erwin Heerwagen endlich allein und unbelauscht im abgeschlossenen Hotelzimmer gegenüberstanden nach so langer Zeit, nach all den Gefahren, die ihr junges Leben bedroht hatten, in Freiheit, die ihnen die Treue der Liebe verschafft — endlich wieder allein, da schlangen sie ihre Arme um ihre Gestalten innig und fest — und weinten vor Freude.

Ja, es gibt Stimmungen im Menschenherzen, die nur die Träne lösen kann; keine Worte sind so heilig, um ihre Hoheit zu bezeichnen, und keine Laute sind so rein, um diese tiefsten Töne menschlicher Freude spiegeln zu können.

Es war ein seliges sich Beschenken.

Die Wasser der Rhone rauschelten hart am Gasthaus vorüber durch die duftsatte, traumschwüle Nacht; — in dem Hallen der Wasser lag das Ahnen des nahen Meeres.

28.

Es war vier Uhr morgens als Hertha Immensee und Erwin Heerwagen das Hotel am „Boulevard du Rhone" verließen.

Nun kam eine Strecke der Gefahren.

Sie verhehligten sich es nicht.

Was sie gestern abends im Gasthaus aus den Gesprächen anderer erlauscht hatten, war hier in der Provence der Deutschenhaß zur Raserei geworden.

Polizei und Militär witterten überall deutsche Spione, und es wurde der italienischen Grenze zu, strengste Paßbeschau geübt.

Hier galt es also alle erdenkliche Vorsicht zu handhaben und alles, was noch ins Spiel geworfen werden konnte, zu wagen.

Vor der Abfahrt dekorierte Hertha Immensee den Geliebten mit dem Orden der französischen Ehrenlegion, dessen täuschende Nachahmung in Edelmetall sie in Clermont erstanden hatte. Es war Humor bei ihrem Tun. „Hat jemals eine Mannesbrust den Orden der Ehrenlegion würdiger getragen als du?"

Auch die Ruhmesmedaille heftete sie an seinen Waffenrock. Sie kannte die Franzosen.

Bei aller offiziellen Verächtlichkeit für das Ordenswesen wirkte doch jeder Orden an einer Mannesbrust — wie ein Bann auf sie.

Hertha Immensee, als die der französischen Sprache besser Kundige, gab dem Auto das Fahrtziel.

„Von Avignon über Cavaillon, Rians, Draguignan und Grasse nach Ville franche.“

Das war zu dieser Zeit wohl die wenigst gefahrbringende Strecke.

So fuhren sie das Tal der wasserreichen Durance entlang. Die Lichtfülle eines wunderbaren Morgens über sich — und die tausend, tausend fruchtreichen Bilder der goldenen Provence um sich — ein Paradies der Erde.

Schon glänzte ihnen der ewige Schnee der Meeralpen entgegen und unter Palmen und Blumenstauden die zierlichen Landhäuser von Nizza.

Da trat ihnen noch ein Hindernis entgegen.

Sie sahen, wie ein Auto, das eine geraume Strecke vor Hertha Immensee und Erwin Heerwagen fuhr, von Gendarmen angehalten wurde zum Zwecke der Paßrevision. Diese Revision schien peinlich genau geführt zu werden; denn obwohl die Flüchtenden ihr Auto in verlangsamtem Tempo fahren ließen, wurden sie noch Zeugen der Paß-Kontrolle.

Endlich schienen die Gendarmen befriedigt zu sein.

Langsam fuhr das Auto der Flüchtenden vor die Kontrollstation.

Abwohl Hertha Immensees Herz zum Zerspringen klopfte, bei dem bangen Gedanken, es könnte jetzt — fast angesichts der Grenzen des rettenden Italiens — ihr Glück in Scherben gehen, zwang sie sich zu einem heiteren Lächeln und sagte laut — der Umgebung gut vernehmbar in französischer Sprache zu Erwin Heerwagen:

„In deinem geliebten Nizza wirst du dich bald von deinen schweren Verwundungen erholen!“

Erwin Heerwagen holte eben die Papiere Boussoings aus der Seitentasche seines Waffenrockes, und seine Hände zitterten.

Da hatte der Kontrolleur das Zeichen der Ehrenlegion und die Ruhmesmedaille an der Brust des französischen Infanterie-Hauptmanns erschaut und salutierte vor diesen Zeichen der Ehre. Ohne auf eine Aushändigung des Laissez-Passes oder der Permission de sejour zu warten, gab er dem Chauffeur das Zeichen zur Weiterfahrt.

Hertha Immensee dankte mit gewinnendstem Lächeln für dieses Zeichen des Vertrauens und fühlte, wie sich die Faust des Schreckens, die sich um ihren Hals gekrallt hatte, löste. Ihr Herz klopfte hörbar.

Erwin Heerwagen dankte in militärischer Kürze und schob die Papiere Boussoings wieder in die Brusttasche des Waffenrockes und atmete leise und tief auf.

Eine unheimliche, todschwere Gefahr war an ihnen vorübergegangen.

Die beiden Orden — ein kluger Einfall Hertha Immensees — waren ihre Retter.

„Das Auto könnte uns weiter zum Verhängnis werden," sagte Hertha Immensee leise.

Sie ließen das Auto zurückgehen, stiegen in einem Hotel des Quartier de St. Etienne ab und begaben sich zu Fuß nach dem Zentrum von Nizza.

Soldaten, Soldaten, Soldaten — an allen Ecken und Enden, in allen Straßen und Gassen, — Soldaten in zum Teil jämmerlichem Zustande. Alle Hotels waren von Verwundeten besetzt oder von Pariser Flüchtlingen belagert.

Erwin Heerwagen und Hertha Immensee kamen an einer Reihe von Geschäftshäusern vorüber, die, weil

sie deutsche Namen führten oder deutsche Fabrikate oder deutsche Besitzer auswiesen, vollständig zerstört waren. Das Hotel Terminus zeigte von unten bis oben keine ganze Fensterscheibe mehr. Die Gardinen hingen zerrissen aus den Fensterlücken, die wertvollen Möbel lagen, soweit sie nicht gestohlen worden waren, zerschlagen kunterbunt in Haufen auf der Straße. Der Besitzer war ein Deutscher.

Und solche „patriotische Rache" leisteten sich die Franzosen! Solche Taten unwürdigen Hasses duldete die „Grand-Nation"!

Als Hertha Immensee und Erwin Heerwagen die Promenade „des Anglais" erreichten, sahen sie vor dem „Hotel d'Angleterre" eine ungeheure Menschenmenge angesammelt. Vierzig bis fünzig Gendarmen waren aufgeboten, um die johlende und drohende Masse vom Eindringen ins Hotel abzuhalten. Aus den Gesprächen der Umstehenden erfuhren sie, daß vor kurzem mit einem neutralen Dampfer drei Deutsche angekommen seien. Es waren Deutsche, die von Tanger der Heimat zuflüchteten. Aber sie waren „Deutsche", also Spione — und damit vogelfrei. Immer mächtiger schwoll die Masse an; die Zuzügler kamen eben von einem Raubzug, den sie an „deutschen Geschäften" vollzogen hatten; Männer, Weiber und Kinder trugen gestohlene Schuhwaren und Stoffe; sogar die Ladeneinrichtung hatte man mitgehen lassen. Da wurden die drei deutschen „Spione" aus dem Hotel geführt, um auf die Präfektur gebracht zu werden. Ein Herr in mittlerem Alter, eine junge hübsche Dame, jedenfalls dessen Frau und eine ältere Dame — vielleicht deren Mutter.

Beim Anblick der drei „Deutschen" fing die Menschenmasse an zu toben. Die schmählichsten Drohungen

wurden den Deutschen entgegengeschleudert. Ein mächtiger Glassplitter traf, aus der wütenden Menge geschleudert, den „Deutschen" an die Stirne und riß ihm über dem Auge eine klaffende Wunde, so daß im Nu Auge und Wange blutüberströmt waren.

Die junge Frau warf sich laut aufschreiend an die Brust des Gatten, um ihn zu schützen.

Die immer wütender anstürmende Menge hätte die „Deutschen" ohne Zweifel in Stücke gerissen, wenn es den Gendarmen nicht noch rechtzeitig gelungen wäre, sie in einem Auto abzuführen! —

So benahm sich die „Ritterliche Nation!"

„Kann so etwas in Deutschland sich ereignen?" frugen sich Erwin Heerwagen und Hertha Immensee. Solche Roheiten, die von tiefer Unkultur zeigen, sind in Deutschland unmöglich, — ganz unmöglich! Das deutsche Volk hat eine gediegene Schulbildung, die Begriffe Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Menschenwürde und Menschlichkeit zählen mit zu den stolzesten Gütern des deutschen Volkes. Eine gründliche herz- und hirnfördernde Schulbildung hat das deutsche Volk hoch emporgehoben über den Tartarenhaß der geringer gebildeten französischen Volksmassen.

Das deutsche Volk ist das gebildetste, — das gesitteste Volk der Welt.

Die deutschen Volksschulen als die Quelle der Volksbildung sind die besten der erdlichen Kulturvölker!

Kein Ereignis der Weltgeschichte hat je die Wichtigkeit und die Bedeutung der Volksschulen in ihrem fundamentalen Kulturwert so klar gelegt wie der Völkerkrieg!

Diese Volksbildung der Deutschen, die jeden Soldaten mit den Gefühlen eingehenden Heimatverständnisses und tiefgründiger Vaterlandsliebe, mit dem

Glauben an die Gerechtigkeit und dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit in den Kampf schickt, — diese deutsche Volksbildung ist mit ein wesentlicher Teil in dem Siegeszuge der deutschen Heere!"

Das waren die Gedanken, von der Wucht des Augenblickes geboren, welche sich Erwin Heerwagen und Hertha Immensee zuflüsterten.

Vor der Redaktion des „Eclaireur de Nice" lasen Hertha Immensee und Erwin Heerwagen in der ausgestellten neuesten Nummer unter den Telegrammen auch von der Flucht eines „Boche" Namens „E. Heerwagen" aus dem Gefangenenlager in Clermont-Ferrand — und eine genaue Personalbeschreibung des Entflohenen.

Der Boden brannte unter ihren Füßen.

Nun hieß es rasch handeln, sonst konnte noch angesichts der rettenden Grenze Italiens, das Unglück über beide hereinbrechen.

Es gelang ihnen ein Auto zur Fahrt nach Bordighera zu mieten.

Kurze Zeit darauf fuhren sie die „Grande Cornicke" jene hochgelegene Bergstraße entlang, welche von Nizza bis Mentone läuft und einen ganzen Wirbel von bezaubernder Erdenschönheit an den Sinnen vorüberziehen läßt. — Zur Linken die Meeralpen, die schneeigen Gipfel in das tiefe Blau gestreckt, als müßten sie die reinste Erdenluft in den endlosen Himmel jauchzen; zur Rechten das ligurische Meer, das mit seinen saphirnen Wassern soweit gedehnt liegt für die trunkenen Augen, daß man an den nahenden Schiffen, die am fernen Gesichtskreise auftauchen, noch deutlich die Rundung der Erde erkennen kann. Und zwischen Alpen und Meer die Siedlungen der Menschen in rosendurch-

wundenen Tälern mit marmorweißen Tempeln zwischen dem sonnensatten Grün gewaltiger Palmen.

So zogen Monaco, Monte Carlo und Mentone an Erwin Heerwagen und Hertha Immensee vorüber.

Nach wenigen Kilometern mußte Ventimiglia auftauchen aus der Fülle der Schönheit — und damit Italia — und für die Beiden — die entgültige Freiheit. „Aber in Ventimiglia wird strenge Paß- und Zollrevision sein!"

Erwin Heerwagen und Hertha Immensee konnten diesen Gedanken nicht los werden, der sich neben sie gesetzt hatte und keinen klaren, lustreichen Trunk von all den Wunderschönheiten ringsum gestattete.

„Meine Papiere sind für die Paßrevision ungenügend," sagte sich Erwin Heerwagen wieder.

„Sie sind ungenügend," wiederholte Hertha Immensee leise und traurig; „wir können weder einen „Laissez-Passer" noch eine Permission de sejour vorweisen."

„Wenn man Verdacht zu schöpfen beginnt, Verdacht, der hier ohnehin in allen Gehirnen eingenistet ist, so reichlich wie der Staub auf der Straße, und wenn man uns die Weiterfahrt verwehrte? wenn man uns wieder zurückstößt nach Frankreich, zurückstößt in die Gefangenschaft? — O, es wäre entsetzlich! — doppelt entsetzlich, wo wir so nahe am Ziele sind! Aber ich rechne nach wie vor, daß deine Uniform und die beiden Ehrenzeichen an deiner Brust wieder ihren Zauber wirken!

„Wenn man aber trotzdem die Pässe von uns verlangt, die wir nicht vorzeigen können? Dann ist es zu spät! — Wir sind verloren! — Ein Körnlein Verdacht kann in einer Minute ins Riesengroße wachsen!" —

„Wenn wir nach Mentone zurückfahren und die Bahn benützten?"

„In den Bahnzügen ist die Kontrolle vielleicht noch strenger!" Was dann?

Erwin Heerwagen besah die Karte:

„Eines könnten wir wagen."

„Ja?"

„Wir fahren nur bis Mortala, mieten uns in Mortala ein und schicken das Auto zurück. —

„Von Mortala machen wir als Kurgäste einen Ausflug gegen Castello d' Appio" — Erwin zeigte auf der Karte mit — „überschreiten dort auf abgelegenen Pfaden die Grenze und gehen über Valle crosio nach Bordighera — und sind in „Freundesland", in Italien — und damit frei! —

„Und unser Gepäck?"

„Das müssen wir opfern; das Wesentliche davon nehmen wir ja mit; das übrige bleibt in Mortala für ewige Zeiten."

„Aber dein verwundeter Fuß?"

„Die Hoffnung und die Sehnsucht werden ihm nimmer versiegbare Kraft verleihen!"

Sie ließen das Auto von Mortala zurückgehen und mieteten sich in einer kleinen Pension für acht Tage ein.

Nach kurzem Imbiß gaben sie vor, sich nach langer Fahrt in der herrlichen Natur ergehen zu wollen; es kann sein, daß sie vor abend nicht zurückkommen.

Dann gingen sie von Mortala bergwärts, überschritten — vom Wege abweichend — bei Castello d'Appio die Grenze und eilten nun auf italienischem Boden hastenden Fußes vorwärts. So oft sie ein Geräusch hörten von einem aufhuschenden Vogel oder einer weidenden Ziege, erschraken sie und glaubten schon, es tauche die verhängnisvolle Gestalt eines Grenz-

soldaten vor ihnen auf. Das Land war aber wie ausgestorben.

Kein Karabineri ließ sich sehen.

Von einem alten Manne erfuhren sie, daß auch in Italien fast alle Männer militärisch eingezogen waren.

Endlich lag Vallecrosio vor ihnen in eine Bergfalte geduckt und im Tale dem Meere entlang geweitet — Bordighera und damit Italien! —

Nun waren sie frei! — frei! — Dem Feindesland entflohen — und in „Freundesland!"

Ein Wonnetaumel faßte die Beiden, sie umhalsten sich und küßten sich.

Erwin Heerwagen sagte: „Mein weiteres Leben danke ich dir, Hertha; es soll dein sein bis zum letzten Atemzuge!"

29.

Sie eilten zum Bahnhofe Bordighera und trafen noch abends in Genua ein.

Der französische Offizier wurde überall angestaunt.

Nichts hätte sie von der herrschenden Stimmung besser überzeugen können, als die ausgesuchte Höflichkeit und Freudigkeit, mit der man den „Vertreter der französischen Armee" überall begrüßte.

In den Geschäften, in denen sie sich einen Reisekoffer, die nötigste Wäsche, einen Zivilanzug für Erwin Heerwagen und ein Reisekleid für Hertha Immensee erstanden, kam es vor, daß man im Gespräche mit dem vermeintlichen französischen Offizier wiederholt ein begeistertes Lob gegen Frankreich aussprach und dem „verbündeten" Deutschland — Verderben und Tod wünschte.

Die vordringlichste Aufgabe für Erwin Heerwagen und Hertha Immensee war nun, den Eltern Nachricht von ihrem Sein zukommen zulassen.

Sie gaben ein Telegramm auf: „Wir sind gesund in Genua angekommen. In wenigen Tagen werden wir bei Euch sein. — Eilbrief folgt."

Erwin und Hertha Immensee.

An den Gasthof „Deutschland" in Aschaffenburg, Bayern.

Im Hotel „Isotta" an der via Roma angelangt, wohin sie ihr „neues Gepäck" hatten schaffen lassen, war es den Beiden als das Wichtigste, in den Zeitungen nachzulesen, wie es mit „Deutschland" stehe.

„Deutsche Zeitungen" lagen nicht auf, waren auch im Straßenverkauf nirgends zu haben.

Zum Glücke hatten beide soviele Kenntnisse in der italienischen Sprache, um das Wesentliche entziffern zu können; hatten sie es doch seinerzeit im gemeinsamen Studium des Italienischen soweit gebracht, daß sie den herrlichen Roman „I promessi sposi" di Alessandro Manzoni lesen konnten.

Und nun lasen sie in den Zeitungen des „Bundesgenossen", in den Tagesblättern des „befreundeten Italiens" die gleiche Lügenhetze gegen Deutschland — wie sie in der französischen und englischen Presse Mode geworden war.

Ganz Italien glich seiner Presse nach einer bis aufs Äußerste geladenen elektrischen Batterie, die sofort in Funken des Hasses aufsprühte, wenn Deutschtum oder deutsches Wesen nur in Fingerspitzbreite sich ihr näherte.

Am andern Tage in frühester Morgenstunde fuhren Erwin Heerwagen und Hertha Immensee mit dem Schnellzuge nach Mailand.

Auch hier sah man Bilder, als wenn der „Bundesgenosse“ Deutschlands bereits mitten im Kriege stünde.

Graublaue Soldatentrupps wälzten sich unaufhörlich über den Domplatz und die via Vittorio Emanuele. Das führende Mailänder Blatt der „Corriera della Sera“ gebärdete sich, als wenn Deutschland eine unheimliche Gefahr für Italien — und der künftige Erbfeind wäre.

„Das ist der Dank dafür, daß Deutschland im Jahre 1870/71 mit seiner Macht und seinem erhöhten Ansehen dem zerfallenen Italien zur Einigkeit verhalf. Das ist der Dank für dreißigjährige Bundestreue, die Deutschland nicht in Worten allein, sondern in stets rat- und tatbereiter Weise zeigte.

Deutsche Treue wich keinen Finger breit vom Wege der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit ab — und das ist der Dank, italienischer Dank. —

Welche Treue bricht leichter als Glas entzwei! Du bist treulos wie ein Italiener!

Solche Wahrheit wird für alle Zeiten bleiben.“

So sprachen Erwin Heerwagen und Hertha Immensee zu einander, während sie der Zug durch die lombardische Tiefebene den Alpen zuführte.

Und fügten im Austausch ihrer Gedanken noch bei:

„Wie ist es möglich, daß ein Land, ein Volk wie das italienische, das nach der Übersicht des Jahres 1912/13 in allen Provinzen 20—30, in manchen Landesteilen noch 40, 50, 60, 70 sogar 80 % Analphabeten ausweist, daß die Presse eines solchen Landes zu behaupten wagte, wie der „Corriera della Sera“ in der letzten Nummer behauptete:

„Das italienische Volk sei dem Deutschen Volke um 2 Jahrtausende an Kultur voraus!“

Die Schuld — diese Riesenseifenblase italienischen Dünkels so mächtig gebläht zu haben, trifft zum erklecklichen Teil die Deutschen selbst, die in der Bewunderung der lateinischen Kultur das gesunde Maß entschieden überschritten haben, sehr auf Kosten und zum Schaden der Deutschen Eigenart, deutschen Könnens, deutschen Wesens und germanischer Kultur.

Deutschland hat Jahrhunderte lang unter einer gegewaltigen Überschätzung des Griechen- und Römertums gelitten, die man in die Deutsche Jugend hineintrug, während man in gleichem Maße deutsche Art und Größe der deutschen Jugend vorenthielt.

Diese großen Tage aber rufen den Deutschen mit gellendem Hallen zu: Deutsche erwachet! Erkennet Euch selbst! Wertet Euch selbst! Ehret Eure Kraft! Ehret Euer Können! Ehret Eure Kunst! Ehret Eure Größe! Ehret Euer Heldentum!

Jeder Tag, des gewaltigsten Völkerringens, das die Geschichte der Erdenmenschen verzeichnet, jeder neue große Tag, den ihr mit Eurer Kraft und Ehrlichkeit, mit Eurer hohen sittlichen Stärke und Wahrhaftigkeit, mit dem Glauben an die Gerechtigkeit siegend erkämpft ruft Euch zu — immer gellender zu:

Deutschland erkenne dich selbst, — diene dir selbst! dann dienst du mit deiner Lauterkeit, mit deiner sittlichen Kraft und Ehrlichkeit, mit deinem reinen Wollen und hohen Können — der ganzen Menschheit, wie ihr nie ein Volk der Erde vorher in gleich ergiebigem Maße gedient hat!

Deutschland erkenne deine Eigenart — ehre und pflege und heilige sie, damit sie ein leuchtendes Beispiel sei für alle Zeiten!

Deutsche erkennt Eure Kraft! Und wenn ihr Euere Jugend bildet, deutsche Jugend, ihr braucht, um ihr

reines Heldentum vor die Sinne zu stellen — nicht mehr die ehrwürdigen Schatten von Roms und Griechenlands Schlachtengeschichte nachzurufen: Deutsches Heldentum steht seit Jahrtausenden berggewaltig in deutschen Landen; von der Nibelungen Zeit an bis zum Germanen-Drama 1813, bis zu den Reckentagen von 1870; und — jetzt, diese Tage, diese Stunden — im Jahre 1914 — weist die deutsche Jugend auf die blutberieselten Schlachtfelder im Westen und Osten und Süden, nach Belgiens sturmdurchfurchten Fluren, nach Champagne, Argonnen und Wasgenwald, nach Polen, Rußland und Galizien — nach Nord- und Ostsee — und der weiten Meere Reckenstätte, und weiset deutsches Heldentum, ein Heldentum so groß und rein und edel, makellos und freudig und gewaltig, — wie es noch nie durch Menschen getatet wurde, — alle Zeiten überstrahlend, in alle kommenden Zeiten leuchtend, als Hochziele menschlicher Vaterlandsliebe ..."

So sprachen Erwin Heerwagen, der deutsche Mann, und Hertha Immensee, das deutsche Weib zu einander, während der rasende Zug den Gotthard durcheilte der Schweiz zu, deutschen Landen entgegen.

Sie hätten aufschreien können vor Freude, als sie beim Austritt aus dem Gotthardtunnel von deutschen Lauten begrüßt wurden.

In „Schwyz" entstiegen Hertha Immensee und Erwin Heerwagen dem Zuge, und waren wie gebannt von dem wunderbaren Bilde, das sich vor ihren entzückten Augen ausbreitete: Das herbstliche bunte Tal von Schwyz von den beiden „Mythen" überragt, deren gewaltige Felsenpyramiden in der Abendsonne erglühten als wären sie brennendes Gold.

Erwin Heerwagens Gesundheitszustand war derart, daß einige Tage Ruhe das Förderlichste schienen.

So entschlossen sich beide, einige Tage in Schwyz zu verbleiben.

Sie veranlaßten telegraphisch die Zusendung der für die Eheschließung erforderlichen Papiere und ließen sich nach Eintreffen derselben in Schwyz trauen.

30.

Fast zur selben Stunde als Erwin Heerwagen und Hertha Immensee auf ihrer Flucht deutsch-schweizerischen Boden betraten, saß im Gasthof „Deutschland" am scharfen Eck in der Heerstallstraße der schönen bayerischen Mainstadt Aschaffenburg — die Wirtin des Gasthofes Frau Heerwagen auf ihrem Zimmer und hielt wie schon so oft die letzte Zeit — Abendandacht.

Den Hauptbestandteil des kleinen Altars auf ihrem Schreibtisch bildeten — zwei eiserne Kreuze.

Das „Eine" war den Eltern des Oberjägers Erwin Heerwagen zugegangen, der als „vermißt" bezeichnet wurde; das Ehrenzeichen hatte er nicht mehr empfangen können.

Das „Zweite" war der Roten-Kreuz-Schwester Hertha Immensee verliehen worden, für wiederholte Bergung Schwerverwundeter aus der Gefechtslinie.

Die Rote-Kreuz-Schwester Hertha Immensee galt gleichfalls als vermißt.

Und vor diesen beiden Heiligtümern betete Frau Heerwagen jeden Abend, und betete sich die Hoffnung lebendig auf ein Wiedersehen.

So auch heute.

Sie hatte seit sechs Wochen kein Lebenszeichen mehr bekommen weder von ihm — von ihrem Erwin — noch von Hertha Immensee.

Sie trocknete die Tränen von den Augen.

Es war wieder eine starke Hoffnung in ihr.

Den ganzen Tag schon war etwas um sie, etwas das ihr mit jedem Tritte folgte, all ihr Denken und Tun begleitete wie ein heiteres Licht — etwas Frohes, Erbauendes, Stärkendes, dessen Nähe sie fühlte, das zu ihr sprach: Er lebt — sie lebt . . . ! sie leben!

Aber wie oft hatte diese Stimme schon zu ihr gesprochen! —

Und dann? —

Da klopfte es knöchern an der Türe; im nächsten Augenblick öffnete sich diese, und der alte Postbote Mauermeier trat ins Zimmer und hielt ein Telegramm in der Hand.

Deutlicher war wohl nie der geheime Inhalt eines Telegramms auf dem dienstlichen Gesichte eines Postboten angeschrieben wie er in deutlichster Schrift auf dem Antlitze des alten Mauermeier aller Welt offenkundig zu lesen stand.

Er lächelte und lächelte unter Tränen und sagte mit halb von Freude und halb von Rührung erstickter Stimme: „Ich habs ja immer gesagt, Frau Heerwagen, eines Tages bring ich ihn, bring ich sie — wieder!"

Er hielt ihr das Telegramm entgegen.

„Ein Telegramm? — — Von wem?"

„Von wem anders — als von ihm!"

„Von ihm?"

„Und nicht nur von ihm — sondern auch von ihr?"

„Von ihr?"

„Jawohl; denn beide leben!"

Da erst hatte Frau Heerwagen genauer im und am

Antlitz des Postboten die Erläuterung abgelesen, riß das Telegramm aus seinen Händen, öffnete es mit zitternden Händen und sagte dabei halblaut vor sich hin: — als spräche sie im Traum und Taumel: „Sie leben?... Sie leben!“ — da hatte sie das Telegramm geöffnet und las:

„Wir sind in Genua angekommen und werden in wenigen Tagen bei Euch sein.

Eilbrief folgt!

Erwin und Hertha Immensee.“

Die Buchstaben fingen an vor ihren Augen zu tanzen sie las wieder — und immer wirrer wurde der Tanz der Buchstaben, immer freudiger bis ein jeder einzelne in dem Jauchzen emporschnellte:

„Sie leben!“

Da schrie Frau Heerwagen laut auf — als müßte sie mit einem Rufe alle Schatten, allen Trübsinn, alles Bangen, alle Zweifel, alles Sorgen aus ihrem Herzen reißen..

„Sie leben!“

„Mein Erwin lebt? — und Hertha Immensee lebt!“

War es ein Gaukelspiel ihres Gehirnes?

Aber nein; da stand ja der Postbote Mauermeier als wuchtiger Beweis amtlicher Wahrheit vor ihr, der zudem noch mit dienstlicher Würde wiederholte:

„Ja sie leben! Ich habe es ja immer gesagt:

Eines Tages.. bringe ich sie Ihnen wieder...... wenigsten Ihren Erwin, — und nun ist sie auch noch dabei, die Fräulein Immensee!“

Da riß Frau Heerwagen die Türe zum Zimmer ihres Mannes auf und rief als schrie sie Feuer: Vater! — Vater! — Vater! — Erwin lebt! — und Hertha Immensee lebt! — Beide leben! — Vater!“

Da kam Herr Heerwagen herbeigeeilt, las das Telegramm, las es wieder, wurde freudig, wurde ernst und sagte dann: „Genua? — hm? — Wenn sich jemand, der unseren Wunsch kennt, einen schlechten Spaß erlaubt hätte?“

Der Postbote stand da, als hätte er einen Schlag vors Gehirn bekommen.

Frau Heerwagen aber sagte ärgerlich: „Warum soll das ein Spaß sein? — du zweifelst doch an allem!“

Der Postbote Mauermeier aber, der bereits mit dem Gefühl kämpfte, daß unter solchen Umständen, das reichliche Trinkgeld, das ihm ohne Zweifel erblühte, in Frage kam, suchte zu retten, was noch zu retten war, indem er mit Würde-Ernst sagte:

„Spaß? — Herr Heerwagen? Mit dem Königlich bayerischen Postamt erlaubt sich kein Mensch einen solchen Spaß? — Ich wollte es auch niemanden raten! Denn wir verstehen in diesem Falle keinen Spaß! — das Telegramm ist amtlich, — und damit übernehme ich die volle Verantwortung!“ —

Das wirkte!

Herr Heerwagen glaubte — wenigstens etwas mehr.

Frau Heerwagen aber drückte dem Postboten Mauermeier in Anerkennung einer solchen Verteidigungsrede ein Markstück in die längst bereitgestellte Hand und sagte ganz Rührung und Hoffnung:

„Bringen Sie mir den Eilbrief sofort, wenn er eintrifft!“

„Sofort nach Eintreffen und wenn es um die mitternächtige Geisterstunde wäre!“

Er dachte an eine weitere Mark, der Postbote Mauermeier und trat ab.

Der Eilbrief kam am nächsten Tage und löste alle

Zweifel; denn er zeigte Erwins Handschrift und Hertha Immensees eigenhändig geschriebene Grüße.

Fast gleichzeitig traf das Telegramm aus Schwyz ein, in welchem die für die Trauung nötigen Papiere erbeten wurden.

Der Gasthof „Deutschland" stand voll Sonne.

Das Glück redete, schrieb, dachte, lachte und schlief in ihm — träumte, erwachte, weinte Tränen der Freude, raunte Worte treuen Glaubens, Worte des Dankes, Worte der Liebe vor sich hin — und zählte die Tage.

Dann war die Stunde gekommen, in der Erwin Heerwagen und sein junges Weib Hertha das Elternhaus betraten.

Das Glück, das überall im Elternhause harrend stand, begrüßte sie, trat sofort an ihre Seite wie ein alter, lieber, treuer, immer opfermutiger Freund — die Elternliebe.

„Frau Hertha" hatte sich ausbedungen, daß sie dem Namen Heerwagen ihren Mädchennamen beifügen dürfe. So nannte sie sich Hertha Heerwagen-Immensee.

Es war eine stille, selige Zeit, wenn die beiden „Kinder" vor den lauschenden Eltern ihre Erlebnisse austauschten.

Wenn Frau Heerwagen hörte, was ihre „Tochter" alles gewagt, um Erwin zu gewinnen, dann löste sich tiefe Achtung in ihr los vor solcher Kraft und Treue. Dann zog sie Hertha an sich, wühlte ihre Hände in die schwellende Fülle ihres schwarzen Haares, küßte ihr die weiße Stirne und sagte dankbar, wie nur ein Mutterherz dankend fühlen kann: „Das hast du alles auch mir getan, — du Starke und Getreue!"

Sie beobachtete mit warmen Behagen, wie die „Tochter“ den Geschäfts- und Hausbetrieb lernend beschaute, vorsichtig und klug eingriff, wo sie sich im Zugreifen sicher fühlte, sich allmählich einen Platz sicherte, ihren Worten ein Hören erwarb — die Achtung des Gesindes und der Gäste sich erzwang, und so ins Haus hineinwuchs — wie die Seele in den Leib, — zur Hausfrau wurde.

Die Liebe stand im Hause schön — reich . . . voll Knospen und Blumen und Prangen. —

Die Tage verrannen — rascher als die Wellen im Winde gehen.

Erwin Heerwagen erhielt „für hervorragende und erfolgreiche Tapferkeitsdienste“ noch das „Eiserne Kreuz erster Klasse“ nachträglich zugebilligt — und dazu die Beförderung zum Leutnant.

Es war Winter geworden.

Erwin Heerwagens schwere Fußwunde war gut verheilt.

Schon konnte er wieder Garnisonsdienste tun. —

Schneeweiße überdeckte die schöne Stadt am Main; der Zauber der Winterstarre hüllte sie ein!

Aber in diese Traumstille strahlte Tag für Tag ein weltweiter Feuerschein — das Werden einer neuen großen Zeit, die die Riesenkraft des Germanentums aus der Vergangenheit hämmerte, wie Edelgestein aus den Wänden der Berge.

Auf! Helft mit am Werke schaffen! —

Das war der Feuersang, der durch die deutschen Städte und Dörfer ging — wie ein Weihelied.

Wenn die alten und die jungen Heerwagens an den Winterabenden beisammensaßen, — unter sich — sahen sie das große Leuchten durch die weißen Nächte langen und hörten den Weckruf wie Glockenhallen gehen.

Dann sagte Erwin Heerwagen eines Abends: „Heute in acht Tagen werde ich wieder zur Front abgehen!"

Da legte Hertha ihre Arme um seine breiten Schultern, sah ihm lang und tief in die treuen Augen und fügte ernsten Tones bei: „Und ich werde wieder mit dir gehen!"

Der alte Heerwagen krallte die Finger an der Tischplatte fest.

Mutter Heerwagen hielt die Hände vor das Gesicht als wollte sie dem Schmerz die Wege wehren.

Und die beiden Jungen saßen Arm in Arm, Brust an Brust, Mund an Mund — und tranken ihr Glück, dieses wonnige Glück, das vielleicht bald für immer verblutete in winterkalter Ferne.

„Aber es muß sein!" —

„Das Vaterland ruft — das Vaterland!"

Niemand hatte diese Worte gesprochen — und doch hatten sie alle diese Worte gehört — und neigten sich vor ihnen wie vor einem Heiligtum.

Schon waren die beiden Männer aus dem Zimmer getreten, und Mutter Heerwagen und Hertha standen sich allein gegenüber.

Da schlang Mutter Heerwagen ihre Arme um Herthas Hals, zog sie an sich und sagte wehen Tones:

„Bei ihm muß es sein! — Bei dir ist es kein Muß, Hertha; bleibe! — Wenn die Stunde käme, wenn die Stunde kommt, wo wir ihn nicht mehr haben, — wo ich ihn nicht mehr habe, — nimmermehr, dann habe ich doch dich, dich, die du sein Liebstes bist . . ."

So lieb hatte auch sie die Tochter gewonnen.

Aber Hertha antwortete: „Mutter Heerwagen, wenn ich noch nichts gesehen hätte von dem furchtbarsten Menschenschlachten dieses Krieges, dann ginge es

mir wie einem, der wenig und nur unsicheres oder nichts weiß; was man nicht weiß, macht einem nicht heiß.

Aber nachdem ich weiß, wie auf den blutdampfenden Schlachtfeldern Tausende und Tausende mit zerschossenen Leibern schreien, stöhnen, röcheln, weinen, wimmern, beten, — um Hilfe rufen, und wie jede helfende Hand zu einem Erlöser für sie werden kann, seitdem ich weiß, wieviel ich auch als Weib in Helferdiensten dem Vaterlande und unseren Helden dienen kann, — Mutter Heerwagen — hundert schwankende Leben greifen nach diesen, meinen beiden Händen, — die ihre Rettung sind; — soll ich sie ihnen entziehen? —

Nein, nein, nein! — wo so eine hohe, heilige Pflicht befiehlt, muß jede Selbstsucht schweigen!

Mutter Heerwagen, ich will ein deutsches Weib sein! und ein deutsches Weib sein heißt: Dem deutschen Vaterlande dienen! Mutter Heerwagen, ich will Schwester sein, wo der Brüder Blut opfernd dampft! —

Und ich bringe ihn dir wieder, ich bringe dir deinen, meinen Erwin wieder!

Ich glaube mir!

Glaube auch du mir!"

Die acht Tage waren vergangen. —

Die Sonne war aus dem Gasthofe „Deutschland" gewichen.

Trauer, Hoffnung und Zweifel nisteten in ihm.

31.

Es war bei den heftigen Winterkämpfen in Westflandern — zwischen Lombartzyde und Nieuport.

Leutnant Erwin Heerwagen hatte den Befehl er-

halten, mit seinem Zuge einen Erkundigungsgang zu unternehmen.

Fast halbwegs zwischen den Schützengräben der Deutschen und den Stellungen der farbigen und weißen Engländer und farbigen und weißen Franzosen lag auf einer Dünenwellung eine Windmühle.

Sie war bis auf den Unterbau des Turmes und bis auf ein kleines Haus, das sich an diesen Unterbau lehnte, fast völlig zerschossen, wiederholt von den Deutschen besetzt — und war wiederholt geräumt worden, da sie im Schußbereich der feindlichen Artillerie lag.

Erwin Heerwagen sollte nun erkundigen, ob die Mühle gegenwärtig vom Feinde besetzt war.

Es war das von Belang für den Sturm, den die deutschen Truppen noch diese Nacht gegen die Stellungen der Franzosen und Engländer unternehmen wollten.

Es war tiefe Nacht, und so stille, daß man zeitweise, wenn der ganze Zug Soldaten lautlos am Boden lag, und auf ein Zeichen seines vorausgeeilten Führers wartete, das Graupeln und Rauscheln der Schneeflocken hörte.

Schon hatte die kleine Schar den Aufstieg zur Dünenwelle, auf welcher die zerschossene Windmühle lag — erreicht.

Es hatte aufgehört zu schneien.

Vom Meere her kam ein Hauch, so warm, als käme er aus dem Munde eines lebenden, ungeheueren Wesens. — Tauwind.

Überall begannen die Wasser zu rieseln.

Durch diesen klebrigen Brei von Sand und Erde kroch Erwin Heerwagen auf Händen und Füßen durch

die von Granaten und Kugeln zerwühlten Rübenäcker der Höhe zu.

In zwanzig Meter Abstand hinter ihm der Zug — seiner Zeichen harrend.

Um die Hände, um die Arme bis zum Ellenbogen klebte die breiige Sanderde. Brust und Unterleib und Beine waren von einer schweren, nassen Erdkruste belegt, und um die Füße klumpte sich jedem einzelnen der Soldaten der Schmutz, daß er sie wie Bleigewichte nachzog.

Schon konnte Erwin Heerwagen die Umrisse der Mühlenruine deutlich unterscheiden.

Sein aufs Äußerste angespannte Gehör unterschied Laute; — es waren englische Laute.

Die Mühle war also von den Engländern besetzt.

Er gab dem hinter ihm nachkriechenden Zuge durch Zeichen zu verstehen, sich glatt an den Boden zu drücken, preßte die Hand vor die Lippen, als Zeichen, daß jeder Laut vermieden werden müsse.

Der Feind ist in unmittelbarer Nähe!

Dann kroch er höhenwärts, seinen Leib an die Erde gedrückt wie eine Natter.

Der Schnee hellte stellenweise in die Nacht, so daß man die Umrisse der Gegenstände ziemlich deutlich unterscheiden konnte.

Die Sprechlaute wurden deutlicher vernehmbar, er konnte englische Worte unterscheiden; aber sie waren schwer verständlich, da sie zum Teil im Dialekt gesprochen waren.

Die englischen Soldaten sprachen vom Solde, mit dem sie unzufrieden waren.

Scharfer Tabaksgeruch durchwürzte die Luft.

Erwin Heerwagen konnte die beiden Lug-Posten

die mit ihren bauschigen Ziegenfellmänteln über den Schützengrabenrand herausragten, gut unterscheiden.

Plötzlich gab der eine Lugposten den Kameraden im Graben ein Zeichen und rief ihnen etwas zu.

Im nächsten Augenblick sah Erwin Heerwagen über ein Dutzend englische Soldaten, alle in Ziegenfellmäntel gehüllt, über den Schützengraben sich hochheben — und der Handweisung des einen folgend.

Meerwärts sah man Raketen in die Nacht auffunken. Ein Dampfer war in Gefahr. Wenige Sekunden später trug der laue Wind vom Meer her einen gedämpften Knall und ein zischendes Krachen, eine Flammengarbe züngelte über dem Meere hoch — und versank in Nacht und Tod.

„Teufel," sagte der eine Engländer „ich wette ein Pfund gegen einen Schilling, das war die Lumperei eines deutschen U-Bootes."

In diesem Augenblicke setzte von der französischen und englischen Kampffront her ein furchtbares Geschützfeuer ein, — und wurde unmittelbar darauf in gleich heftiger Weise von den Deutschen beantwortet.

Hunderte von brennenden Linien durchfurchten in hochgespannten Bogen den Nachthimmel. Manchesmal kam es vor, daß Geschosse, hoch im dämmernden Himmelsraum wie pfauchende Ungeheuer aneinanderprallten, in ihrer Wut zu feuerigen Klumpen erglühten und sich selbst zu tausend glühenden Bündeln zerstießen, die als ein eiserner Regen auf die Erde niederklaschten.

Zahlreiche zu kurz gegebene Granaten platzten unmittelbar vor oder hinter der Windmühle und Erwin Heerwagens Zuge; dann war es manchesmal, als wenn die Erde anfinge zu kochen; sie bebte und zitterte und schwankte und schoß von den krepierenden Granaten aufgewühlt in pfauchenden Erd-Garben hoch wie Fon-

tänen, um schon in der nächsten Sekunde wieder klatschend und prasselnd abzusinken.

Der Himmel schien in ein Tollhaus von Lauten verwandelt zu scheinen: Pfauchen, Surren, Zischen, Schreien, Pfeifen, helles Klingen, Krachen und Dröhnen, Klirren und Glitschen, Lachen und Brüllen durchjohlten ihn, und minutenlang schien es, als müßte die ganze ungeheure Wölbung zu einer Lohe zusammenflammen, um sich als brennendes Meer auf die Erde zu stürzen.

Erwin Heerwagen wußte, was das bedeutete: Die Engländer und Franzosen bereiteten den Sturm vor.

Schon bei den ersten Schüssen war die englische Wache an der Windmühle wie mit einem Schlage in dem Schützengraben verschwunden.

Das war außerordentlich günstig für Erwin Heerwagens Plan; nun konnte die Überrumplung der englischen Wache gelingen.

Er kroch zu seinem Zuge zurück und gab leise die Befehle.

Und leise gingen die Befehle von Mann zu Mann:

„Es sind 14—16 Engländer im Graben!"

„Lautlos ankriechen!"

„Genau auf mein Zeichen achten!"

„Womöglich jeden Schuß vermeiden!"

Wer Widerstand leistet wird niedergemacht.

Soweit auseinander schwärmen, daß der etwa 200 m lange Graben mit einemmale überrumpelt werden kann.

„Gleichzeitig!"

„Ein Sprung muß es sein!"

„Vorwärts!"

Wie eine sich tummelnde Rattenschar kroch der Zug Erwin Heerwagens höhenwärts, er an der Spitze, immer näher und näher dem Graben. Kein Lugposten der

Engländer war zu sehen. Nun war die deutsche Schar so nahe, daß sie mit den Bajonettspitzen den Erdwall vor den Schützengräben der Engländer berühren konnte. Erwin Heerwagen erhob sich, die Hände krampfhaft um das stichbereite Bajonnett geklammert.

Mit einem Ruck folgte diesem Zeichen die ganze Schar hinter ihm.

Im nächsten Augenblick war sie auf den Erdwall gesprungen und im feindlichen Schützengraben verschwunden.

Da und dort ein kurzes schmerzliches Aufschreien, englische Fluchlaute, einige wütende deutsche Worte, das Knirschen eines Bajonetts, das an einem Metallgegenstande abblitzte, bevor es den totbringenden Weg nahm, das schwere Auffallen von toten Menschenleibern — — dann war die grausige Arbeit geschehen.

Erwin Heerwagen gab die Befehle: Die toten Engländer wurden aus dem Graben geworfen, der Graben wurde sofort zur Verteidigungsstelle eingerichtet.

Durch das Handtelefon, das sie bei ihrem Anrücken angelegt hatten, meldete er an die Hauptstellung zurück: Stellung bei der Windmühle genommen. 16 Engländer niedergemacht. Die Stellung wird gehalten bis Gegenbefehl oder Ablösung kommt."

Da fühlte er ein heftiges Zerren am Telefondraht; er harrte auf die Antwort — aber vergebens. Der Telefondraht war zwischen Mühle und Hauptstellung von einer einschlagenden Granate entzweigerissen worden.

So war er und sein Zug ohne Verbindung mit der Hauptstellung.

Ein beängstigendes Gefühl beschlich ihn.

Der Geschützkampf hatte nachgelassen; ein Zeichen, daß der Gegner sich zum Sturme rüstete.

Erwin Heerwagen schickte einen Soldaten zurück, die unterbrochene Telefonleitung wieder herzustellen.

Nur vereinzelt dröhnte noch ein Geschütz.

Sonst war Ruhe.

Die Ruhe vor dem Sturme.

Schon hellte der Tag über Ostflandern.

Wie unabsehbare Scharen weißlicher jagender Rosse mit flatternden Mähnen kam der Nebel vom Meere hergerannt und überflutete das Land.

„Was war das?"

Durch den milchigen Nebel sah Erwin Heerwagen von der feindlichen Hauptstellung her eine trübe Masse hin- und herschwanken und nach vorwärts drängen. Sein treffliches Glas ließ ihn schauen, was dem unbewaffneten Auge noch verborgen lag.

„Der Feind kommt!"

„Der Feind!"

Dieses Wort sprang von Ohr zu Ohr, von Gehirn zu Gehirn, von Herz zu Herz und packte jeden Mann der Deutschen wie mit Eisenklammern an den Schultern: „Alle Kraft hoch! Es gilt: das Leben und die Ehre!" Erwin Heerwagen versuchte nach der Hauptstellung zu telefonieren. Aber die Leitung war noch nicht wiederhergestellt.

So schickte er einen Soldaten als Eilboten zurück zu melden: „Der Feind rücke an. Die Stellung bei der Windmühle werde gehalten, so lange es möglich ist!"

„Und was war das wieder?"

Aus der Ferne, die der Nebel noch dem freien Auge deckte, kam ein lallender Gesang, ein lärmender immer sich in gleichen Lautgebilden wiederholender Singsang, wie er dem Gehör aus den Schaustellungen der Negervölker oder von Inder- und Araberstämmen bekannt war.

Alle hörten den Kriegsgesang der anrückenden farbigen Franzosen und Engländer.

Nun wurde in dem stehenden Nebel auch dem unbewaffneten Auge ein trüber in die Breite gedehnter Streifen sichtbar, der sich immer näher und näher durch den Nebel vorwärts schob.

Der Gesang verstummte.

Wenige Minuten später sah man aus dem Nebel Gestalten auftauchen — Scharen, Mengen, Massen — in immer sich mehrenden Staffelungen, Neger . . . die die Franzosen und Engländer ihren weißen Truppen als „Kugelfang und Schlachtvieh" vorausschickten.

Im Sturmschritt kamen sie näher und näher, einige riesige Kerle an der Spitze, das Gesicht schwarz wie Ebenholz, die blendend weißen Zähne gefletscht; ein riesiger Neger tanzte an der Spitze wie ein Kreisel und schnellte sich dann vorwärts wie ein geschleudertes Messer — die nachfolgenden auf diese Weise aneifernd. Schon betrug die Entfernung in dem aufklärenden Nebel kaum mehr 50 m.

Erwin Heerwagen gab die Befehle:

„Sicher zielen!

Jeder Schuß muß sitzen!

Die Befehle flogen von Mund zu Mund.

„Jetzt!"

„Schnellfeuer!"

Die Salven krachten und stießen ganze Reihen der anstürmenden Neger nieder. Sie waren sichtlich überrascht, hier schon auf den Feind zu stoßen, und überrascht von der furchtbaren Wirkung des feindlichen Feuers. Ganze Gruppen rissen mit gellenden Schreien die Arme hoch und stürzten zu Tode getroffen den Nachfolgenden vor die Füße.

Das brachte Unruhe in die Reihen der Neger; scharen-

weise warfen sie sich zu Boden, um sich vor dem Feuer der Deutschen zu schützen und andere flüchteten laut schreiend, mit Armen und Händen gestikulierend rückwärts. Das schien für Erwin Heerwagen der günstige Augenblick — entscheidend einzugreifen; er gab den Befehl:

„Auf zum Sturm!

Marsch! Marsch!"

Mit vorgehaltenem Bajonett stürzten die Deutschen gegen die schwankenden Negerreihen vor. Aber in diesem Augenblicke erschaute Erwin Heerwagen etwas, was ihm wie mit Krallen an die Kehle griff:

Von der rechten Flanke her tauchten aus den seichten Nebel gewaltige Massen von Indern auf; zudem war es den französischen Führern gelungen, die Neger zum Stehen zu bringen und aufs neue vorzuführen.

Einige Meter vor sich sah er einen seiner Unteroffiziere gegen fünf riesige Neger sich wehren.

Hier galt es blitzschnell handeln; er riß den Revolver hoch und schoß zwei der Neger nieder.

Bevor er aber noch einen weiteren Schuß abzufeuern vermochte, erhielt er einen furchtbaren Schlag auf den Hinterkopf. Es war ihm als wären Zentner auf ihn gestürzt; er fühlte wie ihn die Kraft verließ und wie ihm die Sinne schwanden . . .

Als er wieder zu sich kam, glaubte er immer noch es läge eine ungeheure Schwere auf ihm, als sei er von dem Erdaufwurf, den eine einschlagende Granate verursacht hatte, verschüttet — und so jeder Bewegungsmöglichkeit beraubt.

Endlich merkte er, daß er auf freiem Kampffelde lag, es war heller Tag, die Luft zitterte und schwankte vor ihm wie eine brennende Masse; stöhnend hob er sich hoch; es lagen bräunliche und graue Klumpen um ihn

— Tote — Neger und deutsche Soldaten; die Kampffront war weiter nach vorne getragen. In diesem Augenblicke sah er drei Gestalten auf sich zuspringen, er sah noch schwarze Flecken, die Gesichter dieser Gestalten; da ließ er sich niedersinken, um sich tot zu stellen.

Gellende, wütende Laute klangen an sein Ohr; er fühlte, wie sich ein massiges Knie auf seine Brust stemmte, daß sich die Rippen bogen; das benahm ihm den Atem; er riß den Mund auf; der furchtbare Druck auf die Brust trieb ihm die Augen aus den Höhlen; er riß sie auf und sah einen Neger auf sich knieen, ein langes Messer zwischen die weißen Zähne geklemmt; er sah das grinsende Lachen des Wilden, sah die Blutgier in seinen Augen kochen — und ahnte sein Schicksal; da suchte er mit Aufwand aller Kraft, die Hände frei zu bekommen, und seinen Revolver zu fassen; aber die Stelle, an der sonst der Revolver steckte, war leer; der Wilde hatte die Absicht gemerkt, schrie einige gurgelnde Laute; ein zweiter Neger beugte sich über Erwin Heerwagen und hielt ihm mit eiserner Kraft die Hände nieder, und der dritte Neger stemmte sich auf Erwins Füße.

„Ohnmächtig! Verloren!"

Durchgellte es Erwin Heerwagen.

Er fühlte noch, wie ihm der Neger die Faust auf die Stirne preßte und den Kopf an die Erde drückte, damit der Hals frei und gestreckt liege.

„Er wird dir den Hals durchschneiden!" das hämmernde Blut schrie diesen Gedanken ins Gehirn.

Das Blut preßte sich ihm aus Nase und Augenhöhlen.

Nochmals sah er auf, sah die Mordgierlust in den rollenden Augen des Wilden, dann ein Aufblitzen des Messers in der schwarzen Tatze . . .

Das war das letzte Bild, das Erwin Heerwagens Augen von der Welt in seine Seele trugen. Dann schwanden ihm seine Sinne . . .

Als er wieder zu sich kam, wollte er die Augen öffnen. Aber es lag auf ihm wie eine steinerne Nacht.

Was war das? Waren seine Augen gelähmt? Erstorben? Tot? Blind? Lag er in einer Grube? In einem Grabe?

Was so schwer und eindringlich auf ihm lag, war das die Erde des Grabes, der Körper eines Toten — die ewige Nacht?

Aber es war noch Gedanke und Wille in ihm! — Er lebte also noch? — war er vielleicht lebendig begraben worden? Eine furchtbare Angst durchkrampfte ihn. Aber jetzt — jetzt fühlte er den frischen Hauch des Windes durch Mund und Nase rinnen. Und fühlte wie etwas über ihn hintastete — lieb, leise, lau, wonnig — und liebend und lebend — die Schwesterhand der Sonne! Er hörte fern Gewehrsalven krachen, Geschütze dröhnen, den stürmenden Schritt von Soldaten, — hörte Geschütze anfahren oder zurückfahren, daß der Boden schwankte von der Wucht der hastenden Schwere, hörte französische und englische Laute und Worte durcheinander schreien.

Er war also nicht tot — nicht lebend im Grabe! Aber die Nacht um ihn, diese bleierne Nacht wich nicht! weicht nicht?

Da fühlte er im Gesichte, an der Stelle, an denen seine Augen lagen, einen brennenden Schmerz. Ein furchtbares Ahnen durchschrie ihn!

Er hob die zitternden Arme, und die bebenden Hände tasteten ins Gesicht und tasteten warme Blutnässe — und tasteten, wo sonst die Angen waren — in leere

Höhlen, in denen rinnendes und geronnenes Blut sich angesammelt hatte.

Mit solcher Wucht packte ihn das Entsetzen dieser Wahrnehmung, daß er in diesem Augenblicke die Kraft hatte, mit einem Rucke hochzusitzen.

„Man hat dir deine beiden Augen ausgestochen!" Armer! Ärmster! „Das ist schlimmer als der Tod!" „Meine beiden Augen ausgestochen!

Das ist die steinerne Nacht, die auf mir liegt — und nimmer sich hellen wird? — —"

Das angesammelte Blut fiel aus den Augenhöhlen über die zitternden Wangen und stockte im Vollbart.

„Deine beiden Augen ausgestochen! — Entstellt, daß kein Auge mehr — ohne Entsetzen nach dir schauen kann!

Hertha Immensee! — Hertha — mein junges, schönes Weib!

Mutter! — Vater! — Heimat! — Ich werde Euch nie wieder schauen können!"

Ein furchtbares Leid durchquälte ihn! —

Und mit solchen Mitteln führen Deutschlands Feinde den Kampf, mit solchen Bundesgenossen, mit solchen Soldaten kämpfen Frankreich und England gegen deutsche Kraft und Ehrlichkeit! —

Mit den raubtierniedrigen Mitteln der Wilden suchen die Brudervölker der Kultur die deutsche Hochkultur niederzuringen? — Nie, nie — nie! — wird Euch das gelingen! Wer mit solchen Mitteln kämpft, kämpft mit den Mitteln der Schande!"

Da wurde er von englischen Söldnersoldaten angeschrien, hochgerissen und fortgestoßen — in die Gefangenschaft.

Am Abend desselben Tages war der mit bedeutenden Kräften der farbigen und weißen Engländer, farbigen und weißen Franzosen gegen die deutschen Stellungen ausgeführte Angriff — im wesentlichen erfolgreich abgeschlagen.

Die zerschossene Windmühle auf der Höhe, von der man das immerwellende Meer sah und seinen Atem spürte, war wieder im Besitz der Engländer. Einzelne Dünenniederungen waren noch von Gruppen farbiger Engländer, von Beduinen, Arabern und Indern besetzt.

Das deutsche Sanitätspersonal, das an sein Erlösungswerk ging, wurde ausdrücklich aufmerksam gemacht, sich nicht zu weit gegen die feindlichen Stellungen vorzuwagen, da die Engländer immer noch zeitweise das Schlachtfeld mit Granaten belegten und da bekannt geworden war, daß bereits eine Sanitätstruppe von farbigen Engländern, die sich in den Dünenmuldungen versteckt hielten, niedergemetzelt worden war.

Die Pflegergruppe, welche mit Hertha Heerwagen-Immensee zur Bergung der Verwundeten auszog, wußte um diese Vorgänge.

Aber die Stimmen und Zeichen namenlosen Schmerzes, stöhnendes Leides — die Laute herzweher Qual, die ihnen leise und deutlicher, näher und entfernter überall zugingen, zuraunten, zuriefen, entgegenschrien, entgegenwimmerten und entgegenbaten und bettelten — wirkten wie ein Magnet auf Schwester Hertha und ihre Helfer.

Zudem war Hertha Heerwagen-Immensee kurz vor ihrem Abgang bekannt geworden, daß ihr Mann Erwin Heerwagen nachts einen Erkundigungsgang gegen die Windmühle unternommen hatte; von dem Zuge des Leut-

nants Heerwagen waren nur mehr sechs Mann zurückgekehrt; die übrigen galten vorerst als vermißt.

„Vorerst als vermißt." —

Hertha Heerwagen-Immensee wußte die Inhaltsschwere dieser Worte zu deuten.

So betrat sie mit ihren Helfern, Pflegern und Trägern das Schlachtfeld mit dem unwandelbaren Entschluß, noch vor Einbruch der Nacht in die Nähe der etwa 1 Stunde entfernten Windmühle zu gelangen.

Diesesmal hatte sie das Gefühl in sich, daß etwas Furchtbares geschehen sei. Und dieses Fühlen wurde zu raunenden Gedanken, die ohne Unterlaß zu ihr sprachen, sie wie drängende Hände vorwärtsstießen, immer weiter, immer tiefer in das wellige Schlachtfeld hinein.

Bei jedem Toten, den sie als einen grauen Klumpen in einer Ackerrille, unter einem Heckenzaun oder in einer Sandmulde von Ferne erschaute, glaubte sie auf die Gestalt Erwins zu stoßen. Sie stürzte der Fundstätte entgegen und war freudig enttäuscht.

Bei allen Zeichen, Lauten, stöhnenden Tönen, Hilferufen, Schmerzensschreien, Bittworten, die ihnen von den Verwundeten zugingen, glaubte sie Erwins Stimme zu erkennen.

Schon sah sie auf einer Dünenhöhe, die den Gesichtskreis begrenzte, im feuerroten Abendscheine die Reste der zerschossenen Windmühle in den brennenden Himmel ragen.

Die Windmühle! — das war die Stätte des furchtbaren Kampfes, den er gegen eine Übermacht gekämpft. Wäre die Telefonleitung durch einschlagende Geschosse nicht zerrissen worden, dann hätte die Hilfe, auf die er bestimmt rechnete, nach Aussage der zurückgekehrten

Soldaten seiner Mannschaft — rechtzeitig eingreifen können.

So kam sie zu spät — für ihn.

Nun lag er vielleicht da droben — tot, starr, stumm.

Oder lag schwer verletzt, in seinem Blute, stöhnend — und hoffend, hoffend auf Hilfe — jede Sekunde als eine marterschwere Zeit fühlend.

Das Herz krampfte sich ihr zusammen.

Da kam aus dieser Ferne ein Laut geflogen — wie Balsam. —

Was war das?

Wieder dieser Laut, — der Erwins Seele in sich trug?

Wieder?

Wieder! und diesesmal deutlicher, — näher — und nun trug der Laut Fremdes in sich — völlig Fremdes.

Da wies ein Träger nach einer Dünenwelle, auf deren Kamm ein anscheinend Schwerverwundeter lag. Er hob den Arm hoch, winkte mit einem Tuche, sank wieder in den Boden, hob den Arm wieder hilfeflehend und sank wieder kraftlos nieder.

Von ihm kam der sonderbare Laut ...

Hertha Heerwagen-Immensee sah durchs Glas ... es war ein Inder oder Araber.

Man gab ihm Zeichen, daß man ihn bemerkt habe und Hilfe nahe.

Man näherte sich dieser Stelle, sie lag seitlich auf dem Wege zur Windmühle.

Da fiel auf einmal von der Gegend her, in der der Araber oder Inder gelegen hatte, eine ganze Kette von Schüssen, und drei der Pfleger wälzten sich stöhnend und sterbend in ihrem Blut.

Ein Betrug.

Der anscheinend verwundete Araber oder Inder war

nur ein Lockmittel gewesen, um die deutsche Pfleger- und Trägergruppe in die sichere Schußnähe eines hinterlistigen Feindes zu locken.

Alle warfen sich glatt auf den Boden, Schutz und und Sicherung suchend.

Einige der Träger gaben Schüsse nach der feindlichen Stelle ab, um zu zeigen, man sei nicht wehrlos. Einer der Träger kroch zurück — um Hilfe zu holen.

Als die Hilfe kam, fand man die Trägergruppe überfallen und niedergemetzelt.

Selbst die Verwundeten auf den Tragbahren waren durch Messerstiche förmlich zerfleischt.

Von der Schwester Hertha Heerwagen-Immensee fehlte jegliche Spur.

33.

Der Monat März war gekommen.

Die ersten Austausch-Gefangenen gingen von Deutschland nach Frankreich, von Frankreich nach Deutschland zurück.

Es waren das jene Armen und Ärmsten, jene halbtoten Menschen, welche infolge schwerer Verwundungen für alle Zeit kampfunfähig gemacht waren.

In der anmutig gelegenen bayerischen Mainstadt Aschaffenburg brachte am frühen Morgen des 8. März 1915 der Postbote Mauermeier in den Gasthof „Deutschland" am scharfen Eck der Herstallstraße gelegen — einen Brief, der sein lebhaftes Interesse erforderte.

Er wußte natürlich seit Monaten von dem neuerlichen Schicksal des jungen Erwin Heerwagen und seiner schönen Frau. — das heißt: er wußte was in ganz Aschaffenburg bekannt war — daß die beiden „vermißt" waren; das ließ ja der Einbildungskraft und der Hoff-

nung nicht nur einen Spielraum, sondern einen unabsehbaren Spiel- und Tummelplatz.

Aber — seit Monaten war keine Nachricht von beiden eingelaufen.

Das gab zu denken, bitter zu denken und ließ das Schlimmste befürchten.

Es lag eine Allerseelenstimmung über den Gasthof „Deutschland."

Und nun war soeben mit der Bahnpost ein Brief eingetroffen, der an die junge Frau Hertha Heerwagen-Immensee beschrieben war und einen französischen Stempel zeigte. Der Aufgabe-Ort war nicht mehr ganz deutlich abzulesen. Aber es war ein durch die militärische Postbehörde gegangener Brief. Der Scharfsinn des Postboten Mauermeier ließ sofort eine Ahnung in ihm erstehen, und diese Ahnung trieb ihn im Tempo „allegro sturmioso" mit dem geheimnisvollen Brief behaftet dem Gasthofe „Deutschland" entgegen.

Der alte Heerwagen und seine Frau saßen eben im Wohnzimmer beisammen und beratschlagten den Tages-Arbeitsplan, als der Postbote Mauermeier nach flüchtigem Anklopfen ins Zimmer trat und mit verklärter postamtlicher Stimme sprach:

„Ein Brief" . . .

Er fügte diesem inhaltsvoll gesprochenen Worte die ebenso bedeutungsvolle Erklärung bei: „aus Frankreich."

„Von unseren Kindern! Endlich! Gott seis gedankt!" schrie Frau Heerwagen auf, riß den Brief an sich, öffnete ihn hastig und mit zitternden Händen und las und las . . . und ihr zur Seite stehend las ihr Mann mit . . . und jede Zeile, die die beiden in dem kurzen Schreiben weiter lasen, sank wie eine drückende Schwere auf sie — und als sie nach bangen Sekunden zu Ende waren, sank Frau Heerwagen

von der Fülle des Leides niedergedrückt in den Lehnstuhl, verhüllte mit beiden Händen ihr Antlitz und weinte leise.

Der alte Heerwagen stand zwar noch aufrecht, aber ein gewaltiger Schmerz krallte sich an ihm ein wie ein Sturm an einem hochjährigen Baume und ließ ihn bis in die Herzwurzeln erzittern.

In dem Briefe stand:

. . . . .

„Teile Dir mit, daß ich als Austausch-Gefangener demnächst nach Deutschland entlassen werde.

Es geht mir gut.

Allerdings habe ich nach dem Kampfe bei . . . das Augenlicht verloren.

Bereite die Eltern darauf vor.

Deine Liebe wird meine Sonne sein!

Erwin."

Die Mitteilung war in schiefen Zeilen geschrieben, an denen man das Nachtasten des Blinden erkennen konnte — von Erwin Heerwagens Hand.

Es waren seine männlich festen Züge trotz des Zitterns noch erkennbar.

Der alte Heerwagen war nach Genf gefahren, um von dort seinen blinden Sohn heimwärts zu geleiten.

Der Austausch der Kriegsgefangenen bot ein erschütterndes Bild.

Als Erwin Heerwagen seines Vaters Stimme hörte, preßte er in tiefster Erregung die Hände vor sein verbundenes Antlitz.

Seine erste Frage war: „Wo ist Hertha? Was ist mit ihr? Was ist geschehen? Es ist furchtbares geschehen, sonst wär sie hier! Verhehle mir nichts!"

Der alte zitternde Vater griff die bebenden Hände

seines Sohnes, zog ihn wortlos an sich, küßte ihm die bleiche Stirne und sagte mit tränenerstickter Stimme: „Sie ist vermißt."

„Seit welchem Tage?"

„Seit dem Tage, an welchem du als vermißt eingetragen warst?"

„Habt Ihr bis jetzt nie ein Lebenszeichen von ihr bekommen?"

Der alte Heerwagen, der sah, wie sein Sohn vor Erregung am ganzen Leibe zu zittern begann, sagte: „Wir haben ja auch von dir bis vor wenigen Tagen keine Nachricht erhalten; und nun bist du doch am Leben! Sorge dich also nicht! Ich kann augenblicklich nicht mehr erzählen, es versagt mir sonst die Kraft. Während der Heimfahrt können wir ruhiger darüber reden."

Während der Heimfahrt erzählte Erwin Heerwagen, daß er bis vor Kurzem an einem Nervenfieber krank gelegen sei. Es muß lange Zeit schlimm um ihn gestanden haben; es koste ihm zur Stunde noch Mühe, sich länger aufrecht zu erhalten.

„Ich habe aber wiederholt an Euch geschrieben. Und Ihr habt nichts erhalten?"

„Keine Zeile."

„So kann es auch bei Hertha sein; aber es ist der Glaube in mir, Vater, der geheiligte Glaube, daß sie eines Tages wiederkommt!" — — — — — — —

Als sie in Aschaffenburg den Zug verließen, war eine Unmenge Menschen auf dem Bahnhof. Niemand hätte in der gebeugt und unsicher gehenden Gestalt des jungen Mannes, vor dessen leeren Augenhöhlen eine schwarze Binde lag, die herrliche Mannesgestalt Erwin Heerwagens wieder erkannt. Zurufe: „Gott strafe England!" grüßte ihn von allen Seiten.

Die alte Frau Heerwagen ging schluchzend neben ihrem blinden, gebrochenen Sohne.

34.

Die Zeit des Blühens und Hoffens, das neue Leben des Jahres — der Mai — war wieder durch die Lande gegangen.

Erwin Heerwagen hatte sich unter der sorglichen Pflege der Eltern wieder rasch erholt.

Er hatte alles aufgeboten, alle Mittel versucht, alle Möglichkeiten ausprobiert, um in das Schicksal seiner Frau, in das Schicksal Hertha's Aufklärung zu bringen.

Alle Ergebnisse, alle Umfragen, alle Briefe und Antworten zuständiger Behörden des In- und Auslandes brachten nichts, was sicheren Anhalt geboten hätte, zu glauben, Hertha Heerwagen-Immensee sei noch am Leben.

Aber Erwin Heerwagen glaubte es doch!

Mußte es glauben!

Dieser Glaube war die Freude seines Lebens! Jeden Tag und jede Stunde des Tages, in welcher die Post kam, wartete er gespannt auf die Mitteilungen, die sie brachte.

Aber die erlösende Nachricht brachte keine.

So trübte sich die Hoffnung jeden Tag in ihm, um jeden Tag mit neuem Glauben wieder zu erstehen: Die Hoffnung auf ein Wiederfinden seines geliebten Weibes.

In trüben Stunden sagte er sich allerdings:

Vielleicht ist es besser, wenn sie mich nicht wieder sieht, mich, die kärgliche Menschen-Ruine!

Wie grenzenlos ist doch die Selbstsucht im Menschen, daß ich glauben kann, ein junges, schönes Weib könnte mir noch mit Gefallen, mit liebender Treue und treuer

Liebe zugetan sein, mir, dem Blinden, dessen ausgebohrte Augenhöhlen Entsetzen in jedes gesunde Auge senden. —"

Um sich von diesen düsteren Gedanken zu befreien, ließ er sich an solchen Tagen bei schönem Wetter nach den Buchenhalden des Spessarts führen, wo inmitten grünenden Nachtens in weiter Runde von der Sonne übergossen, wie ein Zauberbild, einsam die mächtige, weißgestammte Birke stand — im wehendem und wallenden Hochzeitskleid des Jahres.

Er tastete sich an den silberigen Stamm, lehnte das heiße Haupt an ihn, und dann wispelte es aus den rieselnden und wellenden und schaukelnden Aststrähnen, die herniederflossen wie duftendes Mädchenhaar, dann tropfte aus den kleinen, herbriechenden Blättern — die Erinnerung an schöne Stunden seines Lebens.

So stand der Blinde lauschend und horchend, in sich schauend, am Silberstamm der Birke.

Durch die Tiefe des nachtgrünenden Waldes zog ein Orgellied leise, leise, — wie der Klang einer Menschenseele und sang von Hertha Immensee — und sang von junireicher Liebe . . .

Erwin Heerwagens Geist hielt Gottesdienst — und war wieder stark.

Mit stolz gehobener Gestalt stand er da und lauschte: und dann hörte er durch die ewige Nacht um sich eine hohe, hehre Gestalt schreiten und fühlte ihren reinen Schimmer in sich hellen — Hertha Immensee, — Hertha, sein schönes Weib war bei ihm. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —.

Und eines Tages wird es Wirklichkeit sein! —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Hoffnung ist stärker als der Glaube! —

Wenn dann an den Abenden und in Stunden des Tages Vater und Mutter mit Gebetstimmen die Kriegsberichte aus den Zeitungen vorlasen, die mit jedem Tage aufs neue zeigten, wie das deutsche Volk, Deutschland und Österreich, wie das Germanentum in einem beispiellosen Kampfe gegen slavische Raubgelüste, gegen den romanischen Dünkel und geschichtlichen Romanen-Haß und gegen seinen schlimmsten Feind — gegen den englischen Händlerneid — immer mächtiger, größer, tatenstärker und in heiliger Würde emporwuchs, dann sank das eigene Leid Erwin Heerwagens klein und kleiner in sich zusammen und klärte sich und erhärtete in ihm und blieb in seinem Wesen haften wie ein Kristall, der in seinem Werte und in seiner Schönheit erst aufleuchtet, — wo er das Licht der weltweiten Sonne in sich saugt.

Des Blickes nach außen beraubt, sah Erwin Heerwagen mehr als sonst nach innen und erkannte mit seinem tiefen, quellauteren Wesen:

Der Krieg läßt hinter die Deckvorhänge der einzelnen Völker-Theater schauen.

Der Krieg ist ein Spiegel, der in das Wesen eines Volkes, in seinen Kulturwert und in seine Zukunftskraft schauen läßt — wie keine andere Menschentat.

Was aber in dem Völkerkriege 1914/16 dem ringenden Germanentum den Sieg verleihen wird, Deutschland — Österreich siegen lassen wird, das ist nicht nur das hohe kriegstechnische Können dieser Völker, das ist mit nicht zum geringsten Teil die vortreffliche Schulbildung dieser Völker, eine Schulung, die jeden seiner Soldaten zu einem gebildeten und gesitteten Menschen gemacht hat, der das Bewußtsein treuester Pflichterfüllung und weitester Verantwortlichkeit als Befehlshaber und Führer in sich trägt, — das ist die

wunderbare sittliche Kraft und Größe des Germanentums.

Der Völkerkrieg 1914/15 wird mit unbekämpfbaren, nie verjährenden Beweisen klarlegen:

Das deutsche Volk, Deutschland — Österreich ist das erste Kulturvolk der Welt, das am höchsten stehende! Wie hoch ragst du hinaus — deutsches Vaterland über all' die Brüdervölker der Erde — der Kultur Ziel, Rast, Genuß und Lohn bietend, — wegweisend für alle Zeiten und Völker der Erde — ein hochragendes Edelbeispiel und Großziel hehrsten Menschentums!

O, könnte ich das mit Hertha — Hertha Immensee Hand in Hand bereden und Seele zu Seele klingen lassen, wie groß die Zeit geworden ist, der wir dienen durften, wie sich der Riesenbau des Deutschtums immer massiger und in hoheitsvoller Schönheit dehnt — ein Tempel hohen Menschentums, dem wir Bausteine waren! —"

Wie oft noch sprach er ähnliche Gedanken leise und lieb vor sich hin, als spräche er sie zu seinem „jungen schönen Weibe", wenn die großen Ereignisse der Jahre 1914/1916 das deutsche Vaterland durchbrandeten!

Die furchtbare Ohnmacht, die durch seine völlige Blindheit auf ihm lag, suchte er zu bekämpfen und erträglicher zu machen, soweit hier Wille und Kraft noch bessern konnten.

„Ein Deutscher darf nicht ohnmächtig sein, solange das Blut in ihm kraftet.

Sich nicht niederringen lassen, solange noch eine Kraft zum Erheben in dir lebt!"

Das war deutsch gedacht und deutsch gewollt —

und Erwin Heerwagen ließ diesem Wollen die Tat folgen. Ein deutscher Mann.

Er besuchte die von den vorsorglichen deutschen Regierungen veranstalteten Hilfekurse für erblindete Krieger.

Sie boten manche Erleichterung, so daß er, was Schreiben und Lesen betraf, nicht mehr so ganz auf fremde Hilfe angewiesen war. — — — — — — — —

Da kam eines Tages, es war im März 1916, durch Vermittlung des Roten Kreuzes in Genf ein Brief an Erwin Heerwagen, der seinem hoffnungsmüden Herzen im Sehnen nach Hertha Immensee einen Anker bot.

Der Brief war in vlämischem Deutsch geschrieben und besagte:

Mein Herr! Ich stehe als Pflegeschwester in belgischen Diensten in einem Lazarette bei la Panne am Meere, nordwestlich von Veurne.

Ich las in einer deutschen Zeitung ihre Bitte um möglichen Aufschluß über die als vermißt geltende deutsche Rote-Kreuz-Schwester Hertha Heerwagen-Immensee, Ihre Frau.

Ich schnitt diese Anzeige aus der deutschen Zeitung und steckte sie zu mir, um für den gegebenen Fall die Namen sicher zu behalten.

Das von Ihnen bezeichnete Kampfgebiet ist ja immerhin etwas nachbarlich von la Panne gelegen.

Ein Zufall war mir günstig.

Ich besuchte neulich die auf der Dünenhöhe von la Panne liegenden Reihengräber.

An langen Lattentafeln stehen die Zahlen und Zeichen verschiedener deutscher Regimenter und vereinzelt sind Erkennungszeichen deutscher Soldaten angebracht.

Von den Reihengräbern abgesondert — dem Meere zunächst — liegt ein einzelnes Grab.

An der Kreuztafel war eine Namenskarte angenagelt, und da sie gegen Osten zeigte, wenig verwittert, so daß der Name noch gut leserlich ist. Er heißt: „Schwester Hertha Heerwagen-Immensee."

Wer diese Handlung menschlicher Nächstenliebe vollbracht hat, weiß ich nicht.

Das Personal, das seinerzeit hier gearbeitet, und die Soldaten, welche die Gräber geschaffen haben, haben längst andere Stellungen und Arbeitsgebiete bezogen.

Näheres über Ihre Frau konnte ich also nicht in Erfahrung bringen.

Das Grab der Schwester Hertha Heerwagen-Immensee liegt an friedevoller Stätte.

Der Ginster schattet mit goldenen Zweigen darüber. Der blutige Lärm der Zeit langt nicht in diese Gottesruhe.

Nur das Meer — das immer unruhvolle — wirft zur Zeit der Flut seine Kampflaute in die Stille der Gräber und der Flugsand läßt manchmal im Winde sein seidenes Knistern erklingen.

Hier ist Friede.

Da ich selbst in diesem furchtbaren Kriege den liebsten Menschen verloren habe, weiß ich, wie dankbar man für alles ist, was von ihm — uns gerettet bleibt.

Aus diesem menschenechtesten Gefühle heraus schreibe ich an Sie; denn die Menschenliebe darf nie sterben unter uns Menschen — trotz alledem; die Menschenliebe darf nie sterben!

Schwester van Maerlant."

Nun wußte es Erwin Heerwagen.

Und die Ruhe wurde seinem Herzen — eine wehe Ruhe.

Er schickte durch die Vermittlungsstelle in Genf einen ansehnlichen Geldbetrag an Schwester van Maerlant mit der Bitte, einen Teil davon zur Pflege des Grabes zu verwenden.

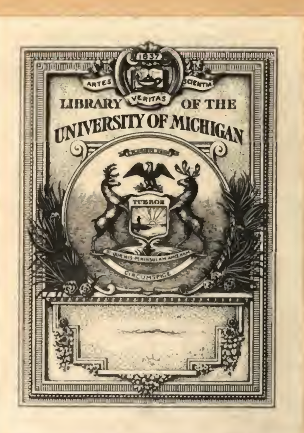
„Und wenn einmal der Frieden kommt, wenn einmal Friede ist . . . Friede . . .“

Da stand der Blinde auf, reckte sich und zwang etwas in sich hinein, ehrfürchtig in sich hinein, das eigene kleine Leid! — Und dann lauschte er hocherhobenen Armes wieder hinaus in das kampfdurchgeschrieene Vaterland — und riß den Glauben in sich hoch wie ein Flaggenzeichen, den Glauben an Deutschlands Ruhm und Größe, für den sein junges, schönes Weib — sein Leben gegeben hatte:

eine deutsche Heldin.

Ende.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06437 9434


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



